PVZ

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_S0-EHD-652

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

JOHN GALSWORTHY
GESAMMELTE WERKE

Einzig berechtigte, vom
Dichter genehmigte
deutsche Ausgabe

1929

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN / WIEN / LEIPZIG

PR
6013
.A5
S23

JOHN GALSWORTHY
EIN HEILIGER

ROMAN

Autorisierte Übersetzung
aus dem Englischen von
LEON SCHALIT

79251

1929

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN / WIEN / LEIPZIG

1.—30. TAUSEND

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1929 by Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Berlin-Wien-Leipzig
Einbandentwurf von Rudolf Geyer
Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg

EIN HEILIGER

Sein Leben war nur angenommner Schein.

König Lear

C. S. EVANS
ZUGEEIGNET

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

Es war ein Tag, an dem die Herzen höher schlugen. Der Juli ließ alle seine Flaggen wehn; Sonne und Mohnblumen leuchteten; weiße Schmetterlinge zogen Kreise und Spiralen, und die Bienen schwärmten emsig um das Löwenmaul. Die Linden begannen gerade zu blühen. Schon wuchsen hohe weiße Lilien auf den Gartenbeeten um die Wette mit dem Rittersporn, die Blätter der vollerblühten York- und Lancaster-Rosen breiteten sich rund um ihre goldenen Herzen aus. Ein sanfter Wind wehte, und über dem Haupt Edward Piersons, der von seiner einsamen Wanderung zur Tintern-Abtei zurückkehrte, war ein ständiges Raunen, Schwirren und Sausen, das anschwoll und wieder verklang. Er war erst an jenem Morgen in Kestrel, dem Heim seines Bruders Robert am Ufer des Wye, angekommen, da er sich unterwegs in Bath aufgehalten hatte; und nun war sein Gesicht ungleichmäßig abgebrannt wie bei Leuten, die zu lang in London gewesen sind. Als er die schmale, von Laubwerk fast überwölbte Allee entlangschritt, drangen die Töne eines Walzers — auf dem Klavier geklimpert — an sein Ohr, und er lächelte, denn Musik war seine größte Leidenschaft. Sein dunkles, leicht ergrautes Haar war von der heißen Stirn zurückgestrichen, und er fächelte sich mit seinem Strohhut. Die Stirn, die gar nicht breit war, schien doch der breiteste Teil im schmalen Oval des Gesichtes, dessen Länge noch durch einen kurzen dunklen Spitzbart betont wurde; ein Gesicht, das van Dyck hätte malen können, gütig

und ernst, bis auf die leuchtenden grauen Augen, die von kleinen Fältchen umgeben waren, mit ihren aschblonden Wimpern und dem seltsamen Blick, der nicht zu sehen schien, was vor ihm war. Trotz Hitze und Müdigkeit schritt er rasch dahin; er war von hoher, aufrechter und schmächtiger Gestalt, trug das graue Gewand des Geistlichen, und auf seiner schwarzen Kaschmirweste baumelte ein kleines goldenes Kreuz.

Oberhalb und etwas abseits von seines Bruders Haus, dessen Garten bis zur Bahnlinie und zum Fluß hinunterreichte, hatte man einen großen Pavillon gebaut. Wo die Allee sich gabelte, blieb Pierson stehen und freute sich an dem Klang des Walzers und an dem kühlen Abendwind, der durch die Birken und Sykomoren strich. Ein Mann von fünfzig Jahren, der auf dem Lande geboren und aufgewachsen ist und Schönheit zu würdigen weiß, leidet schwer unter Heimweh, wenn er lange und ohne Unterbrechung in London wohnen muß; und so waren es fast heilige Stunden für ihn gewesen, die er an diesem Nachmittag in der alten Abtei zugebracht. Er hatte sich mit allen Sinnen in das sonndurchflutete Grün der ragenden Wälder gegenüber versenkt, hatte die Spinnen und die kleinen glitzernden Käfer beobachtet, die Fliegenschnäpper und die Sperlinge im Efeu, hatte die Moose und die Flechten berührt, dem Ehrenpreis ins Auge geblickt, und geträumt — er wußte selbst nicht was. Hoch oben über den Wäldern hatte ein Habicht gekreist, und gleich ihm war seine Seele in den blauen Äther entschwebt. Es war, als hätte er seinen Geist gebadet und seine Seele von allem Staub und allen Sorgen der Großstadt gereinigt.

Ein Jahr lang hatte er die Amtspflichten in seinem Sprengel allein versehen, denn sein Hilfsgeistlicher war Feldprediger geworden. Seit Kriegsausbruch, vor zwei Jahren, genoß er nun seine ersten richtigen Ferien und benützte sie, um zum ersten

Male wieder seinen Bruder zu besuchen. Er blickte den Garten hinunter und zu den Bäumen der Allee empor. Nach einem fünfundzwanzigjährigen Aufenthalt auf Ceylon hatte Bob hier entschieden einen idealen Ruhesitz gefunden. Der gute alte Bob! Und er lächelte bei dem Gedanken an seinen älteren Bruder, dessen sonngebräuntes Antlitz mit dem wilden grauen Backenbart ein wenig an einen bengalischen Tiger erinnerte — der beste Mensch, den er je getroffen! Jawohl, er hatte ein ideales Heim für Thirza und sich gefunden. Und Edward Pierson seufzte. Auch er hatte einst ein ideales Heim gehabt, eine ideale Frau; ihr Tod vor fünfzehn Jahren hatte in seinem Herzen eine noch immer unvernarbte Wunde hinterlassen. Ihre beiden Töchter, Gratian und Noel, waren ihr nicht nachgeraten; Gratian glich seiner eigenen Mutter, und Noels blondes Haar und ihre großen grauen Augen gemahnten ihn stets an seine Kusine Leila, das arme Ding, das sich sein Leben so verpfuscht hatte und nun, wie man ihm erzählte, in Südafrika den Unterhalt durch Singen verdiente. Welch ein hübsches Mädchen sie doch gewesen war!

Bei den unablässig lockenden Klängen des Walzers erreichte er den Eingang zum Musikzimmer. Ein bunter Kattunvorhang hing dort, er vernahm das Geräusch von über das Parkett gleitenden Füßen und sah seine Tochter Noel sich langsam im Walzertakt drehen in den Armen eines jungen Offiziers in Khaki. Rundherum im Kreise bewegten sie sich, rückwärts, nach der Seite, mit sonderbaren Schritten, die wohl erst kürzlich in Mode gekommen waren, denn er kannte sie nicht. Am Klavier saß seine Nichte Eve, ein verschmitztes Lächeln auf dem rosigen Gesicht. Doch Edward Pierson sah nur seine junge Tochter. Ihre Augen waren halb geschlossen, die Wangen ziemlich blaß, und ihr kurzgeschnittenes lichtes Haar fiel in Locken auf den schlanken runden Hals. Ganz kühl schien sie, obgleich der

junge Mann, in dessen Armen sie dahinglitt, wie Feuer glühte; ein schöner Junge, mit blauen Augen und goldenem Bartflaum auf der Oberlippe seines sonnigen, rotwangigen Gesichts. Edward Pierson dachte: ‚Ein hübsches Paar!' Und einen Augenblick lang sah er Leila und sich selbst, wie sie auf jenem längstvergangenen Mai-Sportfest in Cambridge miteinander tanzten — er erinnerte sich, daß es an ihrem siebzehnten Geburtstag war, sie mußte also damals gerade ein Jahr jünger gewesen sein als Nollie jetzt. Und dies war wohl der junge Mann, den seine Tochter während der letzten drei Wochen in ihren Briefen erwähnt hatte. Wollten sie denn gar nicht zu tanzen aufhören?

Er trat näher, so daß man ihn sehen mußte, und fragte:

„Ist dir nicht sehr heiß, Nollie?"

Sie warf ihm einen Kuß zu; der junge Mann stutzte, sah etwas verwirrt drein, und Eve rief herüber:

„Wir haben gewettet, Onkel, wer es am längsten aushält — die beiden, oder ich."

Pierson sagte nachsichtig:

„Eine Wette? Aber Kinder!"

Noel murmelte über ihre Schultern hinweg:

„Macht nichts, Daddy!"

Und der junge Mann keuchte: „Sie hat eines ihrer jungen Hündchen gegen eines von meinen gewettet, Sir."

Pierson setzte sich, ein wenig benommen durch das einschläfernde Geklimper, die langsam kreisenden Bewegungen der Tänzer und die halbgeschlossenen, feucht schimmernden Augen seiner jungen Tochter, die ihn über ihre Schulter hinweg ansah, so oft sie vorüberkam. Er saß da und lächelte. Nollie war kein Kind mehr! Jetzt, da Gratian geheiratet hatte, empfand er seine Verantwortung für sie umso stärker. Wäre nur seine geliebte Frau am Leben geblieben! Das Lächeln

verschwand von seinen Lippen, er sah plötzlich sehr müde aus. Der physische und geistige Kampf, den er seit fünfzehn Jahren durchgemacht hatte, drückte ihn manchmal fast zu Boden. Die meisten Männer hätten wieder geheiratet, aber ihm wäre dies als Entweihung seines Gefühls erschienen. Wenn auch die Kirche Wiederverheiratung gestattete, waren doch wirkliche Ehen für immer geschlossen.

Er sah seiner jungen Tochter mit einem Gemisch von ästhetischem Vergnügen und leiser Besorgnis zu. Konnte ihr das nicht schaden? Doch die beiden sahen so glücklich aus, und er verstand ja so vieles an diesen jungen Geschöpfen nicht. In Noel, die zärtliche, verträumte, schien manchmal ein kleiner Teufel zu fahren. Der Verlust der Mutter in so früher Jugend galt Edward Pierson als Ursache dieser Ausbrüche dämonischer Besessenheit, denn die nur zwei Jahre ältere Gratian hatte nie die Stelle der Mutter vertreten. Diese Aufgabe war i h m zugefallen, und er zweifelte an dem Erfolg seiner Bemühungen.

Er saß da und sah halb belustigt, halb bekümmert zu ihr auf. Und plötzlich sagte sie mit ihrer zarten Stimme, die jedes Wort etwas verächtlich hervorzustoßen schien:

„Ich hör' jetzt auf," und während sie sich neben ihn setzte, nahm sie seinen Hut, um sich damit zu fächeln.

Eve schloß mit einem triumphierenden Akkord. „Hurra! Ich hab' gewonnen!"

Der junge Mann murmelte:

„Aber Noel, wir hätten's noch viel länger ausgehalten!"

„Das weiß ich, aber Vater begann sich zu langweilen, nicht wahr, Daddy? Das ist Cyril Morland."

Pierson schüttelte dem jungen Mann die Hand.

„Daddy, wie deine Nase abgebrannt ist!"

„Ich weiß es, liebes Kind."

„Ich kann dir ein weißes Zeug dafür geben. Du mußt es aber die ganze Nacht darauf lassen. Onkel und Tante gebrauchen es auch."

„Nollie!"

„Eve behauptet es. Wenn Sie schwimmen gehen, Cyril, dann geben Sie auf die Strömung acht!"

Der junge Mann, dessen Blick unverhohlene Anbetung verriet, murmelte: „Freilich!" und ging hinaus.

Noels Augen folgten ihm; Eve sprach als erste.

„Wenn du noch vor dem Tee baden willst, Nollie, dann mußt du dich beeilen."

„Stimmt. War's schön in der Abtei, Daddy?"

„Wundervoll, sie wirkt wie ein erhabenes Musikstück."

„Für Daddy wird immer alles gleich zu Musik. Du solltest die Abtei im Mondlicht sehn, da ist sie prachtvoll. Ja, Eve, ich komme schon." Sie stand jedoch nicht auf, und als Eve draußen war, schob sie ihren Arm zärtlich in den des Vaters und fragte leise:

„Was hältst du von Cyril?"

„Liebes Kind, wie kann ich das sagen? Er scheint ein netter junger Mann zu sein."

„Das genügt, Daddy, streng' dich nicht an. Es ist hübsch hier, nicht wahr?" Sie stand auf, streckte sich ein wenig und verließ das Zimmer; wie ein hochaufgeschossenes Kind sah sie aus, mit den kurzen Locken, die sich um den Kopf ringelten.

Pierson blickte ihr nach, bis sie hinter dem Vorhang verschwunden war. ‚Wie anmutig sie ist!' dachte er. Und auch er erhob sich, aber statt den andern zu folgen, trat er ans Klavier und begann Mendelssohns Präludium und Fuge in E-Moll zu spielen. Er hatte einen schönen Anschlag und spielte mit einer Art verträumter Leidenschaft. So half er sich über

alle Schwierigkeiten, über Kummer und Sehnsucht hinweg, es war ein Mittel, das nie ganz versagte.

Während seines Studiums in Cambridge wollte er die Musik zum Beruf wählen, die Familientradition bestimmte ihn jedoch zum Priester und die damalige Strömung innerhalb der englischen Hochkirche, die eine Erneuerung des religiösen Gefühls mit sich brachte, hatte auch ihn mitgerissen. Er hatte immer über private Mittel verfügt, und die ersten Jahre vor seiner Heirat war er als Pfarrer im Ostend ganz glücklich gewesen. Nicht nur Gelegenheit, sondern auch die Möglichkeit zu haben, den Armen zu helfen, hatte ihn mit Begeisterung erfüllt; da er selber schlicht war, hatten die schlichten Leute in seinem Pfarrsprengel bald sein Herz gewonnen. Als er aber Agnes Heriot zur Frau nahm, erhielt er eine eigene Pfarre an der Grenze zwischen Ost- und West-London, und dort war er auch nach ihrem Tod geblieben, der ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte. Es war besser, dort weiter zu leben, wo die Arbeit und alles übrige ihn an seine Frau erinnerte, die er niemals über eine andre vergessen wollte. Aber er wußte, daß er nicht mehr mit jener Freude an die Arbeit ging, wie zu ihrer Zeit oder sogar vor ihrer Zeit. Ob er, der seit sechsundzwanzig Jahren Priester war, jetzt selber genau wußte, was er glaubte, läßt sich bezweifeln. Durch Tausende seiner eigenen Äußerungen hatte er alles genau umschrieben und festgelegt. Aufs neue die Wurzeln seines Glaubens bloßzulegen, wäre gleichbedeutend mit der Absicht gewesen, die Grundmauern eines noch stehenden Hauses zu entfernen. Manche Menschen wurzeln naturgemäß im Unaussprechlichen, für das ein Glaubensbekenntnis so gut ist wie das andere, doch Edward Pierson zog zweifellos die Dogmen der englischen Hochkirche denen des Zarathustra vor. Die spitzfindigen Veränderungen dieser Dogmen und ihre Einschränkung durch die Wissenschaft hinterließen kaum ein

Gefühl der Inkonsequenz oder des Verrates in seiner Seele. Feinfühlend, mitleidig und nur im tiefsten Herzen ein Kämpfer, vermied er instinktiv Diskussionen, die andere oder ihn selbst verletzen konnten. Und da man Erklärungen kaum von einem Menschen erwarten konnte, der nicht vom Vernunftgemäßen ausging, fand er nur selten Gelegenheit, irgendeiner Sache auf den Grund zu gehen. Gerade so wie er sich bei der alten Abtei durch den Habicht, die Käfer, die Gräser ins Unendliche hatte locken lassen, ebenso wurde er auch am Klavier durch die Töne seines eigenen Spiels in eine Welt der Gefühle entrückt, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß er sich auch jetzt in religiöser Ekstase befand.

„Kommst du nicht zum Tee, Edward?"

Hinter ihm stand eine Frau in fliederfarbenem Kleid; ihr Gesicht gehörte zu jenen, die ewig unschuldig bleiben, trotz des tiefen Wissens um das Leben, das jede Mutter besitzt. In Tagen des Leidens und der Sorge, wie nun im Weltkrieg, war Thirza Pierson ein wertvoller Mensch. Ohne je eine Meinung über kosmische Dinge abzugeben, verkörperte sie doch gewisse kosmische Wahrheiten, wie zum Beispiel, daß es doch so etwas wie Frieden gab, wenn auch die ganze Welt Krieg führte; daß doch so etwas wie Mütterlichkeit bestehen blieb, wenn auch die Söhne der Mütter getötet wurden; daß die Gegenwart noch existierte, wenn auch jeder Mensch für die Zukunft lebte. Ihre ruhige, sanfte, nüchterne Art, alles zu erledigen, und der feuchte Glanz ihrer Augen hatten sich während des dreiundzwanzigjährigen Aufenthalts auf einer Teeplantage in dem heißen Teil von Ceylon bewährt, bewährten sich bei Bob Pierson, angesichts der Sorge, zwei Söhne an der Front zu haben, und auch dann, wenn fast jeder, der ihr begegnete, sie zu seiner Vertrauten machte. Nichts konnte sie aus der Fassung bringen. Sie wirkte wie eine Allegorie der Güte, die ein alter Meister gemalt und die

Zeichnerin Kate Greenaway restauriert hatte. Sie suchte nie Erlebnisse, aber allem, was das Leben brachte, verstand sie die beste Seite abzugewinnen. Dies war ihr Geheimnis, und für Pierson bedeutete ihre Gegenwart ein Ausruhn.

Er erhob sich und schritt neben ihr über den Rasenplatz, auf den großen Baum am Ende des Gartens zu.

„Findest du, daß Noel gut aussieht, Edward?"

„Sie ist sehr hübsch. Und der junge Mann, Thirza?"

„Jawohl; ich fürchte, er ist bis über die Ohren in sie verliebt."

Ein Laut der Bestürzung entfuhr ihm; sie schob ihren weichen, runden Arm in den seinen. „Er geht bald an die Front, der arme Junge!"

„Haben die beiden mit dir gesprochen?"

„Er schon. Nollie nicht."

„Nollie ist ein sonderbares Kind, Thirza."

„Nollie ist ein Prachtmädel, aber sie ist ganz unberechenbar, Edward."

Pierson seufzte.

Unter dem Baum, wo der Teetisch bereitstand, saß die ‚ganz Unberechenbare' in einer Schaukel. „Wie reizend sie ist!" sagte er und seufzte wieder.

Die Stimme seines Bruders klang herüber, hoch und etwas keuchend, als hätte das Klima von Ceylon sie verdorben:

„Ted, du unverbesserlicher Träumer! Wir haben alle Himbeeren aufgegessen. Eve, gib ihm Marmelade, er muß ja halb verhungert sein! Herrgott, diese Hitze! Komm, mein Kind, schenk' ihm seinen Tee ein. Hallo, Cyril! War das Bad angenehm? Potztausend, ich wollt', i c h hätte den pudelnassen Kopf! Sie könnten sich dort zu Nollie auf den Boden hocken; sie wird schaukeln und Ihnen die Fliegen verscheuchen."

„Gib mir eine Zigarette, Onkel Bob — —"

„Was! Da wird dein Vater aber — —“

„Nur wegen der Fliegen. Du hast doch nichts dagegen, Daddy?“

„Nicht, wenn es nötig ist, mein Kind.“

Noel lächelte, wobei ihre Zähne sichtbar wurden; ihre Augen schimmerten feucht unter den langen Wimpern.

„Nötig ist es nicht, aber angenehm.“

„Aha!“ sagte Bob Pierson. „Da hast du deine Zigarette, Nollie!“

Doch Noel schüttelte den Kopf. In diesem Augenblick kam sie ihrem Vater schrecklich erwachsen vor, wie sie so gelassen über dem jungen Mann zu ihren Füßen schaukelte, dessen sonniges Gesicht voll Anbetung zu ihr emporsah. ‚Sie ist kein Kind mehr!‘ dachte er, ‚meine kleine Nollie!‘

ZWEITES KAPITEL

I

Es ist grausam, täglich durch das Hinstellen des heißen Wassers aufgeweckt zu werden; das empfand auch Edward Pierson, der in dem Zimmer mit den bunten Kattunvorhängen lag und sich daheim in London wähnte. Eine wilde Biene, die in der Blumenschale auf dem Fensterbrett nach Honig suchte, und der Duft von Heckenrosen zerstörten diese Illusion. Er zog den Vorhang zurück, und auf der Fensterbank knieend, streckte er den Kopf in den Morgen hinaus. Die Luft war berauschend. Frühnebel hing über dem Fluß und den Wäldern am andern Ufer; Tautropfen funkelten auf der Wiese und zwei Bachstelzen wippten im sonnbeschienenen Gras. ‚Mein Gott, ich danke dir für diese Schönheit!' dachte er. ‚Diese armen Jungens an der Front!' Und knieend, die Ellbogen aufs Fensterbrett gestützt, begann er sein Morgengebet. Dasselbe Gefühl, das ihn veranlaßte, seine Kirche zu schmücken, Meßgewänder, gute Musik und Weihrauch zu verwenden, erfüllte ihn jetzt. Gott war gegenwärtig in der Schönheit seiner Welt, ebenso wie in seinen Kirchen. Man konnte ihn in einem Buchenhain anbeten, in einem schönen Garten, auf einem Berg, oder an den Ufern eines leuchtenden Flusses. Gott war im Rauschen der Blätter und im Summen der Biene, im Tau des Grases und im Duft der Blumen; Gott war in allen Dingen! Und seinem täglichen Gebet fügte er flüsternd hinzu: „Ich danke dir für meine Sinne, o Herr! Erhalte sie empfänglich in uns allen und dankbar für das Schöne." Dann verharrte er

regungslos, einem glücklichen Sehnen hingegeben, das fast schon Melancholie war. Stets wirkte das wahrhaft Schöne so auf ihn. Man konnte nur so wenig davon erhaschen, konnte es nie genug genießen! Wer war es nur, der vor kurzem gesagt hatte: ‚Liebe zur Schönheit ist nichts anderes als der Geschlechtstrieb, den nur völlige Vereinigung befriedigen kann.' Ach ja! George — Gratians Gatte. George Laird! Eine kleine Falte trat zwischen seine Brauen, als säße ihm ein Dorn im Fleisch. Armer George! Aber schließlich waren alle Ärzte im Grunde Materialisten und trotzdem prächtige Burschen! Ein tüchtiger Kerl, dieser George, der sich draußen in Frankreich halbtot arbeitete. Man durfte sie nur nicht zu ernst nehmen. Er pflückte eine Heckenrose und hielt sie an die Nase, die noch von der Sonnenbrandsalbe glänzte, welche Noel ihm aufgedrängt hatte. Der süße Duft der kleinen rauhen Blätter erweckte in ihm einen plötzlichen Schmerz. Er ließ den Zweig fallen und zog den Kopf zurück. Nur keine Sehnsucht, keine Melancholie! Man sollte draußen sein an diesem wundervollen Morgen!

Es war Sonntag; aber heute mußte er nicht drei Messen lesen und wenigstens eine Predigt halten, es sollte einmal ein wirklicher Ruhetag für ihn werden. Dies brachte ihn beinahe aus der Fassung; so lang hatte er sich wie das Droschkenpferd gefühlt, das man nicht ausspannen darf, weil es sonst hinfällt. Er zog sich bedächtig an und war noch nicht ganz fertig, als es an der Tür klopfte und Noels Stimme fragte: „Darf ich hineinkommen, Daddy?"

In ihrem flachsblauen Kleid, eine Gloire de Dijon-Rose am Ausschnitt, der den leichtgebräunten Hals freiließ, kam sie ihrem Vater wie die verkörperte Jugend vor.

„Hier ist ein Brief von Gratian; George ist krank aus dem Feld zurückgeschickt worden und liegt bei uns zu Hause. Sie hat vom Spital Urlaub bekommen, um ihn zu pflegen."

Pierson las den Brief. „Armer George!"

„Wann darf i c h Pflegerin werden, Daddy?"

„Wir müssen warten, bis du achtzehn bist, Nollie."

„Ich könnte ja einfach sagen, daß ich es schon bin. Es fehlt nur noch ein Monat, und ich sehe viel älter aus."

Pierson lächelte.

„Glaubst du nicht?"

„Man könnte irgendein Alter raten zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig, je nachdem, wie du dich benimmst, mein Kind."

„Ich möchte so nah als möglich an die Front."

Sie hielt den Kopf so, daß die Sonne ihr Gesicht umrahmte, das ziemlich breit schien — die Stirn fast zu breit — unter dem welligen, blonden Haar; die Nase war kurz und unausgeprägt, die Wangen noch jugendlich rund, fast wachsbleich, mit leichten Schatten unter den Augen. Aber ihre kindlich schmalen und doch zärtlichen Lippen und vor allem ihre großen grauen Augen, voll von träumerischem Glanz, machten aus dem Entlein einen Schwan. Er konnte sie sich nicht in der Tracht einer Pflegerin vorstellen.

„Das ist mir neu, Nollie."

„Cyril Morlands Schwestern sind beide draußen; und er selbst geht bald hinaus. Jeder geht."

„Gratian war noch nicht draußen. Die Ausbildung dauert recht lange."

„Das weiß ich; ein Grund mehr, anzufangen."

Sie erhob sich, blickte erst auf ihn, dann auf ihre Hände, schien etwas sagen zu wollen, unterließ es aber. Ein schwaches Rot war in ihre Wangen gestiegen. Offensichtlich nur, um die Unterhaltung fortzuführen, fragte sie dann:

„Gehst du in die Kirche? Es ist wirklich der Mühe wert, Onkel Bob die Bibeltexte lesen zu hören, besonders, wenn er

sich in der Zeile irrt. Nein, du sollst den langen Rock nicht anziehn, bevor es Zeit zum Kirchgang ist. Ich duld' es nicht!"

Gehorsam verzichtete Pierson auf den langen Rock.

„Sieh nur, dafür bekommst du meine Rose. Deine Nase ist wirklich besser geworden." Sie küßte ihn auf die Nase, nahm die Rose von ihrem Kleid und steckte sie ins Knopfloch seines kurzen Rockes. „So, jetzt kannst du mitkommen!" Arm in Arm gingen sie hinunter. Er aber wußte, daß sie ihm doch nicht anvertraut hatte, was ihr auf dem Herzen lag und weshalb sie gekommen war.

II

Als der Wohlhabendste seiner Gemeinde las Bob Pierson stets die Bibeltexte mit seiner hohen, keuchenden Stimme, und sein Atem reichte nie für den ganzen Satz aus. Der Gemeinde, die daran gewöhnt war, fiel das nicht weiter auf; er galt eben als der unvermeidliche Vertreter der Gentry und mußte als solcher überall dabei sein. Nur seine eigene Familie nahm Anstoß daran. Während Noel in der zweiten Reihe mit krampfhaftem Ernst auf ihres Vaters Profil in der ersten Reihe starrte, ging ihr der Gedanke durch den Kopf: ‚Armer Daddy! Die Augen quellen ihm schier aus dem Kopf. O Daddy! Lächle doch, sonst wirst du noch ersticken!' Stramm und steif in seiner Uniform saß der junge Morland neben ihr und dachte: ‚Sie denkt gar nicht an mich.' Und gerade in diesem Augenblick hakte sich ihr kleiner Finger in den seinen. Edward Pierson dachte: ‚O du mein guter alter Bob! O!' Und Thirza neben ihm dachte: ‚Der arme liebe Edward! Wie gut für ihn, daß er einmal gründlich ausspannen kann! Ich muß ihn tüchtig füttern, er ist so mager!' Und Eve dachte: ‚O Vater! Hab' Erbar-

men!' Aber Bob Pierson dachte: ‚Hurra! Nur noch drei Verse!' Noels kleiner Finger hakte sich los, doch ihr Blick stahl sich zu dem jungen Morland hinüber, und während des ganzen Singens und Betens schwand das Leuchten nicht aus ihren Augen. Indes die Gemeinde unter ehrfürchtigem Rascheln sich setzte, bestieg ein Mann im Chorhemd die Kanzel.

„Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert."

Pierson sah auf. Tiefe Ruhe überkam ihn. Ein angenehmes Licht erfüllte die Kirche; das Summen einer Brummfliege schien das Schweigen noch zu vertiefen. Kein kritischer Gedanke, kein störendes Gefühl behelligte ihn. Er dachte: ‚Nun werde ich etwas zu meiner Erbauung hören; ein schöner Text; wann habe ich das letzte Mal darüber gepredigt?' Von den andern ein wenig abgewandt, gewahrte er nichts als des Geistlichen schlichtes Antlitz dort oben über dem eichenen Schnitzwerk; es war so lange her, seit man vor ihm gepredigt hatte, so lange, seit er sich einmal ausgeruht! Die Worte ertönten, schlugen an sein Ohr, wurden aufgenommen, drangen einen Augenblick in sein Bewußtsein und versanken. ‚Eine gute einfache Predigt!' dachte er. ‚Ich bin wohl etwas abgestumpft, mir scheint, ich kann nicht mehr — —' „Lasset uns nicht glauben, geliebte Brüder," klang eintönig die ernste Stimme des Predigers, „daß unser Herr, da Er sagte, Er bringe ein Schwert, ein wirkliches Schwert vermeinte. Zweifellos war es das Schwert des Geistes, das Er vermeinte, jenes blitzende Schwert des Geistes, das zu allen Zeiten die Fesseln durchhieb, in die die Menschen sich durch ihre eigene Begehrlichkeit verstricken, in die die Menschen einander verstricken, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, wie uns so schlagend bewiesen wurde durch den Einfall unserer grausamen Feinde in ein kleines Nachbarland, das ihnen kein Leid zugefügt. Geliebte Brüder, wir alle können

Schwerter bringen.“ Piersons Kinn fuhr in die Höhe; schnell hob er die Hand und strich sich übers Gesicht. ‚Alle können Schwerter bringen?‘ dachte er, ‚Schwerter? Ich hab’ doch nicht geschlafen — bestimmt nicht!‘ „Aber lasset uns auch dessen eingedenk sein, daß unsere Schwerter leuchten, leuchten in der Hoffnung, leuchten im Glauben, auf daß wir sie blitzen sehen inmitten der fleischlichen Begierden dieses irdischen Lebens, auf daß sie uns den Weg bahnen zu jenem himmlischen Königreich, wo allein der Friede ist, der wahre Friede. Lasset uns beten.“

Pierson schloß die Augen nicht, er öffnete sie, als er niederkniete. In der Bank hinter ihm waren Noel und der junge Morland ebenfalls niedergekniet, und beide bedeckten das Gesicht nur mit der einen Hand; aber ihre linke Hand und seine rechte hingen hinunter. Sie verweilten etwas länger im Gebet als alle andern, und als sie sich erhoben hatten, sangen sie die Hymne etwas lauter.

III

Am Sonntag kamen keine Zeitungen, nicht einmal das Lokalblatt, das so lang und so tapfer das seine dazu beigetragen hatte, um mit Überschriften den Krieg zu gewinnen. Nicht die geringsten Berichte von vernichteten Menschenleben brachten Abwechslung in die Stille dieses heißen Julinachmittags und belebten die schläfrige Stimmung, die Tante Thirzas Sonntagslunch folgte. Einige schliefen, andere glaubten, wach zu sein; Noel aber und der junge Morland wanderten bergauf durch die Wälder zu einer hochgelegenen Wiese, wo Heidekraut und Ginster wuchsen, am Fuße der Felsen von Kestrel. Zwischen den beiden jungen Leuten war noch kein Wort von Liebe ge-

fallen. Nur Blicke und Berührungen hatten bisher ihre Zuneigung gefördert.

Der junge Morland war ein Schul- und Universitätskollege der jungen Piersons, die jetzt an der Front standen. Er besaß kein eigenes Heim, denn seine Eltern waren tot, und er war schon öfters in Kestrel zu Besuch gewesen. Als er vor drei Wochen angekommen war, um den letzten Urlaub vor seinem Einrücken ins Feld hier zu verbringen, und ihn ein junges Mädchen in einem kleinen Jagdwagen von der Station abholte, da hatte er gleich erkannt, daß sie sein Schicksal sei. Doch wer könnte sagen, wann Noel sich verliebte? Wahrscheinlich war gerade jetzt ihr Herz für dies neue Gefühl empfänglich. Die letzten zwei Jahre hatte sie in einem jener erstklassigen Mädchenpensionate verbracht, wo trotz des sinnreichen Lehrplans oder vielleicht eben deshalb immer geheime Regungen des Interesses für das andere Geschlecht sich geltend machen und der Instinkt, trotz der ernstesten Bemühungen, sich nicht unterdrücken läßt. Das Verschwinden jedes jungen männlichen Wesens im Bauch des Molochs Krieg leistete diesem Instinkt Vorschub. Bei den reichlichen Gelegenheiten der Vorkriegszeit brauchte man diese Dinge nicht gar so wichtig zu nehmen; doch nun wurden die Gedanken Noels und ihrer Mitschülerinnen gewaltsam darauf hingelenkt. Liebe, Ehe, Mutterschaft, die zahllose Generationen zum Los der Frau bestimmt hatten, waren jetzt für diese jungen Geschöpfe in Frage gestellt. Und es war nur natürlich, daß sie etwas erstrebten, was ihnen zu entgleiten schien.

Als der Blick des jungen Morland Noel unablässig folgte und ihr so verriet, was in ihm vorging, freute sie sich. Nach dieser Freude wurde sie ein wenig aufgeregt, nach dieser Erregung verträumt. Etwa eine Woche vor der Ankunft ihres Vaters begann s i e im geheimen dem jungen Mann mit dem Blick zu folgen; sie wurde launenhaft und manchmal grausam.

Wenn ein anderer junger Mann dagewesen wäre, den sie hätte begünstigen können — — aber es war keiner da! Und so verwöhnte sie Onkel Bobs roten Vorstehhund. Cyril Morland geriet in Verzweiflung. Während jener drei Tage war sie ganz bestimmt von dem Teufel besessen, den ihr Vater so sehr fürchtete. Und dann, eines Abends, als sie zusammen von den frischgemähten Wiesen heimgingen, sah sie ihn von der Seite an, und er sagte schwer atmend: „O Noel, was hab' ich denn getan?" Sie ergriff seine Hand und drückte sie hastig. Von da ab war sie verändert — wie verwandelt; er war selig! . . .

Schweigend schritt der junge Morland durch den Wald bergauf und faßte sich endlich ein Herz: ‚Heute sollte die Sache zur Entscheidung kommen!' Auch Noel stieg schweigend bergan und dachte: ‚Wenn er mich küßt, werd' ich ihn auch küssen!' Eine Art Mattigkeit und Erwartung erfüllten sie; der breitrandige Hut beschattete ihr Gesicht, sie blickte Morland nicht an. Sonnenlicht strömte durch jede Lücke im Laubwerk, belebte wunderbar das Grün des steil ansteigenden Waldes, leuchtete auf den Blättern der Buchen, Eschen und Birken, rann in kleinen Bächlein zu Boden, malte schimmernde Flecken auf Baumstämme und Gras, auf Bucheckern und Farne; Schmetterlinge haschten einander in diesem Sonnenlicht, und Myriaden von Ameisen, Mücken und Fliegen schienen von einem wahren Lebenstaumel ergriffen. Der ganze Wald schien verzaubert, als wäre der Sonnenschein ein seliger Geist, der sich dort niedergelassen hatte. An einer Stelle auf halber Höhe, wo der Wald sich lichtete und die beiden tief unten das Leuchten des Flusses erblickten, setzte sich Noel auf einen Baumstumpf, und der junge Morland blieb stehen und sah sie an. Warum nur ließ dies eine Antlitz von allen, diese Stimme und nicht jene das Herz höher schlagen? Warum nur rief die Berührung e i n e r

Hand Entzücken wach und die Berührung einer andern gar nichts? Er kniete nieder und preßte seine Lippen auf ihren Fuß. Ihre Augen begannen hell zu leuchten; doch sie erhob sich und lief weiter — daß er ihren Fuß küssen würde, hatte sie nicht erwartet. Sie hörte, wie er ihr nachlief, und blieb, an eine Birke gelehnt, stehen. Er stürzte auf sie zu, und ohne ein Wort zu sagen, berührten seine Lippen die ihren. Der Augenblick im Leben, den Worte nicht wiedergeben können, war für die beiden gekommen. Dann saßen sie wie verzaubert da und rührten sich nicht von der Stelle, sondern hielten einander umschlungen, während der Waldgeist ihnen zusah. Wie wundersam der Krieg die Liebe fördert! Was sonst sechs Monate gebraucht hätte, vollzog sich nun in drei Wochen.

Eine kurze Stunde verstrich, dann meinte Noel:

„Ich muß es Vater sagen, Cyril. Ich wollte es ihm schon heute morgens sagen, doch hab' ich lieber gewartet, ob du reden würdest."

Morland erwiderte: „O Noel!" Das war das Um und Auf seiner Worte, während sie dort saßen.

Wieder verstrich eine kurze Stunde, und Morland sagte:

„Wir müssen heiraten, ehe ich ins Feld geh', sonst werd' ich noch verrückt."

„Wann können wir denn heiraten?"

„Sehr bald, wenn wir uns beeilen. Ich hab' noch sechs Tage, bevor ich zum Regiment einrücke, und vielleicht gibt mir der Kommandant noch eine Woche, wenn ich ihn darum bitte."

„Armer Vater! Gib mir noch einen Kuß, einen ganz langen!"

Als der ‚ganz lange' vorbei war, sagte sie:

„Dann kann ich wohl zu dir kommen und in deiner Nähe sein, bis du ins Feld gehst? O Cyril!"

„O Noel!"

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

„Vielleicht gehst du gar nicht so bald. Geh nicht, wenn's möglich ist."

„Wenn ich's ändern kann, gewiß nicht, Liebling; aber das wird nicht gehn."

„Nein, natürlich nicht, das weiß ich ja."

Der junge Morland fuhr sich durchs Haar. „Jetzt geht es jedem so, aber es kann nicht ewig dauern; und nun, wo wir verlobt sind, können wir die ganze Zeit beisammen sein, bis ich die Heiratslizenz oder was sonst nötig ist, habe. Und dann —!"

„Vater wird dagegen sein, daß wir nicht in einer Kirche getraut werden, aber mir liegt nichts dran!"

Der junge Morland blickte auf ihre geschlossenen Augen mit den langen Wimpern herab, die auf den Wangen ruhten, und dachte: ‚Mein Gott! Wie selig bin ich!'

Noch eine weitere kurze Stunde verstrich, ehe sie sich freimachte.

„Ciryl, wir müssen gehn. Küss' mich noch einmal!"

Es war fast Essenszeit, und sie rannten hinunter.

IV

Als Edward Pierson vom Abendgottesdienst heimkehrte, bei dem er die Bibeltexte gelesen, sah er die beiden von weitem und preßte die Lippen zusammen. Ihre lange Abwesenheit hatte ihn geärgert. Was sollte er nur tun? Angesichts des jugendlichen Liebestraumes fühlte er sich fremd und hilflos. Als er an diesem Abend in sein Zimmer trat, sah er Noel im Schlafrock auf der Fensterbank, vom Mondlicht hell beschienen.

„Zünd' kein Licht an, Daddy; ich hab' dir etwas zu sagen."

Sie spielte mit dem kleinen goldenen Kreuz auf seinem Gewand.

„Ich habe mich mit Cyril verlobt; wir wollen noch diese Woche heiraten."

Es war genau so, als hätte ihm jemand einen Stoß in die Rippen versetzt; ein Laut entfuhr ihm, und sie sprach eilig weiter:

„Wir müssen ganz einfach, weißt du; er kann jeden Tag an die Front gehn."

Trotz seiner schmerzlichen Bestürzung mußte er doch zugeben, daß ihre Worte gar nicht unvernünftig waren. Er entgegnete jedoch:

„Liebe Nollie, du bist ja noch ein Kind. Die Ehe ist eine überaus ernste Angelegenheit; du kennst ihn doch erst seit drei Wochen."

„Das weiß ich alles, Daddy —," ihre Stimme klang so lächerlich ruhig; „aber wir können unmöglich warten. Vielleicht kehrt er nicht zurück, und dann wäre ich um ihn gekommen!"

„Aber Noel, nimm an, er kehrt wirklich nicht zurück; dann wäre es umso schlimmer für dich."

Sie ließ das Kreuzchen los, griff nach seiner Hand und drückte sie auf ihr Herz. Noch immer klang ihre Stimme ruhig:

„Nein, viel besser; Daddy, du glaubst, ich bin mir über meine eigenen Gefühle nicht im klaren, aber da irrst du dich."

Der Mensch in Pierson gab nach, doch der Priester verhärtete sein Herz.

„Nollie, wahre Ehe bedeutet die Vereinigung der Seelen, und dazu braucht man Zeit, um herauszufinden, daß ihr das gleiche fühlt und denkt, daß ihr das gleiche liebt."

„Ja, gewiß; aber das tun wir ja."

„Das kannst du noch nicht mit Bestimmtheit sagen, mein liebes Kind, in drei Wochen ist das ganz unmöglich."

„Aber leben wir denn jetzt in normalen Zeiten? Die Menschen müssen sich bei allem beeilen. Ach Daddy, sei doch lieb! Mutter hätte mich gewiß verstanden und mir's erlaubt, das weiß ich!"

Pierson entzog ihr seine Hand; die Worte taten ihm weh, weil sie ihn an seinen Verlust erinnerten und auch daran, welch armseliger Ersatz er war.

„Sieh, Nollie," erwiderte er, „wenn auch viele Jahre vergangen sind, seit sie uns verlassen hat, so bin ich doch ganz einsam geblieben, weil wir wirklich eins waren. Heiratest du diesen jungen Mann, ohne daß ihr eure eigenen Gefühle besser kennt, als es nach so kurzer Zeit möglich ist, könnt ihr es furchtbar bereuen; ihr könntet schließlich herausfinden, daß es nichts anderes war als oberflächliche Leidenschaft. Wenn ihm dagegen etwas zustößt, bevor ihr noch eine richtige Ehe geführt habt, wirst du noch viel mehr leiden und das Gefühl des Verlustes wird viel ärger für dich sein, als wenn ihr einfach bis nach dem Krieg verlobt bleibt. Überdies, mein Kind, bist du viel zu jung."

Sie saß so starr da, daß er sie besorgt ansah.

„Aber ich m u ß!"

Er biß sich auf die Lippen und sagte scharf: „Es geht nicht, Nollie!"

Sie erhob sich, und ehe er sie aufhalten konnte, war sie fort. Als sich die Tür geschlossen hatte, verrauchte sein Zorn und Kummer übermannte ihn. Armes Kind! Was tun mit diesem eigenwilligen Küken, das eben erst jetzt ausgeschlüpft war und gleich flügge sein wollte? Der Gedanke, daß sie jetzt unglücklich in ihrem Zimmer läge und vielleicht weinte, bedrückte ihn so sehr, daß er auf den Gang hinauseilte und leise an ihre Tür klopfte. Da er keine Antwort erhielt, trat er ein. Es war dunkel, nur ein Streifen Mondlicht fiel herein, in dessen Schein

er sie auf ihrem Bett liegen sah, das Gesicht in die Kissen vergraben; er schlich zu ihr hin und legte ihr die Hand auf den Kopf. Sie rührte sich nicht; und während er ihr Haar streichelte, sagte er sanft:

„Liebe Nollie, ich wollte nicht hart sein. Wenn ich deine Mutter wäre, so wüßte ich, wie ich's dir klar machen sollte, aber ich bin ja nur dein alter, unbeholfener Vater."

Sie drehte sich herum, raffte sich auf und blieb mit gekreuzten Beinen auf dem Bett sitzen. Er konnte ihre Augen leuchten sehen. Doch sie sprach kein Wort. Sie schien zu wissen, daß im Schweigen ihre Stärke lag.

Er sagte fast verzweifelt:

„Du mußt mich alles mit deiner Tante besprechen lassen. Sie ist eine so gescheite Frau."

„Ja."

Er beugte sich über sie und küßte ihre heiße Stirn.

„Gute Nacht, mein Kind, weine nicht! Versprich es mir!"

Sie nickte und hob den Kopf; er fühlte ihre heißen weichen Lippen auf der Stirn und verließ, ein wenig getröstet, das Zimmer.

Doch Noel saß auf ihrem Bett, die Arme um die Knie geschlungen, und lauschte in die Nacht hinaus, in die Leere und das Schweigen; jede Minute — ein Raub an der kurzen, kurzen Zeit, die sie mit ihm hätte verbringen können.

DRITTES KAPITEL

Pierson erwachte nach einer unruhig durchträumten Nacht, in der er, gleich einer verlorenen Seele, im Himmel umherirrte. Nachdem er am vergangenen Abend wieder in sein Zimmer zurückgekommen war, kam ihm das Überflüssige seiner Mahnung: ‚Weine nicht, Nollie!' so recht zum Bewußtsein. Denn voll Besorgnis war er sich darüber klar geworden, daß sie gar nicht dem Weinen nahe gewesen. Nein, eine Erregung erfüllte sie, die sich keineswegs in Tränen Luft machen würde. Unablässig sah er ihre straffe Gestalt mit den gekreuzten Beinen im trüben Licht auf dem Bett sitzen, rätselhaft, fast chinesisch; unablässig fühlte er die fieberheiße Berührung ihrer Lippen. Ein ordentlicher mädchenhafter Tränenausbruch hätte ihr wohlgetan und sie vor Torheiten geschützt. Er hatte die unangenehme Überzeugung, daß seine Weigerung so wirkungslos geblieben war, als hätte er überhaupt nichts gesagt. Und da er zu dieser späten Stunde sich nicht hinsetzen und musizieren konnte, war er endlich niedergekniet, in langem Suchen nach einem Fingerzeig, der ihm nicht zuteil ward.

Beim Frühstück benahmen sich die beiden Sünder ganz sittsam; niemand hätte ahnen können, daß sie während der letzten Stunde eng umschlungen am Fluß gesessen und dem Vorüberfließen des Wassers zugesehen hatten, ohne viel zu reden, denn ihre Lippen waren zu beschäftigt gewesen. Pierson folgte seiner Schwägerin in das Zimmer, wo sie jeden Morgen ihre Blumen pflegte. Einen Augenblick lang sah er ihr zu, wie sie

Kletterrosen und Stiefmütterchen, Kornblumen und spanische Wicken voneinander schied, ehe er bemerkte:

„Ich habe große Sorgen, Thirza. Nollie kam gestern abend zu mir. Stell' dir vor: die beiden — wollen heiraten!"

Thirza, die das Leben nahm, wie es eben war, zeigte sich nicht im mindesten bestürzt, doch ihre Wangen wurden ein wenig röter und ihre Augen ein wenig runder. Sie griff nach einem Zweiglein Reseda und entgegnete gelassen:

„Was sagst du da, mein Lieber?"

„Denk' dir nur, Thirza — dieses Kind! Es ist ja erst ein oder zwei Jahre her, daß sie noch auf meinem Knie saß und ihr Haar meine Wange berührte."

Thirza fuhr fort, ihre Blumen zu ordnen.

„Noel ist älter, als du glaubst, Edward; sie ist ihrem Alter voraus. Und das richtige Eheleben würde für die beiden ja erst nachher anfangen — wenn es überhaupt anfinge."

Pierson war beinahe entsetzt. Die Worte seiner Schwägerin schienen ihm sündhaft leichtfertig.

„Aber — aber — —," stammelte er, „das Band der Ehe, Thirza! Wer weiß denn, was geschieht, bevor sie wieder zusammenkommen!"

Sie blickte in sein bebendes Gesicht und erwiderte sanft:

„Ich weiß, Edward; aber ich fürchte, Noel könnte in dieser aufgeregten Zeit etwas anstellen, wenn du dich weigerst. Ich sagte dir schon, daß sie ganz unberechenbar ist."

„Noel wird mir gehorchen."

„Das ist die Frage! Es gibt jetzt so viele solcher Kriegsheiraten."

Pierson wandte sich ab.

„Ich finde sie schrecklich. Was bedeuten sie anders als eine momentane Befriedigung der Leidenschaft! Sie könnten ebensogut unterbleiben."

„Sie sichern in der Regel eine Pension," entgegnete Thirza ruhig.

„Thirza, das ist zynisch; überdies hat es mit diesem Fall nichts zu tun. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß meine kleine Nollie sich um eines flüchtigen Augenblicks willen wegwerfen soll, der sich als der Anfang einer unglücklichen Ehe erweisen kann. Wer ist dieser Junge? Was ist er? Ich weiß gar nichts von ihm. Wie kann ich ihm Nollie geben? Es ist unmöglich! Wären sie schon einige Zeit verlobt gewesen und ich wüßte etwas über ihn — ja, dann vielleicht, selbst in ihrem Alter. Aber diese überstürzte Leidenschaftlichkeit — das ist nicht recht, das ist nicht anständig. Ich verstehe nicht, ich verstehe wirklich nicht, wie das Kind so etwas wünschen kann. Tatsache ist, daß sie nicht weiß, was sie will, die arme kleine Nollie. Sie kann vom Wesen der Ehe noch gar nichts begriffen haben, kann sich über ihre Heiligkeit nicht klar sein. Wenn nur ihre Mutter noch lebte! Sprich du mit ihr, Thirza; du kannst ihr Zusammenhänge erklären, über die ich nicht sprechen kann."

Thirza sah der sich entfernenden Gestalt nach. Trotz seines geistlichen Gewandes, vielleicht gerade ein wenig deswegen, schien er ihr wie ein Kind, das zu ihr kam, ihr seinen wehen Finger zu zeigen. Und nachdem sie mit dem Ordnen ihrer Blumen fertig war, ging sie ihre Nichte suchen. Sie brauchte nicht weit zu gehen, denn Noel stand in der Halle, offenbar, um sie abzufangen. Sie verließen das Haus und schritten der Allee zu.

Das Mädchen begann sofort:

„Es ist ganz zwecklos, mit mir zu sprechen, Tantchen; Cyril verschafft sich eine Lizenz."

„O! Ihr habt euch also schon entschlossen?"

„Endgültig."

„Glaubst du, daß es mir gegenüber fair ist, Nollie? Wäre er je in unser Haus eingeladen worden, wenn ich so etwas geahnt hätte?"

Noel lächelte bloß.

„Hast du auch nur eine Idee, was Heiraten bedeutet?"

Noel nickte.

„Wirklich?"

„Natürlich. Gratian ist ja verheiratet. Überdies — in der Schule — —"

„Dein Vater ist absolut dagegen. Es ist eine traurige Sache für ihn. Er ist ein wahrer Heiliger, und du solltest ihn nicht kränken. Könnt ihr denn nicht wenigstens bis zu Cyrils nächstem Urlaub warten?"

„Und wenn er keinen mehr hat?"

Diese Worte konnten ihre Wirkung auf Thirza nicht verfehlen, deren Jungen ja auch draußen waren und vielleicht auch nie mehr Urlaub bekommen würden. Sie blickte ihre Nichte an, und eine Ahnung dämmerte in ihr auf von der Kraft der Revolte des Lebens, das vom Tod, der Jugend, die vom Untergang bedroht war. Noel starrte mit zusammengebissenen Zähnen und verkniffenen Lippen vor sich hin.

„Vater sollte nichts dagegen haben. Alte Leute brauchen nicht zu kämpfen und sich umbringen zu lassen; sie sollten deshalb nichts dagegen haben, daß wir nehmen, was sich uns bietet. Sie haben das Gute im Leben schon genossen."

Diese wenigen Worte wirkten so überzeugend, daß Thirza entgegnete:

„Ja, vielleicht hat er sich das nicht ganz klar gemacht."

„Ich will mir Cyril sichern, Tantchen; ich will alles mit ihm erleben, was ich nur kann, so lange es noch möglich ist. Das scheint mir nicht viel verlangt, wenn ich ihn vielleicht nie mehr wieder bei mir haben kann."

Thirza schob ihre Hand durch Noels Arm.

„Das begreif' ich," sagte sie. „Nur eines, Nollie: Wenn nun dies alles vorbei ist und wir wieder aufatmen können, und du findest dann heraus, daß du dich geirrt hast?"

Noel schüttelte den Kopf. „Ich irr' mich aber nicht."

„Das glauben wir alle, mein liebes Kind, aber die Menschen begehen zahllose Irrtümer und wissen es ebenso wenig wie du jetzt; und das ist dann eine schlimme Geschichte. Es wäre besonders schlimm für dich; es ist deines Vaters innerste Überzeugung, daß Ehen für immer geschlossen werden."

„Vater ist ein so guter Mensch; aber ich kann nicht immer alles glauben, was er glaubt. Und außerdem begehe ich k e i n e n Irrtum, Tantchen; ich habe Cyril schrecklich lieb."

Thirza zog sie näher an sich.

„Du darfst keinen Irrtum begehn. Wir haben dich zu lieb, Nollie. Ich wollte, Gratian wäre hier."

„Gratian würde auf meiner Seite stehn," sagte Noel; „sie weiß, was der Krieg bedeutet. Und du solltest es auch, Tantchen. Wenn Rex oder Harry heiraten wollten, so würdest du gewiß nichts dagegen haben. Und sie sind auch nicht älter als Cyril. Du mußt verstehen, Tantchen, liebes, daß es alles für mich bedeutet, ihm ganz anzugehören, ehe — ehe er mit hineingerissen wird, und — und vielleicht ist dann alles zu Ende. Vater kann sich das nicht vorstellen. Ich weiß, daß er sehr, sehr gut ist, aber — er hat alles vergessen."

„Mein Liebling, ich glaube, er erinnert sich nur zu gut. Er hing leidenschaftlich an deiner Mutter."

Noel ballte die Fäuste.

„Wirklich? Nun, ebenso hänge ich an Cyril, und er an mir. Wir würden nicht unvernünftig sein, wenn es — wenn es nicht nötig wäre. Sprich mit Cyril, Tantchen, dann wirst du's verstehn. Da ist er; nur halt ihn nicht zu

lange auf, weil ich ihn brauche. O Tantchen, ich brauche ihn so sehr!"

Sie wandte sich um und schlüpfte ins Haus zurück. Und Thirza, die nun merkte, daß man sie zu dem jungen Mann hingelockt hatte, der mit verschränkten Armen dastand wie Napoleon vor einer Schlacht, lächelte und sagte:

„Sie haben mich also hinters Licht geführt, Cyril!"

Während sie noch sprach, ward sie sich dessen bewußt, wie außerordentlich sich dieser sonnverbrannte, blauäugige, sorglos kecke Junge verändert hatte, seit er vor drei Wochen in ihrem kleinen Jagdwagen angekommen war. Er nahm ihren Arm genau so wie Noel und veranlaßte sie, sich neben ihn auf die kleine Bank zu setzen, wo er offenbar verabredungsgemäß hatte warten müssen.

„Sehn Sie, Mrs. Pierson," sagte er, „Noel ist eben ein ungewöhnliches Mädchen, und jetzt sind ungewöhnliche Zeiten, nicht wahr? Noel ist ein Mädchen, für das man durchs Feuer ginge. Wenn man mich jetzt hinausschickt und ich denke immer, ich hätte sie heiraten können, und hab's nicht getan, so wird mich das ganz mutlos machen. Ich will ja natürlich zurückkommen, aber viele bleiben draußen, und ich halte es für grausam, daß wir nicht nehmen sollen, was wir können, und solange wir können. Obendrein hab' ich Geld, und das würde jedenfalls ihr gehören. Sie müssen uns helfen, bitte!" Er schlang den Arm um sie, als wäre er ihr Sohn, und ihr Herz, das so sehnsüchtig nach ihren eigenen Jungen verlangte, wurde ganz weich.

„Sehn Sie, ich kenne Mr. Pierson nicht, aber er sieht so sanft und freundlich aus, und wenn er in mich blicken könnte, so würde er nichts dagegen haben, das weiß ich. Wir sind bereit, unser Leben aufs Spiel zu setzen und alles Übrige, aber wir glauben, daß wir das Leben doch ausnützen sollen, so-

lange es geht. Ich werde ihm bei allem, was mir heilig ist, schwören, daß ich Noel immer lieb haben werde, und sie wird dasselbe tun. O Mrs. Pierson, seien Sie doch lieb und gut und legen Sie ein Wort für mich ein, schnell, schnell! Wir haben nur noch so wenige Tage!"

„Aber mein lieber Junge," erwiderte Thirza schwach, „glauben Sie, das ist fair gegen ein solches Kind wie Noel?"

„Ja, das glaub' ich. Sie verstehn es nicht recht; sie m u ß t e einfach mündig werden, und sie ist mündig geworden — in dieser einen Woche; sie ist eigentlich ebenso alt wie ich — zweiundzwanzig. Und die Welt muß von nun an der Jugend gehören und wird es auch; man wird mit allem früher beginnen. Was für einen Sinn hat es denn, so zu tun, als wäre alles wie früher, und lange hin und her zu überlegen? Wenn ich fallen sollte, so glaub' ich, haben wir ein Recht darauf, vorher zu heiraten; und wenn nicht, was schadet es dann?"

„Ihr kennt euch einundzwanzig Tage, Cyril."

„Nein, einundzwanzig Jahre! Jeder Tag ist ein Jahr, wenn — —. O Mrs. Pierson, das ist doch sonst nicht Ihre Art! Sie sind doch auch sonst keine Spielverderberin, nicht wahr?"

Nach dieser klugen Bemerkung legte Thirza ihre Hand auf die seine, die noch um ihre Taille lag, und drückte sie.

„Na, mein Lieber," sagte sie sanft, „dann wollen wir sehen, was sich tun läßt."

Cyril Morland küßte sie auf die Wange. „Ich werde Sie ewig segnen," rief er. „Ich habe doch keinen Menschen mehr auf der Welt, außer meinen beiden Schwestern."

Die Tränen stiegen Thirza in die Augen. Wie die verirrten Kinder im Wald kamen sie ihr vor — die beiden!

VIERTES KAPITEL

I

Gratian Laird saß im Speisezimmer in ihres Vaters Haus, das auf einem alten Platz zwischen dem Ost- und Westend Londons stand. Sie trug die Straßenkleidung der Pflegerinnen und schrieb gerade ein Telegramm: ‚Reverend Edward Pierson, Kestrel, Tintern, Monmouthshire. George schwer erkrankt, bitte komm wenn möglich. Gratian.' Sie übergab das Telegramm dem Stubenmädchen, legte den langen Mantel ab und saß eine Weile still da. Nach einem arbeitsreichen Tag war sie die ganze Nacht gereist, soeben erst angekommen und hatte ihren Mann, zwischen Leben und Tod schwebend, vorgefunden. Ihrer Schwester Noel sah sie gar nicht ähnlich; sie war nicht so groß, aber kräftiger gebaut, hatte dunkles, kastanienbraunes Haar, klare, haselnußfarbene Augen und eine breite Stirn. Das ernste Gesicht hatte einen durchgeistigten und ständig forschenden Ausdruck, und der offene Blick verriet besondere Wahrheitsliebe. Sie war eben zwanzig geworden. Seit einem Jahr war sie verheiratet, doch hatte sie bloß sechs Wochen mit ihrem Gatten gemeinsam verlebt; sie besaßen noch nicht einmal ein eigenes Heim. Nachdem sie fünf Minuten gerastet hatte, strich sie sich mit einer energischen Bewegung übers Gesicht, warf den Kopf in den Nacken und ging in das Zimmer hinauf, in dem ihr Mann lag. Er war nicht bei Bewußtsein, und sie konnte nichts tun als still sitzen und abwarten. ‚Wenn er sterben sollte,' dachte sie, ‚werde ich Gott wegen seiner Grausamkeit hassen. Sechs Wochen nur hab' ich mit

George gelebt; manche Leute leben sechzig Jahre miteinander.' Sie hielt ihre Augen auf sein Gesicht geheftet, ein etwas breites Gesicht mit höckeriger Denkerstirn. Er war sonnverbrannt gewesen. Die Augen waren geschlossen und die dunklen Wimpern lagen auf den totenbleichen Wangen. Das dichte Haar wuchs ziemlich tief in die breite Stirn. Der leicht geöffnete Mund ließ starke weiße Zähne sehen. Er hatte einen kleinen gestutzten Schnurrbart, und auf dem scharf gemeißelten Kinn zeigten sich Stoppeln. Sein Pyjama war an der Brust offen, und Gratian knöpfte es zu. Für einen Londoner Tag war es seltsam still, obwohl die Fenster weit offen standen. O, daß doch diese tiefe Betäubung bald vorüberginge, die nicht nur auf George, sondern auch auf ihr, ja auf der ganzen Welt lastete! Welche Grausamkeit — wo sie ihn vielleicht in wenigen Stunden oder Tagen für immer verlieren sollte! Sie dachte an ihren letzten Abschied. Er war nicht sehr zärtlich gewesen, war fast unmittelbar auf eine jener Auseinandersetzungen gefolgt, wie sie zuweilen zwischen ihnen vorkamen; sie hatten noch nicht gelernt, mit Grazie verschiedener Meinung zu sein. George hatte erklärt, daß es kein Leben nach dem Tode gebe, sie jedoch behauptete das Gegenteil. Sie hatten sich bei diesem Thema ereifert und waren in Hitze geraten. Sogar im Wagen, auf der Fahrt zum Bahnhof, wurde die leidige Diskussion fortgesetzt, und, noch erhitzt vom Streit, hatten sich ihre Lippen im letzten Kuß berührt. Seither hatte sie sich, fast reuig, immer mehr zu seiner Ansicht bekehrt; und nun, da er vielleicht das Rätsel lösen und Sicherheit erlangen würde, war sie zu der Überzeugung gekommen, daß es für sie kein Wiedersehn gäbe, wenn er stürbe. Es war grausam, daß sie gerade jetzt ihren Glauben verloren hatte.

Sie legte ihre Hand auf die seine, die sich warm und stark anfühlte, trotzdem sie so still und hilflos dalag. George war

so kräftig, so voller Leben und Energie; es schien undenkbar, daß ihm das Leben gerade jetzt diesen Streich spielen sollte. Sie rief sich den unerschrockenen Blick seiner stahlgrauen Augen ins Gedächtnis, seine tiefe, seltsam vibrierende Stimme, die nicht eine Spur von Eigendünkel oder Unaufrichtigkeit verriet. Leise glitt ihre Hand zu seinem Herzen, und sie begann es ganz vorsichtig und sanft zu massieren. Er als Arzt und sie als Pflegerin hatten in den beiden letzten Jahren so viele Menschen sterben sehen, und doch schien es ihr plötzlich, als wäre sie dem Tod noch nie begegnet, als wären die bleichen, ausdruckslosen Gesichter der jungen Soldaten in den Krankensälen niemals Wirklichkeit gewesen. Wenn in diesem geliebten Antlitz Licht und Farbe, Leben und Bewußtsein für immer verlöschen sollte, dann würde sie zum ersten Mal dem Tod ins Antlitz sehen.

Eine Hummel flog vom Garten herein und summte ziellos im Zimmer umher. Ein leises Schluchzen hob ihre Brust . . .

II

Pierson erhielt das Telegramm um die Mittagszeit, als er von einem einsamen Spaziergang nach seiner Unterredung mit Thirza zurückkam. Eine solche Bitte von Gratian, die so selbständig war, konnte nur das Schlimmste bedeuten. Sofort traf er seine Vorbereitungen, um den nächsten Zug zu erreichen. Noel war ausgegangen, niemand wußte wohin. So schrieb er ihr schweren Herzens:

„Mein liebes Kind!

Ich fahre zu Gratian; der arme George ist lebensgefährlich erkrankt. Wenn es zum Schlimmsten kommt, solltest Du an

der Seite Deiner Schwester sein. Ich werde morgen zeitig früh telegraphieren. Ich lasse Dich in der Obhut Deiner Tante, mein Kind. Sei vernünftig und habe Geduld. Gott segne Dich.

Dein Dich liebender Vater.'

Er saß allein in dem Abteil dritter Klasse und, zum Fenster hinausgebeugt, betrachtete er die Ruine der Abtei jenseits des Flusses, bis sie seinen Blicken entschwand. Zur Zeit jener alten Mönche war das Leben sicher nicht so traurig gewesen wie jetzt. Sie mußten an diesem weltabgeschiedenen Ort friedlich gehaust haben, damals, als die Kirche mächtig und milde war, die Menschen für ihren Glauben ihr Leben ließen und zur Ehre Gottes ewige Tempel errichteten! Wie anders als diese Zeit der Hast und Eile, der Wissenschaft, des Handels, des Profits und dieses schrecklichen Krieges! Er versuchte die Zeitung zu lesen, aber sie war voll Haß und Grauen. ‚Wann wird das enden?' dachte er. Und der Zug schien in rhythmischem Stampfen die Antwort zu geben: ‚Niemals — niemals!'

In Chepstow stieg ein Soldat ein, gefolgt von einer Frau mit gerötetem Gesicht und verweinten Augen; ihr Haar hing wirr herab und ihre Lippe blutete, als ob sie sie zerbissen hätte. Auch der Soldat sah abgespannt und verzweifelt drein. Sie setzten sich auf die Bank gegenüber in einiger Entfernung voneinander. Pierson hatte das Gefühl zu stören und versuchte, sich hinter seiner Zeitung zu verbergen; als er wieder hinsah, hatte der Soldat Waffenrock und Mütze abgelegt und lehnte zum Fenster hinaus. Die Frau saß am äußersten Rande der Bank, schneuzte sich, wischte sich das Gesicht ab und erwiderte feindselig seinen Blick; dann stand sie auf und zog den Mann am Ärmel.

„Setz' dich nieder; häng' nicht so zum Fenster 'raus."

Der Soldat ließ sich auf den Sitz fallen und blickte Pierson an.

„Wir haben einen kleinen Krakeel gehabt, sie und ich," sagte er mitteilsam. „Das geht mir auf die Nerven, ich bin nicht dran gewöhnt. Sie hat einen Fliegerangriff mitgemacht, seither sind ihre Nerven kaputt, nicht wahr, Alte? Und mir steigt alles gleich zu Kopf. Ich bin verwundet worden, müssen Sie wissen, und jetzt kann ich nicht viel aushalten. Wenn sie's lang so weiter treibt, könnt' ich noch was anstellen."

Pierson blickte die Frau an, doch ihre Augen begegneten den seinen noch immer feindselig. Der Soldat hielt ihm ein Päckchen Zigaretten hin. „Nehmen Sie!" sagte er. Pierson nahm eine Zigarette, und da er merkte, daß der Soldat von ihm eine Antwort erwartete, murmelte er: „Wir alle haben unsere Müh' mit den Menschen, die wir lieben, und je lieber wir sie haben, desto ärger ist es, nicht wahr? Ich habe gestern abend mit meiner Tochter auch mein Kreuz gehabt."

„Stimmt!" entgegnete der Soldat. „Wir werden uns schon wieder vertragen, sie und ich. Komm, Alte, sei wieder gut."

Hinter seiner Zeitung vernahm Pierson, wie die Versöhnung vor sich ging. Vorwürfe, weil man jemandem etwas zu trinken angeboten hatte, Küsse, unterbrochen von freundschaftlichen Klapsen und Schimpfreden. Als sie in Bristol ausstiegen, schüttelte ihm der Soldat warm die Hand, aber die Frau starrte ihn noch immer feindselig an, und verträumt dachte er: ‚Dieser Krieg! Einen jeden trifft er!' Sein Abteil wurde von einer Menge Soldaten überflutet, und während der Weiterfahrt bemühte er sich, möglichst wenig Platz einzunehmen. Als er endlich zu Hause war, kam ihm Gratian in der Halle entgegen.

„Sein Zustand ist unverändert. Der Arzt sagt, daß wir in einigen Stunden wissen werden, wie es steht. Wie lieb von dir, daß du gekommen bist! Du wirst müde sein bei dieser

Hitze. Es ist schrecklich, daß ich deinen Urlaub so verderben mußte."

„Mein liebes Kind! Als ob das — —. Darf ich zu ihm hinaufgehen?"

George Laird lag noch immer bewußtlos da, und Pierson sah voll Mitleid auf ihn hinab. Der Anblick von Kranken und Sterbenden war ihm, wie den meisten Seelsorgern, wohl vertraut und seit dem Hinscheiden seiner Frau wußte er nur zu gut, daß der Tod kein Erbarmen kannte. Sterben! Jetzt das Alltäglichste, was es gab — alltäglicher als das Leben! Der junge Arzt hier hatte in den letzten zwei Jahren wohl viele sterben sehen, viele vom Tod errettet; und da lag er nun und konnte keinen Finger rühren, um sich selbst zu retten. Pierson blickte seine Tochter an; was für ein kräftiges, vielversprechendes Paar die beiden waren! Er legte seinen Arm um sie und führte sie zum Sofa, wo sie den Kranken im Auge behalten konnten.

„Wenn er stirbt, Vater — —," flüsterte sie.

„Dann wird er für sein Vaterland gestorben sein, mein Liebling, so wie unsere Soldaten."

„Ich weiß, aber das ist kein Trost. Den ganzen Tag sitze ich hier und denke nach. Die Menschen werden nach dem Krieg ebenso grausam sein — noch grausamer. Und auch sonst wird alles beim alten bleiben."

„Nein, nein! Hoffentlich nicht. Wollen wir nicht beten, Gracie?"

Gratian schüttelte den Kopf.

„Wenn ich glauben könnte, daß die Welt — wenn ich nur irgendetwas glauben könnte! Aber ich habe die Fähigkeit zu glauben verloren, Vater; ich glaube nicht einmal mehr an ein Leben nach dem Tode. Wenn George stirbt, werden wir uns nie wiedersehn."

Pierson starrte sie wortlos an.

Gratian fuhr fort: „Als wir das letzte Mal miteinander sprachen, war ich böse auf George, weil er über meinen Glauben lächelte. Und jetzt, da ich meinen Glauben wirklich brauche, fühle ich, daß er im Recht war."

Pierson sagte bebend:

„Nein, nein, mein Liebling; du bist bloß überreizt. Gott in seiner Güte wird dir den Glauben wiedergeben."

„Es gibt keinen Gott, Vater."

„Liebstes Kind, was redest du da?"

„Es gibt keinen Gott, der uns h e l f e n kann; das fühle ich. Wenn es einen Gott gäbe, der in unser Leben eingreifen und etwas ohne unsern Willen ändern könnte, einen Gott, der alles wüßte und für uns sorgte — er ließe die Welt nicht so weitergehen."

„Aber mein Kind, seine Wege sind unerforschlich. Wir dürfen nicht sagen, daß er dies oder jenes tun sollte, dürfen uns nicht anmaßen, seine Zwecke verstehen zu wollen."

„Dann kann er uns auch nicht helfen. Das ist genau so, wie wenn er überhaupt nicht existierte. Warum soll ich um Georges Leben zu ihm beten, wenn er seine eigenen Zwecke verfolgt? Ich weiß, daß George nicht sterben sollte. Wenn es einen Gott gibt, der helfen kann, dann wäre es eine Schlechtigkeit ohnegleichen, wenn George stürbe. Wenn es einen Gott gibt, der helfen kann, dann ist es eine Schlechtigkeit ohnegleichen, daß kleine Kinder sterben und so viele Millionen von armen Jungen. Und deshalb glaube ich lieber, daß es keinen Gott gibt, als daß Gott machtlos oder böse ist — —"

Ihr Vater hatte mit einer plötzlichen Bewegung die Hände an die Ohren gepreßt. Sie rückte näher an ihn heran und legte ihren Arm um ihn.

„Vater, liebster, es tut mir leid. Ich wollte dir nicht weh tun."

Pierson drückte ihr Gesicht an seine Schulter und sagte mit müder Stimme:

„Was glaubst du, Gracie, wäre aus mir geworden, wenn ich damals meinen Glauben verloren hätte, als deine Mutter starb? Ich habe niemals den Glauben verloren. Gebe Gott, daß es auch nie dazu kommt!"

Gratian murmelte:

„George wäre es nicht recht, daß ich Glauben heuchle — er will, daß ich ehrlich bin. Wenn ich nicht ehrlich bin, verdiene ich nicht, daß er am Leben bleibt. Ich glaube nicht, und ich kann auch nicht beten."

„Du bist übermüdet, mein Liebling."

„Nein, Vater." Sie hob den Kopf von seiner Schulter, verschränkte die Hände um die Knie und sah geradeaus vor sich hin. „Wir können uns nur selber helfen; und ich kann es nur ertragen, wenn ich mich dagegen auflehne."

Pierson saß mit bebenden Lippen da; er fühlte, daß Worte den Weg zu ihrem Herzen nicht finden würden, was immer er auch sagen mochte. Das Gesicht des Kranken war jetzt in der Dämmerung kaum zu sehen, und Gratian trat ans Bett. Lang stand sie so und blickte auf ihn nieder.

„Geh, Vater, und ruh' dich aus. Der Arzt kommt um elf Uhr wieder. Wenn ich etwas brauche, werde ich dich rufen. Ich will mich ein wenig neben ihm hinlegen."

Pierson küßte sie und verließ das Zimmer. Neben ihm zu liegen würde jetzt der einzige Trost sein, den sie finden konnte. Er ging in das kahle, enge Zimmerchen, das er seit dem Tode seiner Frau bewohnte, zog seine Schuhe aus und schritt mit einem beinahe vernichtenden Gefühl von Einsamkeit auf und ab. Seine beiden Kinder in Not, und er konnte ihnen nicht helfen! Es war, als stieße ihn das Leben ganz beiseite. Er war verwirrt, hilflos, irre geworden an allem. Wenn Gratian

George liebte, so konnte sie doch nicht von Gott verlassen sein, was immer sie auch redete. Als er sich aber plötzlich bewußt wurde, wie ketzerisch seine Gedanken waren, blieb er am offenen Fenster stehen.

Irdische Liebe, himmlische Liebe — bestand irgendeine Beziehung zwischen den beiden?

Aus dem Garten unten antwortete ihm gleichmütig das leise Rauschen der Blätter; und von der andern Seite des Platzes her die Stimme eines Zeitungsverkäufers, der, wie allabendlich, die neuesten Mordberichte in die Welt brüllte.

III

George Laird überstand in dieser Nacht die Krise, und in der Frühe erklärte der Arzt, er sei außer Gefahr. Er hatte eine vortreffliche Konstitution und besaß — als Erbe seiner schottischen Vorfahren väterlicherseits — eine Kampfnatur. Als er wieder zu sich kam, war er sehr schwach, jedoch voll Ungeduld, gesund zu werden, und seine ersten Worte waren: „Ich war schon beinahe drüben, Gracie!"

Er hatte das Gefühl gehabt, auf einer sehr hohen Klippe zu stehen, während sein Körper, wie balancierend, über den Rand hing. Ein Zoll noch, nur der Bruchteil eines Zolls, und er wäre hinabgestürzt. Ein ganz verteufelt sonderbares Gefühl! Aber es war nicht so schrecklich, als es im wirklichen Leben gewesen wäre. Denn wenn er den letzten Halt verloren hätte, wäre er sofort ins Nichts hinübergeglitten, ohne die grauenhafte Empfindung eines Sturzes ins Bodenlose. Das war es also, was all die armen Jungen durchmachten, die er in den beiden letzten Jahren hatte sterben sehen. Es war gut, daß man am Ende nicht mehr Leben genug in sich hatte, um

zu fühlen, was man zurückließ, nicht einmal Leben genug, um Bedauern zu empfinden. Wenn er die Gegenwart seiner jungen Frau noch hätte fassen können, wenn er gewußt hätte, daß er zum letzten Mal in ihr Gesicht blickte und sie berührte — das wäre die Hölle gewesen. Hätte er sich den Sonnenschein, das Mondlicht, das Fluten des Lebens da draußen, das weiche Bett, auf dem er lag, noch vorstellen können — das Gefühl, das alles hergeben zu müssen, wäre eine Qual ohnegleichen gewesen. Das Leben war etwas Kostbares, und wenn einem das Lebenslicht im Vollbesitz aller Kräfte ausgeblasen wurde, so war das ein arger Mißgriff der Natur, eine niederträchtige Schurkerei von seiten der Menschen, denn sein Tod, ebenso wie der von Millionen vorzeitig Gestorbener, wäre eine Folge der Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen gewesen. Jetzt konnte er wieder lächeln, während Gratian auf ihn niederblickte. Aber durch die Erfahrung, die er gemacht hatte, war Öl in das Feuer gegossen worden, das seit jeher in der Seele dieses Arztes brannte, war der Groll, den er gegen dieses halbemanzipierte Affengezücht, gegen die menschliche Rasse empfand, nur noch gesteigert worden. Nun war ihm noch eine kurze Frist gegönnt, ehe er zum Totentanz antreten mußte. Und da lag er, und seine erwachenden Sinne weideten sich an dem Anblick seines Weibes. Sie sah hübsch aus als Pflegerin, und sein erfahrenes Auge erkannte, daß sie auch eine gute Pflegerin war — ruhig und sicher.

George Laird war dreißig Jahre alt. Bei Ausbruch des Krieges hatte er im Ostend praktiziert, sich aber sogleich zum Kriegsdienst gemeldet. Während der ersten neun Monate war er mitten drin gewesen, dort wo es am ärgsten zuging. Seine Vorgesetzten hatten ihn wegen einer Infektion am Arm nach Hause schicken müssen. Während dieses Urlaubs heiratete er Gratian. Er kannte die Piersons schon seit einiger Zeit;

und da er die Unbeständigkeit des Lebens am eigenen Leib erfahren hatte, faßte er den Entschluß, sie bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu heiraten. Für seinen Schwiegervater empfand er Liebe und Achtung und ein Gefühl, das weder ausgesprochenes Mitleid noch ausgesprochene Geringschätzung war. Diese Mischung von Autorität und Demut, diese Verschmelzung des Geistlichen mit dem Träumer, des Mönches mit dem Künstler, des Mystikers mit dem Mann der Tat in Pierson erregte Georges Interesse, aber oft auch Ungeduld und Staunen. Er selbst sah die Dinge so ganz anders und besaß wenig von der humorvollen Neugier, die sich am Fremdartigen freut, einfach, weil es fremd ist. Sie konnten nie über eine Sache sprechen, ohne bald an einen Punkt zu gelangen, an dem er gern gesagt hätte: ‚Sir, wenn wir uns nicht auf unsere Vernunft und unsere Sinne, so gut sie eben sind, verlassen sollen — wollen Sie mir gefälligst sagen, worauf wir uns dann verlassen sollen? Sollen wir bei der einen Gelegenheit Vernunft und Sinne bis zum Äußersten anstrengen, und bei der andern sie plötzlich ausschalten?' Während eines ihrer Dispute, die oft eine scharfe Form anzunehmen drohten, hatte er sich ausführlich über dieses Thema geäußert.

„Ich gebe zu," sagte er, „daß wir schließlich auf ein großes Geheimnis stoßen, daß wir nie Gewisses über den Ursprung des Lebens und den Aufbau des Universums wissen werden. Aber warum sollen wir deshalb plötzlich unsern ganzen Denkapparat ausschalten, warum alle Beweise unserer Vernunft verleugnen — zum Beispiel, was das Leben Jesu betrifft, oder die Frage des Lebens nach dem Tode, oder unsere Moralgesetze? Wenn Sie wollen, daß ich einen Tempel voller Mysterien betreten, aber meine Vernunft und meine Sinne draußen lassen soll, so wie ein Mohammedaner seine Schuhe, dann genügt es nicht, daß Sie mir bloß sagen: ‚Da steht er!

Tritt ein!' Sie müssen mir auch den Eingang zeigen. Und das können Sie nicht! Und ich werde Ihnen auch sagen warum, Sir. Weil in Ihrem Hirn eine kleine Windung vorhanden ist, die in dem meinen fehlt, oder weil bei Ihnen eine Windung fehlt, die bei mir vorhanden ist. Das ist es einzig und allein, was die Menschheit in zwei Teile spaltet: in die, die glauben, und in jene, die nicht glauben. O, ich weiß recht gut, ihr werdet das nicht zugeben, weil es eure Religionen zu etwas ganz Natürlichem macht, statt zu etwas Übernatürlichem, wie ihr es nennt. Aber ich versichere Ihnen, das ist der ganze Unterschied. Ihr schaut entweder zum Himmel empor, oder haltet den Blick zur Erde gesenkt — niemals aber seht ihr geradeaus. Meine Augen tun genau das Gegenteil."

An jenem Tage fühlte sich Pierson sehr ermüdet, und obwohl es unbedingt notwendig gewesen wäre, diesen Angriff abzuwehren, war er nicht dazu imstande. Er konnte nicht mehr zusammenhängend denken. Ein wenig abgewandt saß er da, die Wange in die Hand gestützt, als wollte er diesen momentanen Zusammenbruch seiner Verteidigung verbergen. Aber einige Tage später sagte er:

„Heute kann ich deine Fragen beantworten, George. Ich glaube, ich werde mich dir verständlich machen können."

„Sehr gut, Sir, schießen Sie los," antwortete Laird.

„Du gehst von der Voraussetzung aus, daß die menschliche Vernunft der letzte Prüfstein aller Dinge ist. Mit welchem Recht setzt du das voraus? Nimm an, du wärest eine Ameise; dann würdest du deine Ameisenvernunft als Prüfstein ansehen, nicht wahr? Wäre das die Wahrheit?" Um seinen ernsten Mund huschte ein Lächeln.

Auch George Laird hatte gelächelt.

„Das scheint richtig, Sir," erwiderte er, „aber nur so lange, als Sie nicht erkennen, daß ich die menschliche Vernunft nicht

als letzten Prüfstein im absoluten Sinne ansehe. Ich sage bloß, es ist der beste Prüfstein, den wir haben, und alles, was darüber hinausgeht, ist für uns vollkommen dunkel und unerforschlich."

„Dann bedeutet dir die Offenbarung nichts?"

„Gar nichts, Sir."

„Ich glaube, George, es hat keinen Sinn, unser Gespräch fortzusetzen."

„Das glaub' ich auch, Sir. Wenn ich mit Ihnen spreche, habe ich immer das Gefühl, mit jemandem zu kämpfen, dem eine Hand gebunden wurde."

„Und mir kommt es ungefähr so vor, als disputierte ich mit jemandem, der von Geburt an blind ist."

Trotzdem hatten sie seither noch wiederholt miteinander disputiert, jedoch nie, ohne daß dieses eigentümliche Lächeln auf ihrem Gesicht erschien. Dabei achteten sie einander, und Pierson hatte sich der Heirat seiner Tochter mit diesem Ketzer nicht widersetzt, den er als anständigen und vertrauenswürdigen Menschen kannte. Die Hochzeit fand statt, noch ehe Lairds Arm ganz geheilt war, und die beiden hatten gerade noch Zeit, einen Monat lang ihre Flitterwochen zu genießen; dann kehrte er nach Frankreich und sie in ihr Spital nach Manchester zurück. Seither hatten sie bloß zwei Wochen im Februar an der See miteinander verlebt.

Am Nachmittag verlangte George ein wenig Fleischbrühe, und nachdem er eine Tasse getrunken hatte, bemerkte er:

„Ich möchte deinem Vater etwas sagen."

Als sie jedoch das Lächeln auf seinen bleichen Lippen sah, antwortete sie: „Sag' es mir zuerst, George."

„Erinnerst du dich an unser letztes Gespräch, Gracie? Nun, dort drüben — ist nichts. Ich hab' hinübergeblickt; es ist alles schwarz wie die Nacht."

Gratian erschauerte.

„Ich weiß es. Gestern abend, während du hier lagst, hab ich es Vater gesagt."

Er drückte ihre Hand und erwiderte: „Ich will es ihm auch sagen."

„Vater wird meinen, daß dann das Leben seinen Sinn verliert."

„Und ich sage, Gracie, er macht sich nur umso stärker geltend. Wie wir doch unser Leben verpfuschen — wir Engel-Affen! Wann werden wir bloß lernen, M e n s c h e n zu sein! Gracie, du und ich, wir wollen dafür kämpfen, daß jedermann ein menschenwürdiges Dasein führe. Wir werden uns nichts abtrotzen lassen. Beuge dich zu mir nieder. Es ist gut, dich wieder berühren zu können. Alles ist gut. Jetzt möchte ich schlafen . . ."

Nach der Beruhigung, die der ärztliche Befund Pierson des Morgens brachte, hatte er einen schweren inneren Kampf zu bestehen. Was sollte er Noel telegraphieren? Er wünschte sehnlichst, sie wieder zu Hause zu haben, sie nicht länger der Versuchung ausgesetzt zu wissen, eine so unbedachte Ehe zu schließen. Aber durfte er ihr die Nachricht von der Besserung in Georges Befinden vorenthalten? Wäre das ehrlich? Schließlich sandte er ihr folgendes Telegramm: ‚George außer Gefahr aber sehr schwach. Komm zurück.'

Mit der Nachmittagspost erhielt er einen Brief von Thirza:

‚Ich hatte zwei lange Unterredungen mit Noel und Cyril, es ist unmöglich, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; und, lieber Edward, ich glaube auch, daß es ein Fehler wäre, sich gar zu unnachgiebig zu zeigen. Vielleicht wird er doch nicht so bald einberufen, als wir glaubten. Wie wäre es, wenn Du ihrem Aufgebot zustimmtest? Das bedeutet zumindest einen

Aufschub von drei Wochen, und wenn sie voneinander getrennt wären, könnte man sie vielleicht überreden, noch zu warten. Ich fürchte, das ist die einzige Möglichkeit, denn wenn Du die Heirat glatt verbietest, werden sie am Ende einfach durchgehen und sich auf irgendeinem Standesamte trauen lassen.'

Pierson ging in schmerzlichem Grübeln mit diesem Brief hinunter in die Gartenanlage. Kein Mensch kann viele Jahre hindurch die Stelle eines geistlichen Oberhauptes innehaben, ohne daß es ihm zur Gewohnheit wird, über die andern zu urteilen. Noels Verhalten verurteilte er als unüberlegt und undiszipliniert, und eine gewisse Halsstarrigkeit in seinem Wesen bestärkte sowohl den Vater als auch den Priester in seinem Recht. Thirza enttäuschte ihn; sie schien den Ernst, das Unwiderrufliche dieser übereilten Heirat nicht einzusehen. Anscheinend nahm sie die Sache viel leichter, als sie war, glaubte, daß man sie dem Zufall überlassen könne und daß sich immer noch ein Ausweg finden würde, wenn sich der Zufall ungünstig erweisen sollte. Für ihn gab es keinen Ausweg. Er blickte zum Himmel auf, als erwarte er von dort eine Eingebung. Es war ein so schöner Tag, und er empfand es so bitter, seiner Tochter weh zu tun, auch wenn es zu ihrem Besten geschah. Was hätte ihre Mutter geraten? Agnes hatte die Heiligkeit der Ehe genau so tief empfunden wie er selbst. Und während er dort in der Sonne saß, verhärtete er mühsam sein Herz. Er mußte tun, was er für richtig hielt, was immer auch die Folgen sein mochten. Er ging wieder ins Haus zurück und schrieb, er könne seine Einwilligung nicht geben und wünsche, daß Noel sofort heimkomme.

FÜNFTES KAPITEL

I

Doch am Nachmittag desselben Tages, ungefähr um die gleiche Zeit, saß Noel am Ufer des Flusses mit fest verschränkten Armen, und an ihrer Seite saß Cyril Morland mit verzweifeltem Gesicht, während er ein Telegramm zwischen den Fingern hin und her drehte: ‚Heute nacht einrücken. Regiment geht morgen ab.'

Was für ein Trost war es, daß in diesen beiden Jahren Millionen von Menschen solche Telegramme erhalten und voll Kummer gelesen hatten! Was für eine Erleichterung, daß die Sonne täglich Hunderten von hellen Augen trübe schien, daß die Lebensfreude nutzlos verschüttet und vom Sande der Verzweiflung aufgesogen wurde!

„Wieviel Zeit bleibt uns noch, Cyril?"

„Ich habe im Wirtshaus einen Wagen bestellt, so daß ich nicht vor Mitternacht weg muß. Meine Sachen habe ich schon gepackt, um Zeit zu gewinnen."

„Dann soll uns niemand mehr stören. Gehn wir irgendwo hin, ich habe etwas Schokolade bei mir."

Morland erwiderte niedergeschlagen:

„Ich kann den Wagen nach meinen Sachen schicken und dann beim Wirtshaus einsteigen, wenn du mich bei den andern entschuldigen willst, daß ich mich nicht verabschiedet habe. Gehn wir den Bahndamm entlang, dort treffen wir niemand."

Und Hand in Hand schritten sie im hellen Sonnenschein zwischen den glänzenden Schienen dahin. Gegen sechs erreichten sie die Abtei.

„Wir wollen ein Boot nehmen," sagte Noel, „und zurückkehren, wenn der Mond aufgeht. Ich weiß, wie man hineinkommt, auch wenn das Tor schon geschlossen ist."

Sie mieteten ein Boot, ruderten ans andere Ufer hinüber und saßen nebeneinander am Steuer unter den Bäumen, dort wo das Wasser tiefgrün gefärbt war vom Widerschein der hochragenden Wälder. Nur gelegentlich fiel ein Liebeswort zwischen ihnen, oder einer machte den andern auf einen Fisch, einen Vogel, eine Libelle aufmerksam. Was hätte es auch genützt, Pläne zu schmieden, — das wichtigste Gesprächsthema zwischen Liebenden. Verlangen lähmte ihre Denkkraft. Sie konnten nichts tun, als umschlungen eng aneinandergeschmiegt dasitzen und Küsse tauschen. Auf Noels Antlitz lag eine sonderbar starre Ruhe, als warte sie auf etwas Kommendes. Sie aßen ihre Schokolade. Die Sonne ging unter, Tau begann zu fallen. Der Fluß veränderte sein Aussehen, wurde heller, der Himmel verblaßte amethystfarben, die Schatten wurden länger und lösten sich allmählich auf. Es war schon neun vorbei. Eine Wasserratte kam hervor, eine weiße Eule flog über den Fluß gegen die Abtei zu. Der Mond war aufgegangen, doch er strömte noch kein Licht aus. Sie sahen nichts von all der Schönheit, sie waren zu jung, zu leidenschaftlich, zu unglücklich.

Noel sagte: „Wenn der Mond über jenen Bäumen steht, dann gehn wir, Cyril. Dann wird es fast dunkel sein."

Wartend saßen sie und blickten zum Mond auf, der unendlich langsam höher und höher stieg und ganz allmählich heller wurde.

„Jetzt!" sagte Noel. Und Morland ruderte ans andere Ufer. Sie verließen das Boot, Noel ging voran, an einem unbewohnten Häuschen vorbei, zu einem Schuppen, dessen schräges Dach an die Außenmauer der Abtei grenzte.

„Hier können wir hinübersteigen," flüsterte sie.

Sie kletterten hinauf, landeten drüben in einem grasbewachsenen Hof und gingen weiter in einen zweiten Hof, der im tiefen Schatten der hohen Mauern lag.

„Wie viel Uhr ist es?" fragte Noel.

„Halb elf."

„So spät schon! Wir wollen hier im Dunkeln sitzen und auf den Mond warten."

Eng aneinandergeschmiegt saßen sie da. Noels Gesicht hatte noch immer den seltsam gespannten Ausdruck; und Morland wartete gehorsam, seine Hand auf ihrem Herzen, während sein eigenes Herz zum Ersticken schlug. So saßen sie mäuschenstill und langsam zog der Mond herauf. Ein erster grauer Schimmer ließ die Mauer hoch oben erglänzen und breitete sich langsam, immer heller werdend, nach unten aus, bis er die Flechten und das Gras erreichte und dann das Dunkel über ihren Köpfen silbern durchleuchtete. Noel zog Cyril am Ärmel und flüsterte: „Sieh doch!" Die weiße Eule kam geflogen, leise wie eine Schneeflocke zog sie in dem überirdischen Licht dahin, als flöge sie zum Mond empor. Und gerade da lugte der Mond selbst über die Mauer wie eine Scheibe von silbrigem Gold, wuchs, breitete sich zu einem leuchtenden Fächer aus, bis er endlich voll und rund, honigblaß am Firmament stand.

„Unser Mond!" flüsterte Noel.

II

Noel stand am Straßenrand und lauschte, bis das letzte Geräusch des davonrollenden Wagens sich im Tal unten verlor. Sie weinte nicht, strich sich nur mit der Hand übers Ge-

sicht, und auf dem Heimweg hielt sie sich im Schatten der Bäume. Um wie viel älter war sie doch in diesen sechs Stunden geworden, seit der Ankunft des Telegramms. Mehrmals, während ihrer halbstündigen Wanderung, trat sie ins helle Mondlicht hinaus, um eine kleine Photographie hervorzuziehen und zu küssen; dann barg sie sie wieder an ihrem Herzen, ohne daran zu denken, daß ein so warmes Plätzchen dem Bild schaden mußte. Sie empfand nicht die geringste Reue, daß sie sich ihrer Liebe so schrankenlos hingegeben hatte — der Gedanke daran war ihr einziger Trost in der erdrückenden Einsamkeit dieser Nacht; er hielt sie aufrecht, so daß sie stolz dahinschritt, als hätte sie über das Schicksal den Sieg davongetragen. Jetzt gehörte er ihr für ewig, was immer auch geschehen mochte. Sie überlegte nicht einmal, was sie sagen würde, wenn sie heimkam. So gelangte sie zu der Allee, die zum Hause führte; sie durchschritt sie wie im Traum. Ihr Onkel stand vor der Tür, sie hörte, wie er leise vor sich hinsprach. Sie trat aus dem Schatten der Bäume hervor, ging geradewegs auf ihn zu, blickte in sein bestürztes Gesicht und sprach ruhig:

„Cyril hat mich gebeten, euch allen Lebewohl zu sagen, Onkel. Gute Nacht!"

„Aber Noel, hör' doch — du mußt wirklich — —!"

Sie war an ihm vorbei gegangen, die Treppe hinauf, in ihr Zimmer. Oben an der Tür stand ihre Tante und wollte sie küssen, aber sie wich zurück.

„Nein, Tantchen. Heute nicht!" Sie schlüpfte an ihr vorbei und versperrte die Tür.

Bob und Thirza Pierson trafen einander in ihrem Zimmer und blickten sich vielsagend an. Das Gefühl der Erleichterung über die glückliche Heimkehr ihrer Nichte war nicht ungetrübt. Bob Pierson machte sich zuerst Luft.

„Uff! Ich dachte schon, wir würden den Fluß absuchen müssen. Was diese Mädchen heutzutage treiben!"

„Das macht der Krieg, Bob."

„Weißt du, Thirza, mir hat ihr Gesicht nicht gefallen."

Thirza empfand etwas Ähnliches, wollte es jedoch nicht eingestehen, weil er sich die Sache dann zu Herzen genommen hätte. Er nahm alles so schwer, und das war immer mit so viel Geräusch verbunden.

Sie sagte bloß: „Die armen jungen Dinger! Ich glaube, für Edward wird es eine Beruhigung sein."

„Ich habe Nollie sehr lieb," erklärte Bob Pierson plötzlich. „Sie ist so ein anhängliches Geschöpf. Hol's der Teufel, mir tut die Sache leid! Für den jungen Morland ist es nicht so arg. Der hat Ablenkung, obwohl es mir nicht leicht fiele, Nollie so zurückzulassen, wenn ich jung wäre. Gott sei Dank, daß unsere beiden Jungens nicht verlobt sind. Wenn ich mir vorstelle, daß die beiden draußen sind und ich sitze hier zu Hause, dann könnte ich den Kopf verlieren. Und diese Politiker in der ganzen Welt, wie sie das Maul voll nehmen — dazu gehört schon eine gute Portion Frechheit!"

Thirza sah ihn ängstlich an.

„Und nicht einmal zu Abend gegessen haben sie!" sagte er plötzlich. „Was, glaubst du, haben sie die ganze Zeit getrieben?"

„Sich bei den Händen gehalten, die armen Dinger! Weißt du, wie spät es ist? Beinah eins."

„Na, ein abscheulicher Abend, das muß ich schon sagen. Geh zu Bett, Thirza. Du wirst sonst morgen ganz kaputt sein."

Er war bald eingeschlafen, Thirza jedoch lag wach. Nicht daß sie sich gerade Sorgen machte, das lag nicht in ihrer Natur; aber sie sah Noels Antlitz vor sich, blaß, müde, voll Leidenschaft und ganz im Banne der Erinnerung.

SECHSTES KAPITEL

I

Am nächsten Tag kam Noel spät nachmittags zu Hause an. In der Halle lag ein Brief für sie. Sie öffnete ihn und las:

‚Mein Liebling!

Ich bin gut angelangt und schreibe Dir gleich, um Dir mitzuteilen, daß wir durch London kommen und von Charing Cross wegfahren — ich glaube, ungefähr um neun Uhr heute abend. Vielleicht kannst Du noch rechtzeitig dort sein, ich werde mich jedenfalls nach Dir umsehen. Es vergeht keine Minute, in der ich nicht an Dich und an die vergangene Nacht denke. O Noel!

In treuer Liebe

Dein C.‘

Sie sah auf ihre Armbanduhr, die sie wie jede kleine Patriotin trug. Es war sieben vorbei. Wenn sie wartete, würde ihr Vater oder Gratian sie abfangen.

„Tragen Sie meine Sachen hinauf, Dinah. Ich habe von der Reise Kopfschmerzen bekommen und muß ein bißchen an die Luft, damit es vergeht. Vielleicht bin ich erst nach neun zurück. Ich lasse alle bestens grüßen.“

„O Miß Noel, Sie werden doch nicht — —“

Aber Noel war schon fort. Sie ging in der Richtung nach Charing Cross und betrat ein Restaurant, um die Zeit totzuschlagen; sie ließ sich Kaffee und ein Stückchen Kuchen

geben — Verliebte würden sich nur von Kaffee und Kuchen nähren, wenn die Umwelt es ihnen gestattete. Essen schien ihr lächerlich. Sie saß inmitten eines Schwarms von Menschen, die entsetzlich viel zusammenaßen. Das Restaurant war wie ein modernes Gefängnis gebaut: ein offenes Parterre, das von erhöhten Logen umgeben war. Die Luft war von Speisegeruch und Tellergeklapper erfüllt, eine Musikkapelle spielte; überall saßen Männer in Khaki. Noel blickte sie der Reihe nach an, ob nicht zufällig der eine darunter wäre, der für sie das Leben und die britische Armee verkörperte. Um halb neun stand sie auf und bahnte sich einen Weg durch die Menge, wobei sie immer noch mechanisch unter den Uniformen nach dem einen suchte, den sie herbeiwünschte; und es war vielleicht ein Glück, daß in ihrem Gesicht und in ihrer Haltung für die Leute etwas Rührendes lag. Auf dem Bahnhof ging sie auf einen alten Träger zu, drückte dem Erstaunten einen Shilling in die Hand und bat ihn, in Erfahrung zu bringen, von wo Morlands Regiment abfahren werde. Er kam nach kurzer Zeit zurück und sagte:

„Kommen Sie mit, Miß."

Noel folgte ihm. Er hinkte ziemlich stark, hatte einen grauen Backenbart und eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit Onkel Bob; dies war vielleicht der Grund, warum sie sich gerade an ihn gewandt hatte.

„Rückt Ihr Bruder ein, Miß?"

Noel nickte.

„O, dieser scheußliche Krieg! Ich werd' froh sein, wenn er vorbei ist. Wir sehen hier genug Trauriges, wenn die Soldaten kommen und gehen. Und so guten Muts sind sie dabei. Ich kann nie auf die Uhr da sehen, ohne zu denken: ‚Du kriechst wie eine Schnecke. Am liebsten möcht ich deine Zeiger um und um drehen, bis der Tag da ist, an dem die Jungens heim-

kehren.' Wenn ich einen Koffer in den Wagen stell', denk' ich mir immer: ‚Wieder einer, der in diese Hölle geht!' Denn es ist eine Hölle, Miß, nach allem, was ich höre. Ich hab' auch einen Sohn draußen. Hier werden sie vorbeikommen. Bleiben Sie ruhig da stehen und passen Sie auf; da werden Sie ihn sicher noch für ein paar Minuten erwischen, wenn er mit seinen Leuten kommt. Ich würd' mich nicht von der Stelle rühren, wenn ich Sie wär'. Er wird Sie schon finden — hier kann er Sie nicht verfehlen." Und als er sie ansah, dachte er: ‚Zum Staunen, wie viel Brüder hinausgehn. Armes kleines Ding! Und dabei ist sie eine Dame. Wunderbar gefaßt ist sie! Ja, es ist traurig!' Und in dem Bemühen, ihr etwas Tröstliches zu sagen, fügte er hinzu: „Sie könnten keinen besseren Platz haben, um ihn noch zu sehen. Gute Nacht, Miß. Kann ich noch etwas für Sie tun?"

„Nein, danke. Sehr freundlich von Ihnen."

Er wandte sich noch einige Male nach der Gestalt im blauen Kleid um; sie stand ganz still neben einem Bollwerk von aufgetürmten leeren Milchkannen, weit draußen auf dem Bahnsteig; nur ein paar Zivilisten standen umher, die ebenfalls zu warten schienen. Der Zug war noch nicht eingefahren. Sie fühlte sich nicht einsam in der riesigen grauen Bahnhofshalle mit ihrem Lärm und Getöse und merkte gar nichts davon, daß andere mit ihr warteten. Nur der eine Gedanke erfüllte sie, ihn wieder zu sehen und wieder zu berühren. Der leere Zug fuhr rückwärts in die Halle ein, hielt an, klirrend stießen die Waggons aneinander; er fuhr wieder rückwärts und blieb schließlich ganz stehen. Noels Blick schweifte zu den Torbogen des Eingangs. Schon fühlte sie ein Beben, als hätte das Regiment den Rhythmus seines Marsches vorausgesandt.

Sie hatte bisher noch nie einen Truppentransport gesehen und unbestimmte Vorstellungen von Soldaten in Reih und

Glied, von wehenden Fahnen und Trommelwirbel erfüllten sie. Plötzlich sah sie am äußersten Ende der Halle eine braune, sich drängende Masse; aus dieser Masse schien zuerst ein kleiner brauner Bach hervorzusickern; keine Musik, kein Fahnenschwenken. Sie wäre am liebsten zur Sperre hingestürzt, aber sie erinnerte sich an die Worte des Trägers und blieb auf ihrem Platz mit ineinander gekrampften Händen stehn. Aus dem Bächlein wurde ein Fluß, aus dem Fluß ein Strom, der heranwogte. Lautes Stimmengewirr und sonnverbrannte, schwerbepackte Männer zogen an ihr vorbei, deren Gewehre nach allen Seiten herausragten. Angestrengt suchend blickte sie in den lebendigen Strom; es war, als wollte man in einem wandelnden Wald einen bestimmten Baum herausfinden. Ihr schwindelte bei dem Versuch, aus dem Gewirr dieser muntern, alltäglichen, sorglosen Stimmen die seine herauszuhören. Einige der Männer schnalzten mit der Zunge, als sie ihrer gewahr wurden, andere gingen schweigend vorbei, und wieder andere sahen sie forschend an, ob sie nicht diejenige sei, die sie suchten. Und ohne Unterlaß strömte die lärmende Menge in den Zug und stets neue Massen wälzten sich heran. Noch immer stand sie regungslos da, in furchtbarer Angst. Wie sollte er sie je finden oder sie ihn. Dann bemerkte sie, daß auch andere ihre Angehörigen gefunden hatten. Am liebsten wäre sie jetzt den Bahnsteig auf- und abgelaufen, aber noch wartete sie.

Und plötzlich sah sie ihn mit zwei andern blutjungen Offizieren den Zug entlang näherkommen. Noel heftete den Blick starr auf sein Gesicht; sie gingen an ihr vorbei und fast hätte sie aufgeschrien. Da wandte er sich um, verließ die beiden andern und kam geradewegs auf sie zu. Er hatte sie schon erspäht, noch ehe sie ihn gesehen. Er war sehr erhitzt, hatte die Zähne zusammengebissen, und zwischen den blauen Augen

saß eine kleine Falte. Sie standen da und blickten einander an, während ihre Hände sich fanden und festhielten; alle Empfindungen der vergangenen Nacht wallten in ihnen auf, ein Wort nur, und ihre mühsam bewahrte Selbstbeherrschung wäre zusammengebrochen. Die Milchkannen bildeten eine Art Schutzwall und die beiden standen so dicht beisammen, daß ihnen niemand ins Gesicht sehen konnte. Noel fand zuerst die Sprache wieder. Ihre Worte, zart wie immer, kamen von zitternden Lippen.

„Schreib mir, Cyril, sooft du kannst. Ich will sofort Pflegerin werden. Und sobald du den ersten Urlaub hast, komm' ich zu dir. Vergiß das nicht."

„Vergessen! Tritt etwas zurück, Liebste, da kann man uns nicht sehn. Küss' mich!" Und sie trat zurück, reckte den Kopf hoch, damit er sich nicht zu ihr herabbeugen müsse, und suchte seine Lippen. Dann, als sie fürchtete, ohnmächtig zu werden und über die Kannen zu fallen, entzog sie ihm ihren Mund und ließ die Stirn an seinen Lippen ruhen. Er flüsterte:

„Bist du gestern gut nach Haus gekommen?"

„Ja, ich habe ihnen für dich Lebewohl gesagt."

„O Noel! Ich hatte solche Angst — ich hätte nicht — ich hätte nicht — —"

„Doch, doch! Jetzt kann uns nichts mehr trennen."

„Du hast w i r k l i c h Mut. Mehr als ich."

Ein langer Pfiff ertönte. Morland packte krampfhaft ihre Hände.

„Leb' wohl, meine kleine Frau. Sorg' dich nicht. Leb' wohl! Ich muß gehn. Gott sei mit dir, Noel!"

„Ich liebe dich."

Noch einmal blickten sie einander an, dann entzog sie ihm ihre Hände, wich in den Schatten der Kannen zurück und

verharrte dort unbeweglich; nur ihre Augen folgten ihm, bis er im Zug verschwunden war.

An allen Fenstern drängten sich die braungekleideten Gestalten mit den sonnverbrannten Gesichtern, Hände winkten und Stimmen riefen durcheinander, hie und da hörte man Hurra-Rufe. Ein Soldat lehnte sich weit zum Fenster hinaus und sang: ‚Wenn alte Freunde scheiden —'. Doch Noel stand ganz still mit zusammengepreßten Lippen und Händen im Schatten der Milchkannen, und der junge Morland blickte vom Fenster aus nach ihr zurück . . .

II

Wie sie auf die Bank am Trafalgar Square gekommen war, wußte sie selbst nicht. Durch ihre Tränen sah sie wie durch einen Schleier die Menge, die an diesem Sommerabend in den Straßen auf und ab wogte. Mechanisch folgten ihre Augen dem Licht der Scheinwerfer, die wie Milchstraßen den Himmel durchschnitten und ins Leere führten. Alles war wunderbar schön, der Himmel von tiefblauer Farbe; der Mond versilberte die Turmspitze von St. Martin und verlieh den großen Häuserblocks ein traumhaftes Leben. Sogar die steinernen Löwen waren zum Leben erwacht und starrten auf die kleinen menschlichen Wesen, die sich in der mondbeschienenen Wüste da unten bewegten und die so winzig waren, daß es nicht der Mühe lohnte, die Tatze nach ihnen auszustrecken. Noel saß in tiefster Verzweiflung da, als hätte sich die Sehnsucht aller verlassenen Herzen der ganzen Stadt in ihr zusammengeballt. Heute war der Schmerz tausendmal bitterer als gestern, da ihre Sinne durch den Rausch benommen waren, den die triumphierende Erfüllung ihrer Liebe erweckt hatte. Jetzt war

ihr, als hätte das Leben sie in einem schrecklich großen, leeren Zimmer in die Ecke gestellt, das Licht der Freude verlöscht und die Tür versperrt. Ein tränenloses Schluchzen entrang sich ihr. Sie sah die frisch gemähten Wiesen vor sich und Cyril, dessen Hemd am Halse offen stand, wie er das Heu aufschichtete und dabei den Blick nicht von ihr ließ, während sie selbst mit der Heugabel die Reste zusammenscharrte; den glitzernden Fluß und ihr Boot, das an einer seichten Stelle aufgefahren war, und die Schwalben, die über ihren Köpfen dahinschossen. Und den langen Tanz, während sie seine Hand auf ihrer Schulter fühlte. Erinnerungen so süß und schmerzlich, daß sie beinahe laut aufgeweint hätte. Wieder sah sie den dunklen, grasbewachsenen Hof in der Abtei und die weiße Eule über ihnen. Die weiße Eule! Auch heute nacht mochte sie dort vorüberfliegen, aber keine Liebenden saßen unten im Gras! Sie konnte sich Cyril jetzt nur als braunes Atom vorstellen in der wogenden braunen Menschenflut, die einem weiten braunen Meer zustrebte. Das Bild dieses wandelnden Waldes, in dem sie endlos lange Minuten nach ihrem Baum gesucht hatte, schien sich in ihr Auge eingebrannt zu haben. Sie hatte Cyril verloren, sie konnte seine Gestalt nicht mehr unterscheiden von diesen tausend andern Gestalten. Und plötzlich dachte sie: ‚Auch ich bin für ihn verloren; er hat mich nie zu Hause, nie in London gesehen; er wird sich keine Vorstellung von mir machen können. Unser ganzes Glück liegt in der Vergangenheit, nur in der Vergangenheit. Ob wohl noch jemand so unglücklich ist wie ich?‘ Und die Stimmen der Stadt — die Räder, die vorbeieilenden Schritte, das Pfeifen, Sprechen, Lachen —, alles schien ihr gefühllos zu antworten: ‚Niemand.‘ Sie sah auf ihre Armbanduhr; so wie seine besaß sie leuchtende Zeiger; sie wiesen in grünlichem Licht auf halb elf. Bestürzt erhob sie sich. Daheim würde

man glauben, daß sie sich verirrt habe, überfahren worden sei oder etwas ähnliches. Sie konnte kein leeres Auto finden und begann auszuschreiten, ohne sich in den völlig dunklen Straßen über die Richtung im klaren zu sein. Endlich hielt sie einen Schutzmann an und fragte:

„Wie komme ich nach Bloomsbury, bitte? Ich kann kein Auto finden." Der Mann sah sie an, überlegte eine Weile und sagte:

„Die warten jetzt alle bei den Theatern." Und wieder blickte er sie an.

Endlich schien sein Denkmechanismus in Gang zu kommen.

„Ich geh' den gleichen Weg, Miß. Wenn Sie wollen, können Sie mitkommen." Noel ging mit.

„In den Straßen ist's jetzt nicht so, wie es sein sollte," sagte der Schutzmann. „Diese Dunkelheit und der Krieg verdrehen den Mädels die Köpfe. Sie haben keine Ahnung, wie viele jetzt auf der Straße sind. Nur wegen der Soldaten natürlich."

Noel fühlte, wie sie errötete.

„Wahrscheinlich ist es Ihnen gar nicht aufgefallen," fuhr der Schutzmann fort, „aber mit dem Krieg ist's eine komische Sache. Auf den Straßen geht es bei Nacht lebhafter und lustiger zu als je; die ganze Zeit geht es hoch her. Wie das werden soll, wenn wieder Friede ist, kann ich mir nicht vorstellen. Dort bei Ihnen ist's wahrscheinlich recht ruhig, Miß?"

„Ja," erwiderte Noel, „ganz ruhig."

„In Bloomsbury sind keine Soldaten. Haben Sie jemand im Feld, Miß?" Noel nickte.

„Ja, das sind schwere Zeiten für die jungen Damen. Die Zeppeline und die Brüder und so weiter in Frankreich, es ist wirklich arg. Ich hab' einen Bruder verloren und einen Jungen draußen in Flandern stehn; seine Mutter hat seinetwegen

keine ruhige Stunde mehr. Was wir einmal dazu sagen werden, wenn's vorbei ist, kann ich mir nicht vorstellen. Diese Hunnen sind verdammt zähe Kerls!"

Noel blickte ihn an; er war groß, korrekt und ordentlich und hatte ein so braves, vertrauenswürdiges Gesicht, wie man es häufig bei der Londoner Polizei antrifft.

„Es tut mir leid, daß Sie jemanden verloren haben," sagte sie. „Ich habe noch keinen Verwandten verloren."

„Na, hoffentlich kommt's auch nicht dazu, Miß. In diesen Zeiten lernt man mit den andern fühlen, und das ist wenigstens etwas. Ich kenne Leute, von denen Sie nie geglaubt hätten, daß sie für jemanden ein Herz haben — und wie haben die sich verändert! Aber auch viel Böses hab' ich gesehn; das ist schon so bei der Polizei. Englische Frauen von feindlichen Ausländern und harmlose kleine deutsche Bäcker und Österreicher und solche Leute, die machen jetzt schlimme Zeiten durch. Das ist ein Unglück für sie, aber nicht ihre Schuld, mein' ich. Und wie man mit ihnen umspringt — man schämt sich oft, ein Engländer zu sein — wahrhaftig! Und die Frauenzimmer sind die ärgsten. Erst gestern abends hab' ich zu meiner Frau gesagt: ‚Christen nennen die sich,' hab' ich gesagt, ‚aber sie könnten ebenso gut Hunnen sein, so wenig christliche Nächstenliebe haben sie.' Sie hat das nicht einsehn können — absolut nicht! ‚Ja, warum werfen sie dann Bomben?' sagt sie. ‚Was!' hab' ich gesagt, ‚diese englischen Frauen und die Bäcker werfen Bomben? Sei nicht so blöd!' hab' ich gesagt. ‚Die sind genau so unschuldig wie wir! Die Unschuldigen werden ja immer statt der Schuldigen bestraft.' ‚Aber sie sind doch alle Spione,' sagt sie. ‚Wahrhaftig, Alte, das ist doch stark!' hab' ich gesagt. ‚In deinem Alter!' Aber so ist es nun einmal — man kann ein Frauenzimmer nicht dazu bringen, etwas einzusehen. Das

kommt vom Zeitunglesen. Ich glaub' oft, die Zeitungen müssen von Weibern geschrieben werden — nichts für ungut, Miß! —, aber wirklich, diese Hysterie und dieser Haß, das geht schon zu weit. Ist man bei Ihnen zu Hause auch so gehässig, Miß?"

Noel schüttelte den Kopf. „Nein, mein Vater ist Geistlicher."

„Ah!" erwiderte der Schutzmann. Und der Blick, den er ihr zuwarf, ließ deutlich erkennen, daß sein Respekt noch gewachsen war.

„Anderseits," fuhr er fort, „muß man diese Hunnen verurteilen; manches, was sie getan haben, übersteigt wirklich alle Grenzen. Aber ich denk' immer — natürlich sag' ich es nicht laut, es hat keinen Sinn, sich unbeliebt zu machen —, aber so im stillen denk' ich mir oft, jeder einzelne von ihnen wird wahrscheinlich auch nicht anders sein als wir. Man hat sie nur so verbrecherisch erzogen, als ob sie sich, wenn sie in der Übermacht sind, alles erlauben dürfen; das macht sie zu so einer wüsten Gesellschaft. In meinem Beruf seh' ich genug von Menschenansammlungen, und ich hab' eine sehr schlechte Meinung von ihnen. Die Masse ist das Wüsteste, Gottloseste, was es gibt. Wie wenn ein wütendes Weib blindlings auf einen losstürzt — etwas Gefährlicheres kann man sich gar nicht vorstellen. Diese Deutschen handeln immer als Masse, kommt mir vor. Wenn Kaiser Bill und seine blutdürstige Rotte den Leuten ihre Meinung eintrichtern, dann schlucken sie's herunter, ohne einen Moment selbst darüber nachzudenken."

„Wenn sie das täten," erwiderte Noel, „würde man sie wahrscheinlich erschießen."

„Ja, da können Sie schon recht haben," meinte der Schutzmann nachdenklich. „Die Disziplin macht ihnen so bald keiner nach. Aber wenn Sie mich fragen," — und er senkte die Stimme, bis er fast in den Kinnriemen hineinmurmelte — „so

wird's bei uns auch bald klappen. Was wir jetzt alles beschützen sollen, geht wirklich über die Hutschnur. Die City vor dem Licht, die Straßen vor der Dunkelheit, die feindlichen Ausländer, ihre Läden und ihre englischen Frauen, die Belgier, die Soldaten vor den Weibern und die Weiber vor den Soldaten, dann die Friedenspartei, die Pferde vor Grausamkeit und dann wieder einen Minister, und jetzt kommen noch diese Kriegsdienstverweigerer dazu. Und dabei, müssen Sie wissen, hat man nicht einmal unsere Löhne erhöht; bei der Polizei gibt's keine Kriegsgehälter. So viel ich sehen kann, hat der Krieg nur ein Gutes — es gibt keine Einbrecher mehr. Aber warten Sie nur, wenn nach dem Krieg die Einbrecher nicht wie Pilze aus dem Boden schießen, heiß' ich nicht Harris."

„Sie müssen ein furchtbar aufregendes Leben führen," sagte Noel.

Der Schutzmann sah von der Seite auf sie herab, ohne den Kopf zu senken, wie das nur ein Schutzmann zustande bringt, und entgegnete nachsichtig:

„Ja sehn Sie, wir sind daran gewöhnt; woran man gewöhnt ist, das regt einen nicht mehr auf. So soll es auch in den Schützengräben sein. Nehmen Sie unsere Seeleute — viele von ihnen sind so und so oft torpediert worden, und am nächsten Tag gehn sie hin und lassen sich wieder anwerben. Darin irren sich die Deutschen! England im Krieg! Wissen Sie, während ich Dienst mache, denk' ich viel nach — das kommt von selbst, die Gedanken lassen sich nicht aufhalten — und je mehr ich nachdenk', desto mehr find' ich, wie kampflustig die Leute sind. Nur machen wir nicht so viel Aufhebens davon wie Kaiser Bill. Aber schaun Sie sich zum Beispiel so einen kleinen Geschäftsmann an, dessen Haus bombardiert worden ist, beobachten Sie nur, wie er sich die Bescherung ansieht — beinah angeekelt dreht er sich weg. Wenn Sie sein

Gesicht ansehn, werden Sie merken, daß der sich jetzt in die Sache verbeißt und um keinen Preis nachgibt. Beobachten Sie einmal unsere Soldaten auf Krücken, wie mühsam sie dahergehumpelt kommen, während der Schweiß ihnen übers Gesicht rinnt — dann werden Sie's begreifen. Mir tun die Leute von der Friedenspartei leid, die tun mir wirklich leid. Die haben keine Ahnung, was für eine harte Nuß sie zu knacken haben. Wahrscheinlich gibt's Zeiten, wo Sie auch lieber ein Mann wären, nicht wahr, Miß? Und es gibt Zeiten, wo ich mir wünsch', im Schützengraben zu sein. Das ist das Ärgste an meinem Beruf — unsereins kann nicht wie andre Menschen sein — nicht im vollen Sinne des Worts. Unsereins darf sich nicht gehen lassen, darf nicht trinken, nichts reden; ein schweres Leben! So, da wären wir, Miß. Bei der nächsten Ecke rechts sind Sie zu Hause. Gute Nacht, und schönen Dank für die Unterhaltung!"

Noel hielt ihm die Hand hin. „Gute Nacht!" sagte sie.

Der Schutzmann ergriff ihre Hand in sonderbar geschmeichelter Verlegenheit.

„Gute Nacht, Miß!" wiederholte er. „Ich sehe, daß Sie Kummer haben, und ich hoffe aufrichtig, daß sich alles noch zum Besten wendet."

Noel drückte seine riesige Hand herzhaft. Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt und rasch wandte sie sich dem Square zu; eine dunkle Gestalt kam ihr entgegen, in der sie ihren Vater erkannte. Sein Gesicht war müde und versorgt, er ging zögernden Schrittes wie ein Mann, der etwas verloren hat.

„Nollie!" rief er. „Gott sei Dank!" Aus seiner Stimme klang unendliche Erleichterung. „Wo bist du gewesen, mein Kind?"

„Es ist alles in Ordnung, Daddy. Cyril ist soeben an die Front abgegangen. Ich war auf dem Charing Cross-Bahnhof."

Pierson legte den Arm um sie. Ohne zu sprechen, betraten sie das Haus . . .

III

An der Brüstung des Transportschiffes, so weit als möglich — etwa zwei Schritt — von den andern entfernt, stand Cyril Morland und sah zu, wie Calais, einem Traumgebilde gleich, aus dem Dunst hervortrat und Gestalt annahm. Schon konnte er die Kanonen hören — die Stimme seines neuen Lebens, die in der Ferne sprach. Eine seltsame Erregung ergriff seine Seele, die noch in lieblichen und wunderbaren Erinnerungen schwelgte, eine Vision von Noel und dem mondbeschienenen Gras unter der dunklen Klostermauer. Dieser jähe Übergang von einem Wunder zum andern war fast zu viel für einen Jungen, der an Selbstbetrachtung nicht gewöhnt war. Und betäubt starrte er Calais an, während der Donner seines neuen Lebens den leidenschaftlichen Mondscheintraum verdrängte.

SIEBENTES KAPITEL

Nach den Aufregungen dieser letzten drei Tage erwachte Pierson mit einem Gefühl, wie es die Schiffsmannschaft empfinden mag, wenn Land in Sicht kommt. Solch erleichtertes Aufatmen ist zu begreifen, aber in der Regel trügerisch; denn alle Ereignisse sind ebenso die Eltern künftigen Geschehens, wie die Kinder vergangener Tage. Er wähnte sich wieder in alte Zeiten zurückversetzt, während er nun mit seinen beiden Töchtern daheim war und ausruhn durfte — denn er hatte noch zehn Tage Ferien. Jetzt, da Georges Genesung so gute Fortschritte machte, würde Gratian bald wieder die alte sein; und da Cyril Morland weg war, würde auch Noel von ihrem plötzlichen, jugendlichen Liebesüberschwang bald geheilt sein. Vielleicht konnte man in zwei bis drei Tagen, wenn es George weiter gut ging, die letzte Urlaubswoche mit Noel irgendwo draußen verbringen. Aber mehr Ruhe als in dem alten Haus, das so viele Erinnerungen an Glück und Schmerz barg, würde er nirgends anders finden, und inzwischen würde er sich in Gesellschaft seiner beiden Töchter so wohl fühlen wie in vergangenen Ferien, als er mit ihnen in Wales und Irland umhergewandert war. Und dieser erste Vormittag, ganz ohne Arbeit, denn niemand wußte, daß er wieder in London sei, verging ihm auf die angenehmste Art; in dem behaglichen Wohnzimmer, wo sich seit dem Tode seiner Frau fast nichts geändert hatte, spielte er Klavier und tat bald dies, bald jenes. Seine Töchter hatte er noch nicht gesehen, denn Noel kam

zum Frühstück nicht herunter und Gratian war bei George.

Während der nächsten zwei Tage mußte er langsam die Entdeckung machen, daß sie mit ihm doch nicht ein Herz und eine Seele waren. Er wollte es sich nicht eingestehen und doch sprach etwas aus ihren Stimmen, aus ihren Bewegungen — kaum etwas Neues, eher das Fehlen von etwas Altem. Es war, als hätten ihm beide gesagt: ‚Wir haben dich lieb, aber unsere Geheimnisse kennst du nicht — und du darfst sie auch nicht kennen, denn du würdest nur versuchen, uns zu stören.' Sie zeigten keine Angst vor ihm, aber sie schienen ihn unbewußt beiseite zu schieben, damit er keinen Einfluß nehme auf das, was ihnen lieb war, oder es gar verhindere. Sie waren dem Vater sehr zugetan, und doch war ihre Entwicklung ganz verschiedene Wege gegangen. Je inniger ihr Verhältnis wurde, desto vorsichtiger suchten sie eine Beeinflussung durch diese Liebe zu verhindern. In Noels Gesicht sah er einen halb ratlosen, halb stolzen Ausdruck, der ihn rührte und doch wieder verdroß. Was hatte er denn getan, um ihr Vertrauen zu verscherzen? Sie mußte doch einsehn, wie natürlich und berechtigt sein Widerstand gewesen! Einmal nahm er einen großen Anlauf, um ihr sein aufrichtiges Mitgefühl zu beweisen. Aber sie sagte nur: „Ich kann nicht von Cyril sprechen, Daddy, ich kann ganz einfach nicht!" Und er, der sich so leicht in sich selbst zurückzog, konnte diese Verschlossenheit nur billigen.

Bei Gratian lagen die Dinge anders. Er wußte, daß ihm ein Zusammenstoß bevorstand, ein Kampf zwischen ihm und ihrem Gatten — denn bezeichnenderweise meinte er, daß sie nicht durch spontanes Denken und Fühlen von selbst zu diesem Wechsel und Abfall von ihrem Glauben gekommen sei, sondern er gab George die Schuld. Er fürchtete diesen Zusammenstoß und dennoch freute er sich darauf. Es kam am dritten Tag dazu, als George Laird das Bett verlassen hatte und auf

demselben Sofa lag, auf dem Gratian dem Vater ihren Abfall vom Glauben gebeichtet. Er hatte seinen Schwiegersohn noch nicht gesprochen, bloß immer den Kopf zur Tür hineingesteckt, um Guten Morgen zu sagen. Bei der kräftigen Gesichtsbildung des Arztes, seinem ausgeprägten Kinn und den starken Backenknochen schien es ganz unmöglich, daß er hinfällig aussehen könne; aber es war ihm doch anzumerken, daß er einen harten Kampf durchgemacht hatte, und Piersons Herz krampfte sich bei seinem Anblick ein wenig zusammen.

„Mein lieber George," sagte er, „du hast uns einen furchtbaren Schrecken eingejagt! Ich danke Gott für seine Barmherzigkeit." Diese gewohnheitsmäßige Phrase wirkte wie eine unbewußte Herausforderung, und George Laird sah mit einem etwas spöttischen Blick zu ihm auf.

„Sie halten also Gott wirklich für barmherzig, Sir?"

„Wir werden doch nicht disputieren, George, du bist noch nicht kräftig genug."

„Doch, ich brenne darauf, mit jemandem anzubinden."

Pierson blickte zu Gratian hinüber und sagte sanft:

„Gottes Barmherzigkeit ist unendlich, das hast du jetzt selbst erfahren."

Auch George blickte Gratian an, ehe er entgegnete:

„Gottes Barmherzigkeit kommt sicherlich dem Ausmaß an Barmherzigkeit gleich, das die Menschheit bisher zu erreichen vermochte. Wie groß das ist, zeigt Ihnen wohl der Krieg, Sir."

Pierson errötete. „Ich kann dir nicht ganz folgen," erwiderte er peinlich berührt. „Wie kannst du so etwas behaupten, da du selbst doch gerade — —. Nein, ich lehne es ab zu disputieren, George, ich lehne es ganz entschieden ab."

George Laird streckte die Hand nach seiner Frau aus, die zu ihm hintrat, sie ergriff und drückte.

„Ich will aber disputieren," gab er zurück, „sonst erstick' ich noch daran. Ich fordere Sie auf, mir zu sagen, wo sonst ein Zeichen selbstlosen Mitleids zu finden ist, als einzig beim Menschen. Mutterliebe zählt nicht — Mutter und Kind sind zu sehr eins."

Da war es schon wieder, dieses sonderbare Lächeln auf beiden Gesichtern!

„Mein lieber George, ist nicht der Mensch Gottes vollkommenstes Werk, und Barmherzigkeit die höchste Tugend des Menschen?"

„Ganz und gar nicht. Nimmt man für die geologischen Perioden eine Zeitdauer von vierundzwanzig Stunden an, so kommen auf die irdische Existenz des Menschen genau zwei Sekunden; wenn nach ein paar weiteren Sekunden die Menschen durch die nächste Eiszeit von der Erde vertilgt sein werden, dürften die geologischen Perioden wieder genau so lange dauern, ehe die Erde mit einem Gestirn zusammenstößt und wieder zum Nebelfleck wird. Gott hat sich nicht gerade überanstrengt, nicht wahr? — zwei Sekunden von vierundzwanzig Stunden — wo doch der Mensch seine Lieblingsschöpfung sein soll! Und daß Barmherzigkeit des Menschen höchste Tugend sei, ist bloß eine moderne Redensart. Die höchste Tugend des Menschen ist der Sinn für das richtige Verhältnis der Dinge zueinander, und dies allein erhält ihn am Leben; Barmherzigkeit, bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgt, müßte ihn zugrunde richten. Das ist eine Art Luxus oder Nebenprodukt."

„George! Du hast keine Musik in deiner Seele! Die Wissenschaft ist etwas so Unbedeutendes; wenn du das nur einsehn könntest!"

„Zeigen Sie mir doch etwas Größeres, Sir."

„Der Glaube."

„Woran?"

„An das, was uns offenbart wurde."

„Aha! Da haben wir's wieder! Von wem? Auf welche Art?"

„Von Gott selbst — durch Jesus Christus."

Ein leichtes Rot stieg in Lairds gelbe Wangen, und seine Augen begannen zu leuchten.

„Christus war — vorausgesetzt, daß er überhaupt existierte, was einige Leute, wie Sie wissen, bezweifeln — ein herrlicher Charakter; nun, es hat deren auch andere gegeben. Aber von uns zu verlangen, daß wir in einer solchen Zeit an sein übernatürliches oder göttliches Wesen glauben, hieße verlangen, mit verbundenen Augen durchs Leben zu gehen. Und das fordern Sie, nicht wahr?"

Wieder blickte Pierson seine Tochter an. Sie stand ruhig da, die Augen auf ihren Gatten geheftet. Plötzlich dämmerte es ihm auf, daß die Worte des Kranken eigentlich ihr galten. Ärger und eine Art Verzweiflung regten sich in ihm, und er sagte mühsam: „Ich kann es nicht erklären. Es gibt Dinge, die ich dir nicht klar machen kann, denn du bist mit Absicht blind gegen alles, woran ich glaube. Wofür, denkst du, kämpfen wir diesen großen Krieg aus, es sei denn, um den Glauben an die Liebe als führendes Lebensprinzip wieder herzustellen?"

Laird schüttelte den Kopf. „Wir kämpfen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, das in Gefahr war."

„Das europäische Gleichgewicht?"

„Grundgütiger! — nein! Das Gleichgewicht in der Philosophie."

Pierson lächelte. „Das klingt sehr klug, George; aber ich kann dir wieder nicht folgen."

„Das Gleichgewicht zwischen der Behauptung: ‚Macht ist Recht' und ‚Recht ist Macht'. Beides sind nur halbe Wahrheiten, aber die erstere war im Begriff, die letztere aus dem

Felde zu schlagen. Alles Übrige ist leeres Gewäsch. Da fällt mir gerade ein, Sir: Man kann sich darauf verlassen, daß in Ihrer Kirche jeder Übeltäter bestraft wird. Wo bleibt da die Barmherzigkeit? Entweder ist ihr Gott nicht barmherzig, oder aber die Kirche glaubt nicht an ihren Gott."

„Gerechte Bestrafung schließt Barmherzigkeit keineswegs aus, George."

„In der Natur schon."

„Ach die Natur, George, immer wieder die Natur! Gott steht über der Natur."

„Warum läßt er ihr dann freie Hand? Wenn ein Mann den Wein oder die Weiber zu gern hat — wo bleibt dann die Barmherzigkeit der Natur? In dem Maß, wie er sich gehen läßt, wird er dafür bestraft; da kann er zu Gott beten, so viel er will — wenn er seine Gewohnheiten nicht ändert, gibt's keine Barmherzigkeit. Und w e n n er seine Gewohnheiten ändert, dann kann man erst recht nicht von Barmherzigkeit reden, sondern die Natur belohnt ihn dann nach Verdienst. Wir Engländer haben Geist und Erziehung vernachlässigt — wieviel Barmherzigkeit wird uns in diesem Krieg zuteil? Barmherzigkeit ist ein von Menschen erfundener Zierat, eine Krankheit oder ein Luxus, man mag es nennen, wie man will. Sonst habe ich gar nichts daran auszusetzen. Im Gegenteil, ich bin durchaus dafür."

Wieder blickte Pierson seine Tochter an. Ein Zug in ihrem Gesicht verletzte ihn, die stumme Spannung, mit der sie an den Lippen ihres Gatten hing, ihre eifrigen, forschenden Blicke. Er wandte sich zur Tür und sagte:

„Das ist schlimm für dich, George."

Er sah, wie Gratian ihrem Mann die Hand auf die Stirn legte, und dachte eifersüchtig: ‚Wie kann ich mein armes Kind vor dieser Ungläubigkeit bewahren? Sollen zwanzig

Jahre der Fürsorge nichts vermögen gegen diesen modernen Geist?'

Unten in seinem Arbeitszimmer gingen ihm die Worte durch den Kopf: ‚Heilig, heilig, heilig, barmherzig und allmächtig!' Er trat zu dem kleinen Klavier in der Ecke, öffnete es und begann die Hymne zu spielen. Er spielte sie leise auf den abgenützten Tasten dieses dreißig Jahre alten Freundes, der ihn seit seinen Universitätstagen begleitet hatte, und sang sie leise mit seiner müden Stimme. Ein Geräusch ließ ihn aufblicken. Gratian war eingetreten. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Ich weiß, es tut dir weh, Vater. Aber wir müssen doch selbst den Dingen auf den Grund kommen, nicht wahr? Du merkst gar nicht, daß ich es bin, die sich verändert hat; dies Gefühl hatte ich die ganze Zeit über, während du mit George sprachst. Ich bin aus eigenem Antrieb zu diesen Schlüssen gekommen; es handelt sich gar nicht um s e i n e Gedanken. Ich wollte, du würdest es verstehen, daß ich selbständig denke, Vater."

Pierson blickte ganz verwundert auf.

„Natürlich denkst du selbständig."

Gratian schüttelte den Kopf. „Nein, du glaubtest zuerst, ich dächte wie du; und nun glaubst du, ich denke wie George. Aber ich mach' mir meine eigenen Gedanken. Als du in meinem Alter warst, hast du da nicht alles darangesetzt, selbst die Wahrheit zu finden, und vielleicht eine andere Wahrheit als dein Vater?"

Pierson antwortete nicht. Er konnte sich nicht daran erinnern. Es war, als rührte man mit einem Stock in einem Haufen welker Blätter und riefe nur ein trockenes Rascheln hervor, ein unbestimmtes Gefühl von Wesenlosigkeit. Geforscht? Ohne Zweifel hatte er geforscht, aber es hatte ihn zu

nichts geführt. Wissen war eitel Dunst! Nur der gefühlsmäßige Glaube war Wahrheit — Wirklichkeit!

„Ach Gracie!“ sagte er, „forsche, wenn du mußt, aber wie willst du auf den Grund kommen? Der Brunnen ist zu tief für uns. Du wirst zu Gott zurückfinden, mein Kind, wenn du müde bist; er allein ist die Ruhe.“

„Ich will gar nicht ruhen! Manche forschen ihr Leben lang und sterben als Suchende. Warum sollte ich es nicht?“

„Du wirst sehr unglücklich sein, mein Kind.“

„Wenn die ganze Welt unglücklich ist, dann werd' ich wohl auch unglücklich sein, Vater. Ich glaube nicht, daß es so sein müßte; ich glaube, es kommt nur daher, daß die Menschen den Dingen nicht ins Gesicht sehn.“

Pierson erhob sich. „Du denkst, ich sehe den Dingen nicht ins Gesicht?“

Gratian nickte.

„Wenn du recht hast, dann geschieht es nur deshalb, weil es keinen andern Weg zum Glück gibt.“

„Bist du denn glücklich, Vater?“

„So glücklich, als es bei meiner Veranlagung möglich ist. Eure Mutter fehlt mir. Wenn ich jetzt auch dich und Noel verliere — —“

„O, das wird nicht geschehn!“

Pierson lächelte. „Mein liebes Kind,“ erwiderte er, „ich glaube, es ist bereits geschehen!“

ACHTES KAPITEL

I

Irgendein Witzbold hatte mit Kreide das Wort ‚Friede' an drei benachbarte Türen in einer kleinen Straße gegenüber dem Buckingham-Palast geschrieben.

Als Jimmy Fort nach einer langen Diskussion in seinem Klub spät nach Hause humpelte, fiel sein Auge auf diese Inschriften, und seine schmalen, glattrasierten Lippen verzogen sich zu einem matten Lächeln. Er war einer jener abenteuerlustigen Engländer, die während ihrer Jugendjahre zahllose Kämpfe in allen Erdteilen bestehen, ein großer, magerer, kerzengerader Mann, wie aus knorrigem Hickoryholz geschnitzt, hart wie Stahl, mit einem kampflustig gewölbten Hinterkopf und mit kampflustig straffem, gebräuntem Gesicht. Er war der Typus des Briten, der sich in ungefähr einer Generation zum typischen Kolonialbewohner oder Amerikaner entwickelt, aber niemand hätte Jimmy Fort für etwas anderes als einen Engländer gehalten. Obwohl er fast vierzig Jahre zählte, war noch immer etwas Knabenhaftes, kindlich Aufrichtiges in seinem Gesicht, etwas wie Ritterlichkeit und Energie, und seine kleinen, ruhigen, grauen Augen betrachteten das Leben mit streitbarem Humor. Er trug noch die Uniform, obwohl man sich seiner als unnötigen Ballastes entledigt hatte, nach einem neunmonatigen Versuch, sein verwundetes Bein zu kurieren, das nie mehr ganz gesund werden konnte. Nun hatte er eine Beschäftigung im Kriegsministerium, wo er mit Pferden zu tun hatte, von denen er etwas verstand. Es machte ihm

keinen Spaß, denn er hatte zu lange mit allen möglichen Leuten gelebt, die weder Engländer noch Beamte waren, eine Mischung, die ihm auf die Nerven ging. Tatsächlich brachte ihn die Langeweile seines jetzigen Lebens zur Verzweiflung, und er wäre zehnmal lieber in Frankreich gewesen. Deshalb empörte ihn das Wort ‚Friede' ganz besonders.

Als er seine Wohnung betreten hatte, warf er die Uniformbluse hin, deren steife Korrektheit ihm noch immer in tiefster Seele zuwider war; dann zog er seine Pfeife hervor, stopfte sie und setzte sich ans Fenster.

Das Mondlicht konnte die heiße Stadt nicht abkühlen, und sie schien schlecht zu schlafen — sieben Millionen Schläfer in Millionen von Häusern. Die Stadt konnte nicht zur Ruhe kommen, die Geräusche setzten nie ganz aus; obwohl ein leichter Wind reinere Luft zu bringen schien, vermochte er doch nicht den schalen Geruch in der engen Gasse drunten zu vertreiben. ‚Dieser verfluchte Krieg!' dachte er. ‚Was würde ich nicht darum geben, irgendwo im Freien schlafen zu können, statt in diesem verdammten London!' Die Leute, die wider alle Moral im Freien schliefen, würden heute gewiß auf ihre Rechnung kommen, denn draußen fiel ebensowenig Tau wie in Jimmy Forts Herz, um die Qual des unaufhörlichen Gedankens zu lindern: ‚Dieser Krieg! Dieser verfluchte Krieg!' In den endlosen Reihen kleiner grauer Häuser, in weitläufigen Karawansereien und in den Häusern der Vornehmen, in Villen und in Mietskasernen der Elendsquartiere, in öffentlichen Ämtern und Fabriken, auf den Bahnhöfen, wo man die ganze Nacht durcharbeitete, in den langen Krankensälen, wo Bett an Bett stand, in den Interniertenlagern, in Baracken, Armenhäusern und Palästen war wohl keine Seele im Schlafen oder Wachen frei von dem Gedanken: ‚Dieser verfluchte Krieg!' Sein Blick fiel auf eine Turmspitze, die gespenstisch über die

Dächer ragte. Ja, nur die Kirchen allein, bar jedes menschlichen Gefühls, wußten nichts von dieser Qual! Alle Übrigen aber konnte auch der Schlaf nicht erlösen. Eine Mutter flüstert den Namen ihres Sohnes; ein Kaufmann schnarcht und träumt, daß er ersäuft, von der Last des Goldes in die Tiefe gezogen; eine Frau wirft sich hin und her, streckt die Arme aus und findet — niemand; ein verwundeter Soldat erwacht aus einem Schützengrabentraum, der Schweiß rinnt ihm von der Stirn; und ein Zeitungsverkäufer in seiner Dachkammer ruft noch im Schlaf heiser seine Nachrichten aus. Zu Tausenden werfen sich die ihrer Lieben Beraubten auf ihren Lagern hin und her und suchen ihr Stöhnen zu ersticken; zu Tausenden starren Zugrundegerichtete in eine dunkle Zukunft, quälen sich Hausfrauen mit Wirtschaftsrechnungen ab, liegen Soldaten in bleiernem Schlaf, denn der nächste Tag bringt den Tod; und Kinder träumen von diesen Soldaten, Prostituierte liegen da in dumpfem Staunen über das ewige Kommen und Gehen; die Journalisten aber schlafen den Schlaf des Gerechten. Und über allen flattert im Mondlicht mit schwarzen Schwingen wie eine alte Krähe der Gedanke: ‚Dieser verfluchte Krieg!' ‚Wenn Christus existierte,' dachte Jimmy Fort, ‚dann würde er den Mond herunterlangen und mit ihm wie mit Kreide das Wort ‚Friede' auf jede Tür eines jeden Hauses in Europa schreiben. Aber Christus existiert nicht, und dafür existieren Hindenburg und Harmsworth!' Die gingen aufeinander los wie zwei große Stiere, die er einmal in Südafrika kämpfen gesehen hatte. Ihm war's, als höre er wieder das Stampfen und Schnauben, das Krachen der gedrungenen Schädel, als sehe er wieder die Tiere mit den kleinen roten Augen zurückweichen und erneut aufeinander losstürzen.

Dann zog er einen Brief aus der Tasche, den er im Mondlicht las.

‚Camelot-Gebäude 15,
St. John's Wood.

Lieber Mr. Fort!

Heute abend fand ich bei der Durchsicht einiger alter Briefe Ihre Klub-Adresse. Wissen Sie, daß ich in London bin? Als mein Mann vor fünf Jahren starb, verließ ich Steenbok. Seitdem habe ich schreckliche Zeiten durchgemacht. Während der Kämpfe gegen die Deutschen in Südwestafrika habe ich dort gepflegt, aber vor etwa einem Jahr kam ich zurück, um mich hier nützlich zu erweisen. Ich würde Sie riesig gern einmal wiedersehen, wenn Sie zufällig in England sind. Ich arbeite in einem Kriegsspital in meinem Bezirk, aber des Abends bin ich gewöhnlich frei. Können Sie sich noch an jene Mondnacht zur Zeit der Weinlese erinnern? Die Nächte hier duften ein wenig anders. Lysoform! Ach, dieser Krieg!

In Erinnerung an alte Tage
Leila Lynch.‘

Schreckliche Zeiten! Wenn er nicht irrte, war das bei Leila Lynch nichts Neues. Und er lächelte, denn er sah vor sich die Veranda eines alten holländischen Hauses in High Constantia, wo eine Frau unter den weißen Blüten der süßduftenden Schlinggewächse saß — eine hübsche Frau, mit Augen, die behexen konnten, eine Frau, an der er hängen geblieben wäre, wenn er sich nicht schleunigst aus dem Staub gemacht hätte! Zehn Jahre war das her, und auf einmal tauchte sie wieder auf und brachte einen erfrischenden Hauch vergangener Tage mit. Er sog den Duft des Briefchens ein. Daß doch immer in jedem Brief drinstehen mußte, was ein jeder im Krieg leistete! In seiner Antwort würde er ganz gewiß schreiben: ‚Seit ich lahm bin, arbeite ich im Kriegsministerium und habe

mit Pferden zu tun, eine langweilige Geschichte!' Leila Lynch! Frauen wurden nicht jünger, und er hatte sie im Verdacht, daß sie älter war als er. Aber ihre weißen Schultern waren ihm in angenehmer Erinnerung geblieben, und die charakteristische Wendung ihres Halses, wenn sie einen mit ihren großen grauen Augen ansah. Nur fünf Tage hatte ihre Bekanntschaft gewährt, aber wie hatten sie diese Zeit ausgenützt! — das tat man immer auf Reisen in fremden Ländern. Die Episode war verlockend und gefährlich gewesen, wie jene saftgrünen, moosbewachsenen Stellen im Sumpf, die einen mindestens bis zum Hals versinken lassen, wenn man auf der Schnepfenjagd den Fuß darauf setzt. Nun, diese Gefahr war jetzt gebannt, denn ihr Mann war ja tot, der arme Kerl! Es wäre doch nett, wenn man in diesen trübseligen Tagen, wo jeder seine Zeit im Dienst des Vaterlandes verbrachte, sich für diesen Dienst durch ein paar Stunden der Erholung in ihrer Gesellschaft stärken könnte. ‚Was für ein Schwindel das Ganze ist!' dachte er; ‚wenn man die Zeitungen und die Reden liest, so könnte man rein glauben, daß kein Mensch etwas anderes im Kopf hat, als sich für die nächste Generation umbringen zu lassen. Man berauscht sich an Worten! Was für Augen wir alle machen werden, wenn wir eines schönen Morgens aufwachen und der Friede zum Fenster hereinschaut! Ach, wenn es dazu käme, wenn man sich nur wieder freuen könnte!' Jimmy blickte zum Mond empor. Er versank schon, begann in der Dämmerung zu verschwimmen. Sprengwagen und Straßenkehrer erschienen im ersten Frühlicht; Sperlinge zwitscherten in den Dachrinnen. Mit seltsam fremdem Antlitz sah die Stadt dem grauenden Morgen entgegen; mit ihren geschlossenen Laden lag sie verödet da wie Babylon. Jimmy Fort klopfte seine Pfeife aus, seufzte und ging zu Bett.

II

Im selben Augenblick war Leila Lynchs Nachtdienst zu Ende und sie beschloß, jetzt eine Stunde spazieren zu gehen, wie sie es täglich tat. Sie hatte die Aufsicht über zwei Säle und versah in der Regel ihren Dienst bei Tag; doch irgendein unbedeutender Vorfall hatte ihr diese Extraarbeit aufgebürdet. So sah sie nach achtzehnstündigem Spitalsdienst recht übermüdet aus, aber vielleicht wirkte sie gerade dadurch am vorteilhaftesten. Ihre Wangen waren blaß, und um die Augen zogen sich Fältchen, die man sonst nicht bemerkte. Es war verwirrend, in diesem Antlitz gleichzeitig weiche und harte Züge zu finden; denn die Augen, die ziemlich vollen Lippen und die blassen Wangen von natürlicher Weichheit schienen härter durch die Zurückhaltung, die Frauen annehmen, welche dem Leben allein gegenüberstehen und, im Bewußtsein ihrer Schönheit, diese dem Alter zutrotz erhalten wollen. Auch in ihrer Gestalt zeigten sich Widersprüche; die weichen Formen wurden ein wenig rücksichtslos in ein Korsett gepreßt. Als sie in der Morgendämmerung durch die verödeten Gassen schritt, ließ sie ihren langen blauen Mantel offen stehen und den Hut an einem Finger schlenkern, so daß der frische Wind ungehindert ihr hellbraunes, leicht gefärbtes Haar zerzauste. Obwohl sie sich nicht selber sehen konnte, war sie doch mit ihrer Erscheinung zufrieden und schlenderte wiegenden Ganges an den einsamen Häusern und Bäumen vorbei. Wirklich schade, daß niemand ihr während dieser Stunde im Regent's Park zusah, wie sie nachdenklich dahinschritt und sich der Farben freute, mit denen die Erde sich, wie ihr zu Liebe, allmählich wieder schmückte.

Leila Lynch hatte Rasse, und in gewisser Hinsicht war ihr Leben interessant gewesen. Als Mädchen hatte sie die Herzen

vieler in Aufruhr versetzt, nicht allein das ihres Vetters Edward Pierson, und sich mit achtzehn Jahren leidenschaftlich in einen hübschen jungen Staatsbeamten in Indien, namens Fane, verliebt und ihn geheiratet. In zwölf Monaten hatte beider Liebe sich erschöpft. Dann begannen fünf Jahre voll Langeweile, Überdruß und wachsendem Zynismus, immer häufigere Erholungsfahrten nach Simla und Heimreisen ihrer Gesundheit wegen, die tatsächlich durch die Hitze angegriffen war. All das gipfelte natürlich in einer neuen Leidenschaft für einen Offizier der Scharfschützen, der Lynch hieß. Sie ließ sich scheiden, heiratete zum zweiten Mal, und dann kam der Burenkrieg, in dem Lynch schwer verwundet wurde. Sie war zu ihm gegangen und hatte ihn gepflegt, bis seine robuste Gesundheit wenigstens halbwegs wiederhergestellt war, und hatte mit achtundzwanzig Jahren auf einer Farm im Innern Kaplands ein neues Leben mit ihm begonnen. So vergingen weitere zehn Jahre, die sie abwechselnd auf der einsamen Farm und in einem alten holländischen Haus in High Constantia verbrachten. Lynch war kein übler Mensch, aber wie den meisten Soldaten der alten Armee hatte man ihm jedes ästhetische Gefühl gründlich ausgetrieben. Und es war Leilas Unglück, daß ihr in manchen Augenblicken ihres Lebens ästhetisches Gefühl dringend nötig erschien. Sie hatte gekämpft, um diese Schwäche zu überwinden, und auch ihre andere Schwäche: den Wunsch, von Männern bewundert zu werden; doch hatte es immer wieder Zeiten gegeben, wo ihr dies nicht recht gelungen war. Die Bekanntschaft mit Jimmy Fort fiel in eine solche Zeit; ihre Gefühle für ihn strömten schon von Zärtlichkeit über, als er ganz plötzlich nach England zurückkehrte. Noch jetzt erinnerte sie sich an ihn mit einem gewissen Vergnügen. Doch ehe es mit Lynch zu Ende ging, erlebte sie noch einmal eine Zeit wiedererwachender Wärme für den kränklichen Mann, mit dem

sie sich unter den romantischen Umständen einer Scheidung verbunden hatte. Als Farmer hatte er natürlich versagt, und so blieb ihr nach seinem Tod nichts als ihre eigene kleine Rente von hundertfünfzig Pfund im Jahr. Der Schrecken darüber, daß sie sich mit achtunddreißig Jahren ihren Lebensunterhalt größtenteils selbst verdienen mußte, verflog sehr rasch, denn sie war ein mutiger Mensch. Wie so manche, die in Liebhabertheatern mitgewirkt haben, hielt sie sich für eine Schauspielerin; aber nach vielen Versuchen fand sie heraus, daß nur ihre Stimme und ihre tadellos erhaltenen Beine von den scharfsichtigen Theaterdirektoren und dem Publikum Südafrikas geschätzt wurden; und drei bewegte Jahre hindurch hielt sie sich unter fremdem Namen mit Hilfe dieser Talente über Wasser. Das war weit mehr, als viele recht ehrenwerte Damen an ihrer Stelle getan hätten — und bei alledem bewahrte sie sich einen gewissen Schmelz kultureller Verfeinerung. Wenigstens jammerte sie nie über ‚bedrängte Verhältnisse', und wenn auch ihr Leben nicht ganz bürgerlich verlief und mindestens seine drei Episoden hatte, so war es doch echt menschlich. Tapfer nahm sie die schlechten wie die guten Zeiten hin, verlor nie die Fähigkeit, sich zu freuen; und ihr Verständnis für die Leiden anderer nahm stetig zu. Aber sie wurde todmüde. Als der Krieg ausbrach, erinnerte sie sich, daß sie eine gute Pflegerin gewesen; sie nahm wieder ihren Namen an und wechselte den Beruf. Für eine Frau, der es Freude machte, den Männern zu gefallen und an ihnen Gefallen zu finden, lag ein gewisser Reiz in einem solchen Leben; und nach zwei Jahren Krieg fühlte sie sich noch immer geschmeichelt, wenn die Soldaten die Köpfe nach ihr umdrehten, um sie anzusehen, so oft sie an ihren Betten vorüberkam. Aber in der harten Schule des Lebens hatte sie vollständige Selbstbeherrschung gelernt; und obwohl ihre Anziehungskraft sogar den Sauertöpfischen und Puritanern

auffiel, so wußten diese doch ganz gut, daß sie dreiundvierzig war. Allein alle Soldaten mochten sie gut leiden, und auf ihren Abteilungen gab es wenig Schwierigkeiten. An den Kriegsereignissen nahm sie auf ihre schlichte Art Anteil, denn sie besaß den geraden Patriotismus ihrer Klasse. Ihr Vater war Seemann gewesen, ihr erster Gatte Staatsbeamter, der zweite Soldat; das Problem wurde für sie durch keinerlei abstrakte Betrachtungen kompliziert. Das Vaterland kam zuerst! Und obwohl sie in diesen zwei Jahren so viele junge verstümmelte Körper gepflegt, so betrachtete sie das als zur täglichen Arbeit gehörig und überschüttete den einzelnen mit ihrer Sympathie, ohne sich irgendwelchen Gedanken über die Vergeudung von Menschenleben und allgemeinen Gefühlen des Mitleids hinzugeben. Ja, sie hatte wirklich schwer gearbeitet und ihre Pflicht getan, aber in letzter Zeit empfand sie oft wieder das alte unbestimmte Sehnen nach dem ‚Leben', nach Vergnügungen, nach etwas Wesentlicherem als der bloßen Bewunderung, die die Soldaten ihr zollten. Daß sie die alten Briefe durchgesehen hatte, war ein sicherer Beweis für dieses unbestimmte Sehnen. Die Briefe hatten in ihr nur das Gefühl erweckt, daß das Leben ihr entglitt, während sie noch eine hübsche Frau war, und es bis zur Bitterkeit verschärft. Sie war lange von England fort gewesen und hatte seit ihrer Rückkehr angestrengt gearbeitet; nun waren nicht mehr viele Fäden da, die sie unvermittelt wieder anknüpfen konnte. Zwei Briefe in dem kleinen Bündel aus der Vergangenheit, die voneinander grundverschieden waren, hatten in ihr gewisse sentimentale Regungen wachgerufen.

‚Verehrte Herrin der Sternblumen!

Exiturus (sic) te saluto! Die Fähre bringt Ihnen diesen Abschiedsbrief. Aufrichtig gesagt, tut es mir schrecklich leid, von Südafrika wegzugehen. Und von allen meinen Erinnerungen

wird die letzte am längsten währen. Die Weinlese in Constantia und Ihr Lied: ‚Könnt' ich wie Morgentau so lind'. Wenn Sie und Ihr Gatte je nach England kommen, lassen Sie mich es bitte wissen; dann werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, mich ein wenig dankbar zu erweisen für die glücklichsten fünf Tage, die ich hier verlebt habe.

Ihr sehr ergebener
Jimmy Fort.'

Sie erinnerte sich an ein starkgebräuntes Gesicht, eine große, schlanke Gestalt und etwas Ritterliches in seinem ganzen Wesen. Wie sah er wohl jetzt aus, nach zehn Jahren? Ergraut, verheiratet, mit einer großen Familie? Schrecklich, wie die Zeit verging! Und das vergilbte Brieflein von Vetter Edward — du lieber Gott! Vor sechsundzwanzig Jahren hatte er's geschrieben, ehe er Geistlicher, verheiratet oder sonst irgendetwas war! So ein guter Tänzer, wirklich musikalisch; ein wunderlicher lieber Mensch, ihr ganz ergeben, verträumt, überempfindlich, und doch brannte in ihm ein heimliches Feuer.

‚Liebe Leila!

Nach unserem letzten Tanz bin ich geradewegs davongelaufen — ich hielt es im Saal nicht mehr aus. Ich ging zum Fluß hinunter und am Ufer entlang; es war wundervoll, ganz grau und neblig, die Bäume flüsterten, und die Kühe sahen feierlich aus; und während des Gehens dachte ich an Dich. Und ein Bauer, der mich im Frack sah, hielt mich für verrückt. Liebste Leila, Du warst so schön gestern abend und es war eine solche Freude, mit Dir zu tanzen! Ich hoffe, daß Du nicht zu müde bist und daß ich Dich bald wiedersehe.

Dein Dich liebender Vetter
Edward Pierson.'

Und dann war er hingegangen und Geistlicher geworden, hatte geheiratet und war nun seit fünfzehn Jahren Witwer! Sie erinnerte sich an den Tod seiner Frau, gerade vor ihrer Abreise nach Südafrika, in jener schmachvollen Zeit, als sie die ganze Familie durch ihre Scheidung so vor den Kopf gestoßen hatte. Armer Edward — er war der allernetteste ihrer Vettern, der einzige, den sie gern wiedersehen würde. Inzwischen war er wohl sehr alt und schrecklich gut und korrekt geworden!

Sie hatte den Regent's Park in einem großen Kreis durchwandert und näherte sich bereits wieder dem Ausgang; die Sonne kam schon hinter den Häusern hervor, aber noch kein Laut des Straßenverkehrs war zu hören. Sie blieb vor einem Beet mit Heliotrop stehen und sog in langen, tiefen Zügen den Duft ein. Sie konnte nicht widerstehen, ein Zweiglein zu pflücken und daran zu riechen. Ein plötzliches Verlangen nach Liebe ließ jeden Nerv in ihr erbeben; sie erschauerte, während sie aus halbgeschlossenen Augen auf die blaßlila Blüte hinabblickte. Dann sah sie auf ihrer Armbanduhr, daß der Zeiger schon auf vier stand, und schritt eilig weiter, um ins Bett zu kommen, denn zu Mittag mußte sie wieder ihren Dienst antreten. Ach dieser Krieg! Wie müde sie war! Wenn er nur erst vorüber wäre und man wieder leben könnte! . . .

Irgendwo in Twickenham war der Mond versunken; irgendwo von Kentish Town her stieg die Sonne empor; Räder begannen wieder zu rollen, und sieben Millionen Schläfer in Millionen von Häusern erwachten aus ihrem Morgenschlaf zu dem gleichen Gedanken . . .

NEUNTES KAPITEL

Edward Pierson, der verträumt bei seinem Frühstücks-Ei saß, öffnete einen Brief, dessen Handschrift er nicht kannte.

‚Kriegsspital,
Mulberry Road, St. John's Wood,
London N. W.

Lieber Vetter Edward!

Erinnerst Du Dich noch an mich, oder bin ich schon zu tief im Dunkel der Vergessenheit versunken? Einmal vor langer Zeit war ich Leila Pierson; ich denke oft an Dich und wüßte gern, wie Du jetzt aussiehst und wie es Deinen Töchtern geht. Ich bin seit fast einem Jahre hier und arbeite für unsere Verwundeten; vorher habe ich ein Jahr lang in Südafrika gepflegt. Mein Mann ist vor fünf Jahren draußen gestorben. Obwohl wir uns schon — Gott weiß wie lange — nicht mehr gesehen haben, würde ich Dich riesig gern einmal treffen. Möchtest Du Dir nicht mein Spital anschaun? Ich habe die Aufsicht über zwei Säle, und meine Leute sind wirklich nett.

Deine vergessene, aber Dir noch immer zugetane Kusine
Leila Lynch.

P. S. Zufällig fiel mir ein Briefchen in die Hand, das Du mir einmal schriebst; das hat die alten Zeiten wieder aufleben lassen.‘

Nein! Er hatte Leila nicht vergessen. Es war jemand im Hause, der ihn stets an sie erinnerte. Er blickte zu Noel auf,

die ihm gegenüber saß. Wie ähnlich die Augen waren! Und er dachte: ‚Was wohl aus Leila geworden sein mag? Man muß barmherzig sein. Ihr Mann ist tot; sie pflegt seit zwei Jahren. Sie muß sich sehr geändert haben; ich möchte sie wirklich gerne sehen. Ich werde hingehn!' Und wieder blickte er Noel an. Erst gestern hatte sie ihn neuerlich darum gebeten, als Pflegerin eintreten zu dürfen.

„Ich gehe heute in ein Spital, Nollie," sagte er; „wenn du willst, kann ich mich deinetwegen erkundigen. Ich fürchte nur, daß du mit Aufwaschen beginnen mußt."

„Das weiß ich; aber mir liegt nichts dran, wenn ich nur überhaupt anfangen darf."

„Schön, ich werde mich umsehn." Und er wandte sich wieder dem Frühstücks-Ei zu.

Noels Stimme schreckte ihn auf. „Geht dir der Krieg sehr nahe, Daddy? Tut es dir hier weh?" Sie legte die Hand auf ihr Herz. „Vielleicht nicht, weil du halb in einer andern Welt lebst, nicht wahr?"

Die Worte: ‚Gott bewahre!' lagen Pierson auf der Zunge; er sprach sie jedoch nicht aus, legte nur verletzt und verwirrt den Eierlöffel hin. Was meinte das Kind nur? Der Krieg sollte ihm nicht nahegehn?

„Ich hoffe, daß ich manchmal imstande bin, den Leuten ein wenig zu helfen, Nollie," sagte er, und zugleich wurde er sich dessen bewußt, daß er seine eigenen Gedanken, nicht aber ihre Frage beantwortet hatte. Eilig beendete er sein Frühstück und ging bald darauf fort. Er überquerte den Platz und schritt ostwärts durch zwei belebte Straßen seiner Kirche zu. Im Verkehr dieser unordentlichen Straßen mit ihrem Durcheinander sah seine schwarzgekleidete Gestalt mit dem ernsten Gesicht und dem van Dyck-Bart eigentümlich weltfern aus, wie ein lebendiges Überbleibsel einer vergangenen Zivilisation.

Er betrat die Kirche durch eine Seitentür. Nur fünf Tage war er fort gewesen, aber sie hatten ihn so aufgewühlt, daß das lang vertraute leere Gebäude ihm fast fremd erschien. Er war ohne Vorsatz hergekommen, unbewußt nach einem Halt, nach Führung tastend in dem so plötzlich veränderten Verhältnis zwischen ihm und seinen Töchtern. Er stand bei dem Kirchenpult von matter Bronze und starrte zum Chor hinauf. Man brauchte neue Gesangbücher — er durfte nicht vergessen, sie zu bestellen! Sein Blick suchte das Fenster mit der Glasmalerei, das er dem Andenken seiner Frau gestiftet hatte. Die Sonne, die zu hoch stand, um schräg durchzuscheinen, brannte auf das Sims, bis es in einem tiefen, warmen Goldgelb aufleuchtete. ‚In einer andern Welt!' Wie sonderbar diese Worte Noels waren! Die schimmernden Orgelpfeifen fielen ihm auf; er stieg zur Empore hinauf und begann, leise, ineinander verklingende Akkorde anzuschlagen. Dann hielt er inne und blickte in die Kirche hinab. Der Raum zwischen den steilen Mauern unter dem hochgewölbten Dach, wo das Licht zu einem ständigen Halbdunkel abgedämpft war, das hie und da unterbrochen wurde durch das farbige Aufleuchten von Glas und Blumen, Metall und poliertem, dunklem Holz, dieser Raum war ihm anvertraut, war sein Heim und seine Zuflucht. Nichts regte sich dort unten, und doch — war nicht die Leere geheimnisvoll belebt, zog nicht durch die stille Luft ein sonderbares Wehen, als wäre das Rauschen der Musik, das einförmige Summen betender Stimmen hier haften geblieben? War das Heilige nicht allgegenwärtig? Draußen leierte eine Drehorgel ihre Melodie herunter; ein Wagen rumpelte über die gepflasterte Straße und der Kutscher schrie seinen Pferden zu; aus der Ferne dröhnten Kanonenschüsse von einer Militärübung, und das Rollen unzähliger Räder bildete ein Netz ineinander verwobener Geräusche. Doch alle eindringenden

Laute wandelten sich hier zu gedämpftem Brausen; nur die Stille und das Halbdunkel waren Wirklichkeit für Pierson, dessen kleine schwarze Gestalt wie verloren in dem weiten, leeren Raum stand.

Als er die Kirche verließ, war es noch etwas zu früh für den Besuch in Leilas Spital, und nachdem er die neuen Gesangbücher bestellt hatte, sprach er bei einer Frau seiner Gemeinde vor, deren Sohn in Frankreich gefallen war. Er fand die ältliche Person, die sich ihr Brot als Scheuerfrau verdiente, in der Küche. Sie wischte einen Stuhl für den Pfarrer ab.

„Grad hab' ich mir eine Tasse Tee gemacht, Sir."

„Nicht wahr, so eine Tasse Tee tut einem gut, Mrs. Soles!" Und er nahm Platz, damit sie sich nicht unbehaglich fühle.

„Ja, aber er macht Sodbrennen; ich nehm' jetzt acht bis zehn Tassen im Tag. Und dazu trink' ich ihn ganz stark. Ohne Tee könnt' ich überhaupt nicht mehr leben. Ich hoff', den jungen Damen geht es gut, Sir?"

„Sehr gut, danke. Miß Noel will auch Pflegerin werden."

„Du meine Güte! Sie ist noch so jung; aber alle jungen Mädeln tun irgendetwas heutzutag'. Ich hab' eine Nichte in einer Munitionsfabrik — sie verdient ein schönes Geld dabei. Was ich Ihnen noch sagen wollt': Ich geh' jetzt nicht in die Kirche; seit mein Sohn gefallen ist, freut's mich nicht mehr, irgendwohin zu gehn — volle drei Monat' war ich nicht im Kino. Alles regt mich so auf, daß ich gleich zu heulen anfang'."

„Ja freilich; aber in der Kirche würden Sie Ruhe finden."

Mrs. Soles schüttelte den Kopf, und der kleine festgedrehte Knoten ihres verfärbten Haares wackelte hin und her.

„Ich kann keine Zerstreuung brauchen," entgegnete sie. „Ich sitz' lieber hier oder bin bei meiner Arbeit. Mein Sohn ist mir ein guter Sohn gewesen. Der Tee ist das einzige, was

mir noch hilft. In einer Minute kann ich Ihnen eine frische Tasse machen."

„Danke, Mrs. Soles, aber ich muß weiter. Wir alle müssen darauf vertrauen, unsere Lieben einst in einer besseren Welt wiederzusehen. Nun werden Sie doch auch recht bald in die Kirche kommen, nicht wahr?"

Mrs. Soles, deren Füße in Pantoffeln staken, trat von einem Bein auf das andere.

„Wir wollen's hoffen," erwiderte sie, „aber ich weiß nicht, wann mir der Kopf danach stehen wird. Leben Sie wohl, Sir, und ich bedank' mich auch bestens für Ihren werten Besuch."

Mit einem ganz leisen Lächeln ging Pierson weiter. Arme wunderliche alte Seele! Sie war nicht älter als er, aber sie kam ihm wie eine Greisin vor — da war sie nun von ihrem Sohn getrennt, wie so viele — ach so viele, und dabei so gut und geduldig! Die Melodie einer Hymne ging ihm durch den Kopf. Seine Finger bewegten sich wie spielend in der Luft und er blieb stehen, um auf einen Autobus nach St. John's Wood zu warten. Zahllose Leute gingen an ihm vorbei, während er dastand, doch er bemerkte sie nicht, denn er dachte an jene Hymne, an seine Töchter und an Gottes Barmherzigkeit; und als der Autobus kam und er oben auf dem Dach saß, sah er einsam und abgesondert aus, obwohl der Mann neben ihm so dick war, daß er eng an ihn gepreßt sitzen mußte. Nachdem er bei Lords Kricket-Platz ausgestiegen war, fragte er eine Dame in Pflegerinnentracht nach dem Weg.

„Wenn Sie mit mir kommen wollen," sagte sie, „ich gehe gerade hin."

„O! Kennen Sie vielleicht eine Mrs. Lynch, die dort pflegt — —?"

„Ich bin Mrs. Lynch. Ach, Edward Pierson!"

Er blickte in ihr Gesicht, das er noch nicht angesehen hatte.

„Leila!" rief er.

„Ja, Leila! Wie reizend, daß du kommst, Edward!"

Sie standen noch immer auf der gleichen Stelle und suchten einer des andern Jugend, bis sie murmelte:

„Trotz deines Bartes hätte ich dich überall erkannt!"

Im stillen aber dachte sie: ‚Armer Edward! Er ist wirklich alt geworden und sieht wie ein Mönch aus!'

Und Pierson erwiderte leise:

„Du hast dich kaum verändert, Leila! Wir haben uns nicht mehr gesehn, seit meine Jüngste zur Welt kam. Sie sieht dir ein wenig ähnlich." Im stillen aber dachte er: ‚Meine Nollie! Um wieviel jugendfrischer! Die arme Leila!'

Sie gingen weiter und sprachen von seinen Töchtern, bis sie zum Spital kamen.

„Wenn du einen Augenblick warten willst, führe ich dich durch meine Säle."

Er blieb in der kahlen Halle zurück, den Hut in der Hand, während die andere nach dem goldenen Kreuzchen griff. Doch bald kam sie wieder, und nun wurde ihm etwas wärmer ums Herz. Wie gut es doch den Frauen stand, Werke der Barmherzigkeit zu üben! Sie machte einen so viel freundlicheren Eindruck mit dem weißen Häubchen und der weißen Schürze über dem blauen Kleid.

Als Leila sein verändertes Gesicht sah, fühlte auch sie ein wenig Wärme, gerade über ihrem Schürzenlatz; und sie betrachtete ihn von der Seite, während sie zu dem Saal gingen, der einmal ein Billardzimmer gewesen war.

„Meine Leute sind riesig nett," sagte sie, „sie freuen sich so, wenn man sich ein bißchen mit ihnen unterhält."

In einem Zimmer mit Oberlicht standen an den beiden grüngestrichenen Längswänden je sechs Betten einander gegen-

über; und aus jedem Bett blickte sie ein Gesicht an — junge Gesichter, die fast ausdruckslos schienen. Eine Pflegerin am andern Ende des Zimmers wandte sich um und fuhr dann in ihrer Arbeit fort. An den Anblick eines Krankensaals war Pierson ebenso gewöhnt wie jeder andere Mensch in dieser Zeit. Das Bild war ihm so vertraut, daß es eigentlich keinen Eindruck auf ihn machte. Beim ersten Bett blieb er stehen, während Leila zu dem Patienten trat. Der Mann lächelte, wenn sie sprach, und lächelte nicht, wenn er sprach; und auch das war ihm vertraut. Sie schritten von einem Bett zum andern, mit dem gleichen Resultat, bis Leila abberufen wurde und er sich zu einem jungen Soldaten mit langem Gesicht und sehr schmalem Schädel setzte, dessen Schulter dick bandagiert war. Pierson berührte ehrfürchtig den Verband und fragte:

„Nun, mein Junge — ist es noch schlimm?"

„Ach Gott," erwiderte der Soldat. „Schrapnellwunde. Das Fleisch ist ganz zerfetzt."

„Aber nicht der Geist, wie ich sehe!"

Der junge Soldat warf ihm einen sonderbaren Blick zu, als ob er sagen wollte: ‚Gar nicht übel!', und ein Grammophon beim letzten Bett begann zu spielen: ‚Gott schütze Väterchen im Krieg!'

„Haben Sie Musik gern?"

„O ja, ganz gern. Die Zeit wird einem nicht so lang."

„Im Spital ist es wohl recht langweilig?"

„Ja, es wird einem oft langweilig, so ist's eben im Spital. Ich bin nämlich schon zum zweitenmal verwundet. Es ist besser, als dort draußen. Den Arm werd' ich wahrscheinlich nie mehr ordentlich gebrauchen können. Wozu soll ich mir Sorgen machen! Ich krieg' ja meine Entlassung."

„Ihr habt hier gute Pflegerinnen?"

„Ja; Mrs. Lynch gefällt mir; die ist ganz mein Fall."

„Sie ist meine Kusine."

„Ich hab' Sie zusammen hereinkommen sehn. Ich seh' überhaupt alles. Auch nachdenken tu' ich über alles Mögliche. Damit die Zeit vergeht."

„Dürft ihr rauchen?"

„O ja! Wir dürfen rauchen."

„Nehmen Sie eine Zigarette!"

Der junge Soldat lächelte zum erstenmal. „Danke, ich hab' selbst genug."

Die Pflegerin ging vorüber und nickte Pierson zu.

„Er ist einer von unseren Blasierten. Er ist schon zum zweitenmal hier, nicht wahr, Simson?"

Pierson blickte auf den jungen Mann hinab, dessen langes, schmales Gesicht, in dem das eine der hellbewimperten Augenlider halb geschlossen schien, etwas wie beschränktes Besserwissen zur Schau trug. Das Grammophon war schnarrend abgelaufen und leierte jetzt ‚Sidi Brahim'. Die Pflegerin ging weiter.

„Sieh den Abram!" bemerkte der junge Soldat. „Die kleinen Franzosen singen es, einer lernt es vom andern, wie das so geht."

„So so!" murmelte Pierson, „sehr hübsch." Und seine Finger trommelten auf der Bettdecke, denn die Melodie war ihm neu. Etwas in des jungen Mannes Zügen schien sich zu beleben, als hätte man eine Jalousie ein wenig hochgezogen.

„Frankreich ist nicht das Schlimmste," sagte er plötzlich, „und auch nicht die Granaten und alles, was drum und dran hängt; aber den Dreck kann ich nicht vertragen. So viele Verwundete sind im Dreck stecken geblieben, erstickt und krepiert." Sein gesunder Arm machte eine unruhige Bewegung. „Ich selbst bin beinah' erstickt. Ich konnt' grade noch Luft schnappen."

Pierson schauderte. „Gott sei Dank!"

„Ja, das war ekelhaft. Ich hab' Mrs. Lynch einmal davon erzählt, wie ich Fieber hatte. Sie ist eine so liebe Dame; sie hat schon mit vielen von uns zu tun gehabt. Der Dreck ist arg, das vergess' ich nie." Und wieder machte sein gesunder Arm jene unruhige Bewegung, während das Grammophon ‚Die Jungens in Khaki' zu spielen begann. Das Zucken des Arms ging Pierson schrecklich auf die Nerven; er erhob sich, tippte mit dem Finger auf die verbundene Schulter und sagte:

„Auf Wiedersehn! Hoffentlich sind Sie bald wieder gesund."

Die Lippen des jungen Soldaten verzogen sich zu einem matten Lächeln; es war, als versuche er, das halbzugekniffene Auge zu öffnen.

„Leben Sie wohl, Sir," antwortete er, „vielen Dank!"

Pierson ging in die Halle zurück. Ein Streifen Sonnenlicht fiel in die offene Tür, und er konnte den Impuls nicht unterdrücken, sich so hinzustellen, daß die Wärme ihn durchdrang. ‚Im Dreck erstickt!' Wie scheußlich das Leben sein konnte! Das Leben und der Tod! Beide scheußlich! Arme Jungens! Arme Jungens!

Eine Stimme hinter ihm sagte:

„Da bist du ja, Edward! Möchtest du den zweiten Saal sehen, oder soll ich dich in unsere Küche führen?"

Pierson ergriff gerührt ihre Hand. „Du tust ein edles Werk, Leila. Ich wollte dich fragen: Wäre es möglich, daß Noel hier zur Pflegerin ausgebildet würde? Sie will sofort anfangen. Die Sache steht nämlich so, daß ein junger Mensch, den sie gern hat, eben an die Front gegangen ist."

„Ach!" murmelte Leila und sah ihn voll Teilnahme an. „Das arme Kind! Nächste Woche werden wir noch eine Hilfskraft brauchen. Ich will sehen, ob ich sie nicht gleich

einstellen kann. Ich werde mit unserer Oberin sprechen und dir noch heute abend Bescheid sagen." Sie drückte ihm warm die Hand.

„Ich habe mich so gefreut, dich wiederzusehen, lieber Edward. Du bist der erste von der Familie, den ich seit sechzehn Jahren gesehen habe. Könntest du nicht mit Noel heute zum Abendbrot zu mir kommen? Nur sehr wenig zu essen, du weißt ja. Meine Wohnung ist recht eng. Es kommt auch ein gewisser Hauptmann Fort, ein netter Mensch."

Pierson sagte zu, und als er heimwärts schritt, dachte er: ‚Die liebe Leila! Ich glaube, das ist die Hand der Vorsehung. Sie braucht Teilnahme. Sie möchte über ihre Vergangenheit hinwegkommen. Wie gut die Frauen doch sind!'

Da stand er nun mitten auf dem Portland-Platz und die Sonne, die plötzlich aus einer Wolke hervorbrach, beschien seine schwarzgekleidete Gestalt und leuchtete auf dem kleinen goldenen Kreuz.

ZEHNTES KAPITEL

Menschen, die viel in der Welt herumgekommen sind und aller Herren Länder kennen gelernt haben, gewinnen auch ohne künstlerisches Temperament einen gewissen Blick für Farbe und Form, werden für malerische Eindrücke empfänglich. Wenn sich Jimmy Fort jemals später an diesen ersten Abend bei Leila erinnerte, sah er stets ein Bild oder vielmehr eine Reihe von Bildern vor sich. Er hatte den ganzen Tag in der Sonnenhitze verbracht, da er im Auto von einem Gestüt zum andern gefahren war; und Leilas Rheinweinbowle besaß eine milde, belebende Kraft. Dadurch schärfte sich sein Blick für das Malerische, umsomehr, als das schlanke Mädchen, das er dort traf, gar nichts trank und ihr Vater bloß an seinem Glas nippte, so daß alles für ihn und Leila übrig blieb. Eine reizende, intime Szene war ihm im Gedächtnis haften geblieben, traut und anheimelnd, wenn auch ein unerklärlich düsterer Schatten darauf zu fallen schien, der vielleicht von den schwarzbespannten Wänden herrührte.

Die Wohnung hatte einem Künstler gehört, der jetzt im Krieg war; sie lag im dritten Stock und war winzig wie eine Puppenstube. Von den beiden Fenstern des kleinen quadratischen Wohnzimmers sah man ein paar Bäume und eine Kirche. Aber Leila, die ungern bei Tageslicht aß, hatte gleich die tiefblauen Vorhänge zugezogen. Folgende Szene sah er besonders deutlich vor sich: Ein kleiner viereckiger Tisch aus dunklem Holz, in dessen Mitte eine silbern schimmernde Schale

mit Nelken auf einer grellblauen chinesischen Matte stand; daneben ein paar grünliche Gläser mit Rheinweinbowle; zu seiner Linken Leila im fliederfarbenen Abendkleid, Hals und Schultern leuchtend weiß, das Gesicht ein wenig gepudert, mit großen Augen und lächelnden Lippen. Ihm gegenüber ein schwarzgekleideter Geistlicher mit einem goldenen Kreuzchen, über dessen schmales, dunkles Gesicht mit dem ernsten Spitzbart hie und da ein sanftes Lächeln huschte, in dessen tiefliegenden grauen Augen jedoch etwas wie Fanatismus glühte. Und ihm zur Rechten ein junges Mädchen in einem einfachen, lichtgrauen, fast weißen Kleid, das gerade nur den Hals freiließ, mit weiten, bis zum Ellbogen reichenden Ärmeln, aus denen zwei schlanke Arme hervorsahen; das kurze helle Haar war etwas zerzaust, die großen grauen Augen blickten ernst, und die vollen Lippen formten anmutig die wenigen Worte, die sie sprach. Grellrote Schirme über den Lampen warfen goldene Lichtflecken auf die schwarzen Wände; ein blauer Diwan, ein kleines schwarzes Klavier an der Wand; ein dunkler, glänzend gebohnter Boden; vier japanische Drucke; eine weißgetünchte Decke. Er war sich dessen bewußt, daß sein Khaki die Harmonie eines Bildes störte, das so eigenartig und selten war wie eine alte chinesische Teetruhe. Er erinnerte sich sogar an das Essen: Hummer, kalte Taubenpastete, Spargel, St. Ivel-Käse, Himbeeren mit Sahne. Lange nicht so gut erinnerte er sich an die Gespräche; er wußte bloß, daß er selbst Geschichten aus dem Burenkrieg erzählt hatte, den er als Freiwilliger mitgemacht. Während seiner Erzählung wandte das Mädchen wie ein Kind, das einem Märchen lauscht, die Augen nicht von seinem Gesicht. Er erinnerte sich, daß sie alle nach dem Essen Zigaretten rauchten, sogar das schlanke Mädchen; der Geistliche hatte zwar milde bemerkt: „Mein liebes Kind!", doch sie hatte erwidert: „Ich muß einfach, Daddy, nur eine!"

Er erinnerte sich, daß Leila türkischen Kaffee braute, sehr guten Kaffee, und wie schön ihre weißen Arme aussahen, während sie mit den Tassen hantierte. Er erinnerte sich, daß sie den Geistlichen bewog, sich ans Klavier zu setzen und ihnen vorzuspielen. Und sie und das Mädchen saßen auf dem Diwan nebeneinander — ein seltsamer Kontrast und eine ebenso seltsame Ähnlichkeit! Und immer wieder erinnerte er sich daran, wie schön und eigenartig die Musik durch den kleinen Raum geklungen und wie sie ihn mit träumerischer Seligkeit durchflutet hatte. Dann hatte Leila gesungen; der Geistliche stand daneben, und das schlanke Mädchen auf dem Sofa beugte sich vor, das Kinn auf die Hände gestützt. Er erinnerte sich ziemlich lebhaft, daß Leila den Kopf hin- und herdrehte und bald den Geistlichen, bald ihn ansah; und über dem ganzen Abend lag ein köstlicher Zauber von Glanz und Wärme. Leilas Hand hatte die seine etwas länger gedrückt, als er sich verabschiedete und sie alle zusammen fortgingen. Im Wagen hatte er viel mit dem Geistlichen über das ‚College' gesprochen, das sie beide besucht hatten, und gedacht: ‚Was für ein freundlicher Pfarrer!' Er erinnerte sich, daß der Taxameter auf einem alten Platz anhielt, den er nicht kannte, wo im Sternenschein die Bäume sich tiefschwarz ausnahmen. Ein Mann verwickelte den Geistlichen vor seinem Hause in ein ernstes Gespräch, während das schlanke Mädchen und er in der offenen Türe standen, hinter der die Halle im Dunkel lag. Deutlich erinnerte er sich an das kurze Gespräch zwischen ihnen, während sie auf ihren Vater warteten.

„Ist es sehr arg im Schützengraben, Hauptmann Fort?"

„Ja, Miß Pierson, es ist gewöhnlich sehr arg."

„Ist es immer gefährlich?"

„So ziemlich."

„Ist es für die Offiziere gefährlicher als für die Mannschaft?"

„Nur beim Angriff."

„Kommt es oft zu Angriffen?"

Dieses kurze Verhör war ihm so sonderbar primitiv vorgekommen, daß er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Und trotz der Dunkelheit mußte sie das Lächeln bemerkt haben, denn ihr Gesicht nahm plötzlich einen stolzen und verschlossenen Ausdruck an. Da hatte er sich verwünscht und freundlich gefragt:

„Haben Sie einen Bruder draußen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber sonst irgendjemanden?"

„Ja."

Irgendjemanden! Die Antwort hatte ihm einen gelinden Schrecken eingejagt. Dies Kind, diese kleine Märchenprinzessin sollte schon jemanden haben! Er hätte gern gewußt, ob sie wohl umherging und jedem diese Fragen stellte, während sie an diesen ‚jemand' dachte. Armes Kind! Und er sagte rasch:

„Übrigens — sehn Sie mich an! Ein Jahr lang war ich draußen und da steh' ich jetzt, kerngesund, bloß ein lahmes Bein; damals ist es im Feld noch viel ärger gewesen. Oft wünsch' ich mir, wieder draußen zu sein. Überall ist es besser als in London und im Kriegsministerium." Aber gerade in diesem Augenblick sah er den Geistlichen auf sie zukommen, und er nahm ihre Hand.

„Gute Nacht, Miß Pierson! Machen Sie sich keine Sorgen. Das hilft nichts, und die Gefahr ist nicht halb so groß, wie Sie glauben."

Ihre Hand zuckte und drückte dankbar die seine, wie ein Kind einem die Hand drückt.

„Gute Nacht!“ murmelte sie, „danke vielmals!“

Und er erinnerte sich, wie er auf dem Heimweg in der dunklen Droschke gedacht hatte: ‚Nein, dieses Kind! Der Junge draußen ist ein Glückspilz! Zu dumm! Arme kleine Märchenprinzessin!‘

ZWEITER TEIL

ERSTES KAPITEL

I

Aufwaschen ist keine spannende Beschäftigung und Noels Kraft und Begeisterung wurden den ganzen August über auf eine harte Probe gestellt. Da sie außerdem noch alles mögliche lernte, was mit der Pflegekunst in Verbindung stand, hatte sie sehr wenig freie Zeit und schlief oft am Abend ein, in einem großen kattunbezogenen Lehnstuhl zusammengekauert.

George und Gratian waren längst wieder auf ihre Posten in den Spitälern zurückgekehrt, und Noel und ihr Vater bewohnten das Haus allein. Sie erhielt viele Briefe von Cyril, die sie mit sich herumtrug und auf dem Weg zum Spital und auf dem Heimweg las; jeden zweiten Tag schrieb sie ihm. Cyril war noch nicht in der Kampfzone; er erzählte von seinen Soldaten, vom Essen, von den Einheimischen oder von seinen Erinnerungen an Kestrel; sie erzählte ihm vom Aufwaschen oder von ihren Erinnerungen an Kestrel. Aber in den Briefen stand immer irgendetwas von der Sehnsucht in ihren Herzen.

Gegen Ende August kam ein Brief, in dem er ihr mitteilte, daß sie ihre Stellungen bezogen hätten. Von nun an würde er stündlich in Gefahr sein! An diesem Abend schlief sie nach dem Essen nicht im Lehnstuhl ein, sondern saß mit geballten Fäusten am offenen Fenster und las Jane Austins ‚Stolz und Vorurteil', ohne ein Wort zu verstehen. Während sie so dasaß, kam ihr Vater herein.

„Hauptmann Fort, Nollie. Möchtest du ihm Kaffee anbieten? Ich muß noch ausgehn."

Als er gegangen war, blickte Noel ihren Besucher an, der Kaffee trank. Auch er war draußen gewesen und lebte auch noch, hinkte bloß ein wenig. Der Besucher lächelte und fragte:

„Woran dachten Sie gerade, als wir eintraten?"

„Nur an den Krieg."

„Nachrichten von ihm?"

Noel runzelte die Stirn.

„Ja! Er ist an die Front gegangen. Nehmen Sie eine Zigarette?"

„Bitte. Sie nicht?"

„Ich muß jetzt unbedingt rauchen. Ich glaube, es gibt überhaupt nichts Schlimmeres, als stillsitzen und warten."

„Bloß das Bewußtsein, daß auch andere warten. Als ich draußen war, machte ich mir furchtbare Sorgen um meine Mutter. Sie war damals krank. Das Grausamste am Krieg ist die Angst der Menschen um einander — das ist das Schlimmste."

Genau die gleichen Gedanken gingen Noel stündlich durch den Kopf. Wie nett er zu ihr sprach, dieser Mann mit den langen Beinen und dem magern, braunen, knochigen Gesicht.

„Ich wollt', ich wär' ein Mann," sagte sie, „ich glaube, die Frauen sind im Krieg am übelsten dran. Ist Ihre Mutter alt?" Natürlich mußte sie alt sein — er war ja selbst schon alt!

„Sie starb vorige Weihnachten."

„O! Wie traurig!"

„Sie haben Ihre Mutter als ganz kleines Kind verloren, nicht wahr?"

„Ja. Das ist ihr Bild." An der Wand gegenüber hing an einer schwarzen Samtschnur ein Pastellbild, sehr zart getönt, wie verblaßt, das Porträt einer jungen Frau mit dunklen Augen in dem lebhaften, lieben Gesicht, das ein wenig vor-

geneigt war, als stelle sie dem Maler eine Frage. Fort trat zu dem Bild.

„Sie sehn ihr gar nicht ähnlich. Aber sie muß eine sehr anmutige Frau gewesen sein."

„Man spürt etwas von ihrem Wesen in diesem Zimmer. Ich wollt', ich wär' wie sie!"

Fort wandte sich um. „Nein," entgegnete er, „nein. Besser, Sie sind, wie Sie sind. Sonst wäre etwas Vollkommenes verdorben."

„Sie war gut."

„Und Sie sind es nicht?"

„O nein! Ich hab' ab und zu einen Teufel in mir."

„Sie! Sie kommen doch aus einem Märchen!"

„Ich hab' es von meinem Vater — nur weiß er nichts von seinem Teufel, weil er ein wahrer Heiliger ist; aber i c h weiß, daß er einmal einen Teufel in sich gehabt hat, sonst könnte er nicht so heilig sein, wie er ist."

„Hm!" meinte Fort, „das ist sehr tief; und ich glaube, es ist auch wahr — die Heiligen hatten immer Teufel auszutreiben."

„Armer Vater! Der seine ist schon lange tot. Ich glaube, er hat ihn ausgehungert."

„Geht Ihr Teufel manchmal mit Ihnen durch?"

Noel fühlte, wie sie unter seinem Blick langsam errötete, und sie wandte sich zum Fenster.

„Ja. Es ist ein richtiger Teufel."

Deutlich sah sie wieder die dunkle Abtei vor sich und den Mond, der über der zerfallenen Mauer schwebte, und die weiße Eule, die darüber hinflog. Und ohne sich umzuwenden, sprach sie vor sich hin:

„Und wenn man nach etwas Verlangen trägt, dann tut man's einfach."

Sie wartete, ob er lachen würde — es klang so dumm. Aber er lachte nicht.

„Ohne sich um die Folgen zu scheren? Das kenne ich. Es ist gar nicht übel."

Noel schüttelte den Kopf. „Da kommt Vater zurück!"

Fort hielt ihr seine Hand hin.

„Ich muß jetzt gehn. Gute Nacht! Und bitte, machen Sie sich keine unnötigen Sorgen."

Er behielt ihre Hand recht lang in der seinen und drückte sie kräftig.

Sich keine Sorgen machen! Welch ein Rat! Und Cyril?

II

Trotz des Krieges ging auch im September 1916 der Samstag noch immer dem Sonntag voran. Für Edward Pierson war dieser Samstag ein arbeitsreicher Tag gewesen und selbst jetzt, fast um Mitternacht, studierte er noch seine eben vollendete Predigt.

Als Patriot hatte er oft das leidenschaftliche Verlangen, seine Pfarre aufzugeben und so wie sein Hilfsgeistlicher als Feldprediger an die Front zu gehen. Mußte sein allzu behütetes Leben den Leuten nicht träge und nutzlos erscheinen? Selbst in Friedenszeiten hatte sein sensitives Gemüt den kalten Luftzug empfunden, dem die Kirche in einem materialistischen Zeitalter ausgesetzt ist. Er wußte, daß neun Leute von zehn ihn für eine Art Parasit ansahen, bei dem von einer richtigen Arbeit überhaupt keine Rede sein konnte. Und da er ein äußerst gewissenhafter Mensch war, arbeitete er sich fast zu Schanden.

Heute war er um halb sieben aufgestanden, und nach seinem Bad und den täglichen Turnübungen hatte er sich an seine

Predigt gemacht, denn auch jetzt noch schrieb er einmal im Monat eine neue Predigt, obwohl er aus der Frucht sechsundzwanzigjähriger Arbeit seine Auswahl treffen konnte. Allerdings waren diese neuen Predigten eher zusammengestellt als frisch geschrieben, denn da ihm sein Hilfsgeistlicher fehlte, blieb nicht Zeit genug, um neue Gedanken über alte Themen zu fassen. Um acht Uhr morgens hatte er mit Noel gefrühstückt, ehe sie in ihr Spital ging, von wo sie erst um acht Uhr abends heimkam. Von neun bis zehn war Sprechstunde für seine Pfarrkinder, die Rat und Hilfe in irgendeiner Not verlangten; heute hatte er deren drei empfangen. Sie alle brauchten Hilfe, die ihnen auch zuteil ward. Zwischen zehn und elf hatte er sich wieder seiner Predigt gewidmet und die Zeit von elf bis eins in der Kirche zugebracht und sich mit allerhand Kleinigkeiten abgegeben, Ankündigungen verfaßt, Lieder ausgesucht, den täglichen halbstündigen Gottesdienst gehalten, den man in der Kriegszeit eingeführt hatte, den jedoch nur wenige besuchten. Dann war er zum Lunch heimgeeilt, zu dem er sich nur wenig Zeit ließ, um eine Stunde des Vergessens am Klavier zu erübrigen. Um drei hatte er ein schreiendes kleines Kind getauft und war von den Eltern aufgehalten worden, die über die verschiedenartigsten Dinge Auskunft wünschten. Um halb fünf hatte er beim Zeitunglesen eine Tasse Tee hinuntergestürzt, und zwischen fünf und sieben war er in zwei Gemeindeversammlungen und bei verschiedenen Leuten gewesen, deren Pensionsangelegenheiten er verwaltete, und hatte Formulare ausgefüllt, die dazu bestimmt waren, so lange in Ämtern herumzuliegen, bis das System geändert und neue Formulare herausgegeben wurden. Von sieben bis acht war er wieder zu Hause für den Fall, daß seine Herde ihn brauchen sollte; heute waren vier Schäflein gekommen und, wie er befürchtete, wenig klüger wieder fortgegangen. Von halb neun bis halb zehn hatte er

eine Chorprobe geleitet, denn der Organist war auf Urlaub. Langsam war er in der Abendkühle nach Hause gewandert, und als er sich in seinen Sessel niederließ, war er auch schon eingeschlafen. Um elf fuhr er aus dem Schlaf empor und machte sich mit großer Überwindung wieder an seine Predigt. Und jetzt, fast um Mitternacht, war sie noch nicht einmal zwanzig Minuten lang. Er zündete sich eine Zigarette an, was er selten tat, und gab sich seinen Gedanken hin. Wie schön diese blaßrosa Rosen in der alten Silberschale aussahen! Wie ein eigenartiges kleines Gedicht, oder wie ein Musikstück von Debussy, oder ein Bild von Mathieu Maris — sonderbarerweise erinnerten die Blumen ihn an den Namen Leila. War es ein Unrecht, daß er Noel so viel mit Leila zusammenkommen ließ? Aber schließlich hatte sie sich so sehr gebessert, die liebe Leila! ... Jeden Augenblick konnten die blaßrosa Rosen ihre Blätter verlieren! Und doch, wie wunderschön! ... Es war heute nacht still; er war sehr schläfrig ... Dachte Nollie noch an den jungen Mann, oder war das schon vorbei? Sie hatte mit ihm seither nie darüber gesprochen! Wie hübsch es sein würde, nach dem Krieg mit ihr nach Italien zu reisen und ihr all die kleinen Städte zu zeigen. Sie würden Assisi, die Stadt des heiligen Franziskus, sehen. Die kleinen Blumen des heiligen Franziskus! Die kleinen Blumen ... Seine Hand sank herab, die Zigarette ging aus. Er schlief, das Gesicht im Schatten. Unmerklich drangen in die Stille seines Schlafes schwache, unheimliche Geräusche. Kurze Erschütterungen, die ihn aus tiefem Schlummer rissen. Er fuhr in die Höhe. Noel stand in einen langen Mantel gehüllt an der Tür. Sie sagte mit ihrer ruhigen Stimme:

„Zeppeline, Daddy!"

„Ja, mein Kind. Wo sind die Mädchen?"

Eine Stimme mit irischem Akzent antwortete aus der Halle:

„Hier, Sir; wir vertrauen auf Gott, aber im Erdgeschoß ist es sicherer."

Er erblickte drei aneinandergedrängte, sonderbar kostümierte Gestalten auf der Treppe.

„Ja, ja, Bridgie, hier unten seid ihr sicher." Da bemerkte er, daß Noel verschwunden war. Er folgte ihr auf den Platz hinaus, wo eine Menge Gesichter nur schwach aus dem Dunkel hervorleuchteten; sie stand ans Gartengitter gelehnt.

„Du mußt wieder hereinkommen, Nollie."

„O nein! Cyril macht das jeden Tag durch."

Er blieb bereitwillig neben ihr stehen, denn die Erregung hatte auch ihn gepackt. So standen sie einige Minuten unten und bemühten sich, noch etwas anderes zu erblicken als die zackigen Spritzer der platzenden Schrapnells, während Stimmen durcheinandersummten und murmelten: „Schau! Dort! Dort! Dort ist er!"

Doch die Spähenden hatten gläubigere Augen als Pierson, denn er sah nichts. Endlich nahm er Nollies Arm und führte sie ins Haus zurück. In der Halle machte sie sich los.

„Gehn wir aufs Dach, Daddy!" und sie lief hinauf.

Wieder folgte er ihr, stieg eine Leiter empor und durch die Falltür aufs Dach.

„Es ist herrlich hier oben!" rief sie.

Er konnte sehen, wie ihre Augen flammten, und dachte: ‚Wie sie die Aufregung genießt — es ist eigentlich furchtbar!'

Über das weite, dunkle, mit Sternen besäte Firmament wanderten Scheinwerfer und erhellten die wenigen Wölkchen; geisterhaft zart stiegen Türme und Kuppeln aus dem Meer der Dächer auf. Wie verblüfft darüber, hatten die Kanonen ihr Feuer eingestellt. Ein ferner Schlag erdröhnte.

„Eine Bombe! O! Wenn wir nur einen Zeppelin erwischen könnten!"

Wütendes Feuer der Geschütze folgte, währte etwa eine Minute und verstummte plötzlich wie durch Zauber. Die beiden sahen die Lichtkegel zweier Scheinwerfer einander zustreben und sich genau über ihren Köpfen treffen.

„Er ist gerade über uns!" murmelte Noel.

Pierson legte den Arm um sie. ‚Sie hat keine Angst!' dachte er. Die Lichtkegel wichen zurück, und plötzlich drang aus weiter Ferne ein Gewirr unheimlicher Laute.

„Was ist das? Sie schreien hurra! O Daddy, sieh nur!" Dort am östlichen Himmel hing ein stumpfroter Körper, der sich zusehends in die Länge zog.

„Sie haben ihn! Er brennt! Hurra!"

Der feurige, gelbrote Ballon am dunklen Firmament neigte sich nach unten und begann zu sinken; die Hochrufe schwollen zu wilder Raserei an. Pierson schlang den Arm fester um Noels Gestalt.

„Gott sei Dank!" murmelte er.

Das leuchtende Oval schien zu bersten und sich aufzulösen, stürzte ins Meer der Dächer hinab, und plötzlich loderte der ganze Himmel auf, als ob ein riesiges Füllhorn purpurnen Lichts sich über ihn ergossen hätte.

In Piersons Herz krampfte sich etwas zusammen; rasch bedeckte er die Augen mit der Hand.

„Die armen Menschen da drin!" sagte er. „Entsetzlich!"

Noels Stimme antwortete hart und mitleidslos:

„Sie hätten nicht kommen sollen. Mörder sind sie!"

Jawohl, sie waren Mörder — aber doch, wie entsetzlich! Und er stand schaudernd da, die Hände vors Gesicht gepreßt, bis die Hochrufe verklungen waren.

„Beten wir, Nollie!" flüsterte er. „O Gott, der du in deiner großen Gnade uns befreit hast aus Gefahr, nimm dich der Seelen dieser unsrer Feinde an, die vor unsern Augen durch

das Feuer deines Zorns verzehrt wurden; gib uns die Kraft, sie zu bemitleiden, sind sie doch Menschen wie wir selbst."

Aber sogar während er betete, konnte er Noels Gesicht flammendweiß im Dunkel sehen, und als die Glut am Himmel verblaßte, durchbebte ihn noch einmal ein Triumphgefühl.

Sie stiegen hinunter, um den Mädchen zu berichten, und saßen noch eine Zeitlang beisammen und besprachen, was sie gesehen hatten, aßen Keks und tranken Milch, die sie auf dem Spirituskocher wärmten. Es war fast zwei Uhr, als sie zu Bett gingen. Pierson schlief augenblicklich ein und rührte sich nicht mehr, bis er um halb sieben durch seinen Wecker aufgeschreckt wurde. Um acht Uhr hatte er das Heilige Abendmahl zu spenden, und er beeilte sich, um bald in seine Kirche zu kommen und sich zu überzeugen, daß sie keinen Schaden genommen hatte. Da stand sie im Sonnenlicht, hoch und grau, ruhig, unversehrt, während die Morgenglocke sanft erklang.

III

Und zur selben Stunde stand Cyril Morland unter der Brustwehr seines Schützengrabens, zog den Gürtel fester und blickte zum hundertsten Mal auf die Armbanduhr, während er genau berechnete, wo er Hand und Fuß aufsetzen wollte, um hinauszuspringen. ‚Die Jungens dürfen mich absolut nicht überholen,' dachte er. So und so viele Schritte bis zur ersten feindlichen Stellung, so und so viele Schritte bis zur zweiten, dann halt. So hatte es bei den Proben geheißen, nun kam die Aufführung! In der nächsten Minute würde das entsetzliche Toben des Trommelfeuers ins Sperrfeuer übergehen, unter dessen Deckung sie stürmen sollten. Sein Blick lief den Schützengraben entlang. Der Mann, der neben ihm stand,

leckte Daumen und Zeigefinger, als wäre er auf dem Kricket-Platz und im Begriff, den Ball zu schlagen. Weiter unten befühlte ein Soldat seine Wickelgamaschen. Eine Stimme rief: „Was sagt ihr jetzt zu dem Orchester!" Und er sah weiße Zähne in fast schwarzgebrannten Gesichtern blinken. Dann blickte er auf, der Himmel war blau über den gelbbraunen Staubwolken, die die einschlagenden Granaten aufwirbelten. Noel! Noel! Noel! ... Er grub die Finger tief in die linke Seite seiner Uniformbluse, bis er die Umrisse ihrer Photographie zwischen dem Meldeblock und seinem Herzen fühlen konnte. Sein Herz pochte ebenso wie damals in der Schule, wenn er, die vorgestreckte Hand auf dem Boden, am Start zum ‚Hundertmeter-Lauf' stand. Mit halbem Auge sah er das Aufleuchten eines Feuerzeugs, ein Mann zündete sich eine Zigarette an. Die Leute konnten sich das leisten, er nicht, er brauchte seinen ganzen Atem — Gewehr und Ausrüstung behinderten ohnehin genug. Vor zwei Tagen hatte er in einer Zeitung gelesen, wie den Soldaten knapp vor einem Sturmangriff zu Mute sei. Jetzt wußte er es. Er war bloß nervös. Wenn nur der erste Augenblick schon vorüber wäre! Der Feind schien gar nicht zu existieren, so wenig dachte er an ihn — lebendig waren nur die Kugeln und Granaten. Er hörte den Pfiff; sein Fuß stand auf der bezeichneten Stelle, die Hand stützte sich auf, wo er sie vorhin im Geist gesehen hatte; er rief: „Vorwärts, Jungens!" Sein Kopf hob sich über die Brüstung, sein Körper war drüben; er fühlte, daß jemand stürzte, daß zwei Männer Schulter an Schulter neben ihm waren. Nicht laufen, nicht aus der Reihe kommen! Ruhig gehen und doch die Führung behalten! Verfluchte Löcher! Eine Kugel zerriß seinen Ärmel — ein heißes Gefühl, wie glühendes Eisen! Eine englische Granate heulte über seinen Kopf hinweg und platzte fünfzig Schritte vor ihm; er stolperte,

fiel flach hin, riß sich in die Höhe. Drei Mann waren ihm vorgekommen! Er ging rascher, holte sie ein. Zwei fielen. ‚So ein Glück!' dachte er, faßte sein Gewehr fester und stürzte Hals über Kopf einen Hang hinunter. Tote Körper lagen herum! Die erste deutsche Stellung und nichts Lebendiges darin, nichts zu säubern, nichts mehr übrig! Er blieb stehn, schöpfte Atem, sah die Männer keuchend hereinstolpern. Wieder donnerten die Geschütze, lauter denn je — Sperrfeuer vor der zweiten Linie. So weit ging's gut! Und da kam auch sein Hauptmann!

„Fertig, Jungens? Vorwärts also!"

Diesmal ging es noch langsamer über ein fürchterliches Terrain, nichts als Trichter und Hügel. Halb unbewußt deckte er sich, so gut er konnte. Die Luft war erfüllt vom Pfeifen des Maschinengewehrfeuers, das kreuz und quer das Feld bestrich — erfüllt von Kugeln, Staub und Rauch. ‚Wie soll ich ihr das schildern?' fuhr es ihm durch den Kopf. Alles ging ihm ja unter in diesem dumpfen, braunen, vernichtenden Wirbel. Starr und unverwandt blickte er geradeaus, um die Leute nicht fallen zu sehn; nichts sollte ihn von seinem Ziel ablenken. Er spürte den schwachen Luftzug der vorbeipfeifenden Kugeln. Der zweite Graben mußte ganz nah sein. Warum wurde das Sperrfeuer nicht vorverlegt? Würde dieser neue Trick, bis zur letzten Minute zu feuern, sie nicht das Leben kosten? Noch hundert Schritte, und er war mitten drin. Er warf sich flach hin und wartete; als er auf die Armbanduhr blickte, sah er, daß sein Ärmel blutgetränkt war. ‚Verwundet!' durchfuhr es ihn; ‚jetzt komm' ich nach Hause. Gott sei Dank! O Noel!' Die Kugeln pfiffen über ihn hin; er konnte sie sogar im Heulen und Dröhnen des Granatfeuers hören. ‚Diese verdammten Biester!' dachte er. Eine Stimme neben ihm keuchte:

„Das Feuer ist vorverlegt, Sir."

Er rief: „Los, Jungens!" und schritt gebückt weiter. Eine Kugel schlug an sein Gewehr. Der Stoß ließ ihn taumeln und durchzuckte wie ein elektrischer Schlag seinen Arm. ‚Wieder Glück!' dachte er. ‚Jetzt los! Ich hab' noch keinen Deutschen gesehn!' Er sprang nach vorn, wurde herumgerissen, warf die Arme in die Höhe und fiel, durch und durchgeschossen, auf den Rücken . . .

IV

Die neue Stellung war ‚in unsern Händen,' wie man es nannte, und in der Dunkelheit gingen Bahrenträger über die Strecke. Wie Irrlichter bewegten sie sich mit ihren abgeblendeten Laternen und suchten langsam, Stunde um Stunde, die schwarze Honigwabe ab, die hinter der neuen britischen Linie lag. Hie und da wurden im Schein einer Leuchtrakete ihre Gestalten sichtbar, wie sie sich bückten und die Körper Verwundeter aufrichteten, oder Picke und Spaten gebrauchten.

„Offizier."

„Tot?"

„Jawohl."

„Durchsuch' ihn!"

Der Soldat neigte sich tief zu dem Körper hinab, so daß von der abgeblendeten Laterne ein gelber Schein auf Brust und Antlitz fiel. Die Hände des Suchenden bewegten sich innerhalb des kleinen Lichtkreises. Der Träger, der Notizen machte, beugte sich nieder.

„Wieder ein Junger," sagte er. „Hat er sonst nichts bei sich?"

Der andere richtete sich auf.

„Nur dies hier, und eine Photographie."

„Meldeblock; ein Pfund in Kleingeld; Zigarettenetui; Armbanduhr; Photographie. Laß sehn!"

Der Mann hielt die Photographie in den Lichtkreis. Das zarte Gesicht eines Mädchens, von kurzem Haar umrahmt, blickte unbeweglich zu ihnen auf. „Noel," las der Soldat.

„Hm! Gib acht drauf. Steck' es in seinen Meldeblock. Gehn wir weiter!"

Der Lichtschein zerfloß, und Dunkelheit bedeckte Cyril Morland für immer.

ZWEITES KAPITEL

I

Die vier nahmen gerade ihre Plätze auf dem Balkon der Queen's Hall ein, als die zweite Nummer des Programms begann, die trotz aller eifernden Patrioten deutschen Ursprungs war: ein Brandenburgisches Konzert von Bach. Noch sonderbarer — man verlangte eine Wiederholung! Pierson klatschte nicht, er war von tiefer Freude erfüllt und saß mit verzücktem Lächeln da; seine Umgebung hatte er ganz vergessen. So blieb er irdischer Lust und Qual entrückt, bis der letzte Applaus verklungen war und Leilas Stimme ihm ins Ohr flüsterte:

„Ist das nicht ein wundervolles Publikum, Edward? Sieh die vielen Uniformen an. Wer hätte gedacht, daß diese jungen Menschen gern Musik hören — gute Musik, und noch dazu deutsche Musik!"

Pierson blickte hinab auf die geduldig unten stehende Menge in Strohhüten und Militärmützen; alle Gesichter waren nach einer Richtung gewandt, und er seufzte.

„Solche Zuhörer möchte ich in meiner Kirche haben."

Leilas Mund verzog sich zu einem leisen Lächeln. Sie dachte: ‚Ja, mein Lieber, deine Kirche ist hinter der Zeit zurück, und du bist es auch! Deine Kirche mit ihrem Weihrauch und Modergeruch, ihrer Glasmalerei, ihrer bedrückenden Enge und der brausenden Orgel. Armer Edward, wie weltfremd er ist!' Doch sie drückte nur seinen Arm und flüsterte:

„Schau Noel an!"

Das Mädchen sprach mit Jimmy Fort. Ihre Wangen waren gerötet; seit langem hatte Pierson sie nicht so hübsch gesehen — eigentlich seit Kestrel nicht mehr. Er hörte Leila seufzen.

„Hat sie Nachricht von dem jungen Mann? Erinnerst du dich an das Mai-Sportfest in Cambridge, Edward? Damals waren wir noch sehr jung, sogar du warst jung. So einen netten kleinen Brief hast du mir geschrieben. Ich seh' dich jetzt noch, wie du in deinem Frack am Fluß spazieren gingst, an den ‚feierlichen' Kühen vorbei."

Ihr Blick jedoch glitt wieder zu ihrem andern Nachbarn hinüber, und sie betrachtete ihn und das Mädchen. Ein Geiger hatte die César Franck-Sonate begonnen. Es war Piersons Lieblingsstück; er sah den Himmel über sich in strahlend frommem Blau, von dem Sterne voller Andacht in einen sonnbeschienenen Mittag hinüberleuchteten, über seligen Bäumen und Wassern, auf denen selige Schwäne schwammen.

„Eine sonderbare Welt, Mr. Pierson! Stellen Sie sich vor, daß diese Jungens wieder in die Kaserne müssen, nachdem sie das gehört haben. Was sagen Sie dazu? Entwickeln wir uns wieder zu den Affen zurück? Haben wir mit dieser Sonate schon die höchste Stufe erreicht?"

Pierson wandte sich um und betrachtete den Frager durchdringend.

„Nein, Hauptmann Fort, ich glaube nicht, daß wir uns zu den Affen zurückentwickeln — wenn wir überhaupt von ihnen abstammen. Diese Jungens aber sind Helden!"

„Das weiß ich, Sir, vielleicht besser als Sie."

„Ach ja!" erwiderte Pierson bescheiden, „natürlich, ich hatte ganz vergessen." Aber noch immer blickte er seinen Nachbarn zweifelnd an. Dieser Hauptmann Fort, der ein Freund von Leila war und ihn zweimal besucht hatte, gab ihm zu denken. Er hatte ein ehrliches Gesicht, eine ehrlich klin-

gende Stimme, doch merkwürdige Ansichten, und — so schien es wenigstens Pierson — etwas von einem Mohammedaner an sich, etwas vom Urwald und etwas von der afrikanischen Steppe. Unerwartet zynische Äußerungen und allerhand ungewöhnliche Ansichten über England wirkten bei ihm befremdend, und er hielt damit nicht hinterm Berg. Wie Kugeln schoß sie seine ehrliche Stimme auf den Zuhörer ab, der sich nach einer solchen Diskussion wie durchlöchert vorkam. Diese kritischen Bemerkungen eines Mannes, der dieselbe schablonenhafte Erziehung genossen hatte wie er, trafen Pierson viel empfindlicher, als wenn ein ungebildeter Mensch sie geäußert hätte, oder auch ein Künstler, ein Ausländer, selbst ein Arzt wie George. Immer wieder verursachten sie ihm ein Gefühl des Unbehagens wie die Berührung eines stacheligen Blattes, und er fand sie keineswegs amüsant. Edward Pierson mußte vor der rauhen Philosophie eines unsteten Lebens zurückschrecken; das war bei ihm nur natürlich.

Er und Noel gingen nach dem ersten Teil des Konzertes weg und trennten sich von den beiden andern an der Tür. Er schob seine Hand unter ihren Arm; da er noch seinen früheren Gedanken nachhing, fragte er:

„Gefällt dir Hauptmann Fort, Nollie?"

„Ja, er ist ein netter Mensch."

„Er scheint in der Tat ein netter Mensch zu sein; auch sein Lächeln ist nett, nur — fürchte ich — hat er sonderbare Ansichten."

„Er hält die Deutschen für nicht viel schlechter als uns und behauptet, daß es bei uns auch viele Eisenfresser gibt."

„Das meine ich ja gerade."

„Aber ist es nicht so, Daddy?"

„Bestimmt nicht."

„Ein Schutzmann, mit dem ich einmal sprach, sagte das-

selbe. Hauptmann Fort meint, daß wenige Menschen zur Macht gelangen können, ohne verdorben zu werden. Er erzählte mir ein paar schreckliche Geschichten. Er sagte, wir haben keine Phantasie, so daß wir oft gar nicht merken, wie brutal wir handeln."

„Wir sind nicht vollkommen, Nollie, aber im großen und ganzen, glaube ich, sind wir ein gutherziges Volk."

Noel schwieg einen Augenblick, dann erwiderte sie plötzlich:

„Gutherzige Menschen neigen oft dazu, alle andern nach sich selbst zu beurteilen. Hauptmann Fort begeht diesen Irrtum nicht."

„Ich halte ihn für ein wenig zynisch und ein wenig gefährlich."

„Sind alle Menschen gefährlich, die nicht so denken wie die übrigen, Daddy?"

Pierson, der keiner Ironie fähig war, spürte doch sehr gut, wenn man ihn selber ironisch behandelte. Er blickte seine Tochter lächelnd an.

„So arg ist es gewiß nicht, Nollie; aber Mr. Fort ist zweifellos ein Revolutionär. Er hat wohl das Leben von zu vielen fragwürdigen Seiten gesehn."

„Gerade deshalb gefällt er mir um so besser."

„So, so," antwortete Pierson geistesabwesend. Er mußte sich für den Unterricht in einer Konfirmandenklasse vorbereiten und verschwand, als sie das Haus betraten, sogleich in seiner Arbeitsstube.

Noel ging ins Speisezimmer, um ihre heiße Milch zu trinken. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, und heller Mondschein fiel herein. Ohne das Licht anzudrehen, entzündete sie die Flamme unter dem Spirituskocher und blickte dann zum Mond empor; Vollmond, zum zweitenmal, seit sie und Cyril in der Abtei auf ihn gewartet hatten. Sie preßte die Hände auf die

Brust und erschauerte. Das Mondlicht draußen — wenn sie nur Cyril beschwören könnte! Wenn sie nur eine Zauberin wäre — ihn sehen könnte, wissen könnte, wo er war, was er tat! Vierzehn Tage lang hatte sie keinen Brief von ihm bekommen. Jeden Tag, seit er an der Front war, hatte sie die Verlustlisten gelesen, in dem abergläubischen Gefühl, daß sie dann seinen Namen nicht darin finden würde. Sie griff nach der ‚Times'. Es war gerade hell genug, und sie las die Liste der auf dem Felde der Ehre Gefallenen — bis das Mondlicht auf ihre am Boden hingestreckte Gestalt fiel, neben der die Zeitung lag ...

Aber sie war stolz, und bald flüchtete sie mit ihrem Kummer in ihr Zimmer, wie sie in jener Abschiedsnacht mit ihrer Liebe geflüchtet war. Kein Zeichen verriet dem Haus ihr Unglück; die Zeitung auf dem Boden und der Geruch der angebrannten Milch, die übergekocht war, erregten keinen Argwohn. Es war ja nur eines von vielen tausend Herzen, die sich in dieser Mondnacht vor Verzweiflung wanden. Jede Nacht, jahraus, jahrein, vergruben sich tausende Gesichter in die Kissen, um das erste trostlose Gefühl der Verlassenheit zu ersticken, um nach dem schwachen Trost zu tasten, an den verwaiste Seelen sich im geheimen klammern — das Wissen um die Not des andern ...

Nach einer schlaflosen Nacht stand sie am Morgen auf, gab vor zu frühstücken und ging in ihr Spital. Mit versteinertem Gesicht, tiefe Schatten unter den Augen, stand sie dort und wusch Teller und Schüsseln.

II

Pierson erfuhr die Nachricht durch einen Brief von Thirza, der zu Mittag ankam. Er las ihn mit tiefem Schmerz. Arme, arme kleine Nollie! Welch ein entsetzlicher Kummer für sie! Und er ging an seine Arbeit unter dem Alpdruck, daß er ihr am Abend die Nachricht mitteilen müsse. Noch nie hatte er sich so vereinsamt gefühlt, noch nie die Mutter seiner Kinder schmerzlicher vermißt. Sie würde es verstanden haben zu trösten, zu beruhigen. An ihrem Herzen hätte das Kind seinen Kummer ausweinen können. Und die ganze Stunde zwischen sieben und acht, in der er sich sonst stets bereit hielt, seine Pflichten als Stellvertreter Gottes seinen Pfarrkindern gegenüber zu erfüllen, verbrachte er im Gebet um eine Eingebung, wie er ihr diesen Kummer zufügen und wieder heilen solle. Als Noel endlich heimkam, öffnete er selbst die Tür, und während er ihr das Haar aus der Stirn strich, sagte er:

„Komm einen Augenblick zu mir herein, mein Liebling!"

Noel folgte ihm in sein Arbeitszimmer und setzte sich nieder.

„Ich weiß es schon, Daddy."

Diese Fassung eregte in Pierson mehr Besorgnis, als wenn sie ihrem Schmerz freien Lauf gelassen hätte. Er stand da und streichelte schüchtern ihr Haar, während er ihr zuflüsterte, was er Gratian und so vielen andern in diesen Tagen gesagt: „Es gibt keinen Tod; freue dich darauf, ihn wiederzusehen; Gott ist barmherzig." Und er staunte über die Ruhe in diesem jungen, blassen Gesicht.

„Du bist sehr tapfer, mein Kind!" sagte er.

„Was bleibt mir andres übrig!"

„Kann ich gar nichts für dich tun, Nollie?"

„Nein, Daddy."

„Wann hast du es gelesen?"

„Gestern abend."

Vierundzwanzig Stunden hatte sie es schon gewußt, ohne es ihm zu sagen!

„Hast du gebetet, mein Liebling?"

„Nein."

„Versuch' es, Nollie!"

„Nein."

„Ach, versuch' es doch!"

„Es wäre lächerlich, Daddy; das verstehst du nicht."

Voll schmerzlicher Bestürzung wandte sich Pierson ratlos von ihr ab und sagte:

„Du siehst entsetzlich müde aus. Möchtest du nicht ein heißes Bad nehmen und dir das Essen ins Bett bringen lassen?"

„Ich möchte nur Tee, sonst nichts." Und sie ging hinaus.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihr der Tee gebracht worden war, ging auch er fort; ein plötzliches Verlangen nach der Hilfe einer Frau hatte ihn erfaßt, und er nahm eine Droschke zu Leilas Wohnung.

DRITTES KAPITEL

I

Nach dem Konzert hatten Leila und Jimmy Fort sich ein Taxi gesichert, ein Gefährt, das bei Nacht für Leute, die sich besser kennen lernen wollten, während des Krieges gewisse Vorteile bot. Erschütterung, genügend Lärm, Dunkelheit waren garantiert, und zur Steigerung der Gefühle fehlte nur noch der Duft von Rosen und Geißblatt, oder auch nur eines weißblühenden Schlinggewächses, wie auf der Veranda in High Constantia, das so viel angenehmer gerochen hatte als Benzin.

Als Leila sich mit Fort in jener Einsamkeit befand, auf die sie sich schon lang gefreut hatte, konnte sie eine Anwandlung nervösen Schweigens nicht überwinden. Sie hatte in den letzten Wochen eine sonderbare Zeit durchgemacht. Nacht für Nacht prüfte sie ihre Gefühle und verstand sie noch immer nicht ganz. Wenn eine Frau in dieses Alter kommt, dann wird sie manchmal von einem Lebenstaumel gepackt, der ihr sagt:

‚Einst warst du jung, einst warst du schön, du gefällst noch immer, du bist nicht alt, kannst nicht alt sein. Klammre dich an die Jugend, klammre dich an die Schönheit; verschmähe nichts, was sich dir bietet, solange dein Gesicht noch ohne Runzel und dein Haar noch nicht ergraut ist; es ist nicht möglich, daß du nie wieder geliebt wirst.‘

Als sie Jimmy Fort während des Konzertes mit Noel sprechen sah, war dies Gefühl in ihr übermächtig geworden. Sie war von Natur aus nicht mißgünstig und vermochte Noel aufrichtig zu bewundern, aber der Gedanke, daß auch Jimmy

Fort sie bewundern könnte, beunruhigte sie sehr. Das durfte er nicht; es war nicht fair; er war zu alt — überdies hatte das Mädchen den Jungen draußen. Und Leila hatte dafür gesorgt, daß Fort es erfuhr. Einmal während des Konzertes hatte sie sich zu ihm hinübergebeugt, als eine junge Dame mit entblößten Schultern sang, und ihm zugeflüstert:

„Warum so in Gedanken?"

Und er hatte zurückgeflüstert:

„Ich sag's Ihnen später."

Das hatte sie getröstet. Sie wollte sich von ihm nach Hause bringen lassen. Es war Zeit, daß sie ihm ihr Herz enthüllte.

Und als sie jetzt im Auto saß, mit dem festen Entschluß, ihre Gefühle zu verraten, fand sie es, von plötzlicher Schüchternheit gepackt, sehr schwierig. Die Liebe, die ihr volle drei Jahre ferngeblieben, war in ihr neu erwacht. Dies Bewußtsein war so süß und zugleich so beunruhigend, daß sie mit abgewandtem Gesichte dasaß, unfähig, die kostbaren Minuten zu nützen. Sie hielten vor ihrer Wohnung, ohne daß es zu etwas anderm gekommen war, als zu der einmütigen Feststellung, daß die Straßen dunkel seien und der Mond hell. Von zwiespältigen Gedanken erfüllt, stieg sie aus und sagte ganz verzweifelt:

„Kommen Sie doch hinauf eine Zigarette rauchen. Es ist noch gar nicht spät."

Er kam mit hinauf.

„Bitte warten Sie eine Minute," bat Leila.

Während er bei seinem Whisky und einer Zigarette saß, betrachtete er eine Schale mit Sonnenröschen und wartete genau zehn Minuten; ein Lächeln huschte über sein Gesicht, da er sich der Nase der Märchenprinzessin erinnerte und der anmutigen Art, in der ihre Lippen beim Sprechen die Worte formten. Wenn sie nicht diesen jungen Glückspilz von Soldaten draußen gehabt hätte, dann hätte man sich gewünscht,

die Schnalle ihres Schuhs lösen zu dürfen, den Mantel für sie in den Staub zu breiten, oder was man sonst in Märchen tat. Man hätte sich gewünscht — ach, was hätte man nicht alles gewünscht! Zum Kuckuck mit dem jungen Kerl! Leila sagte, er wäre zweiundzwanzig. Beim Himmel! Wie alt sich da ein Mensch fühlen mußte, der sich den Vierzig näherte und am rechten Bein lahmte. Für den gab's keine Märchenprinzessinnen! Er spürte den Duft von Parfum, und als er aufsah, stand Leila vor ihm, in einem langen Gewand von dunkler Seide, aus dem ihre weißen Arme hervorschimmerten.

„Schon wieder in Gedanken? Erinnern Sie sich an diese Tracht, Jimmy? Die malayischen Frauen trugen sie in Kapstadt. Sie können sich nicht vorstellen, was für eine Erleichterung es ist, mein Sklavengewand ablegen zu dürfen. O, ich hab' das Pflegen so satt! Jimmy, ich möchte wieder ein wenig l e b e n!"

Das Kleid machte sie um fünfzehn Jahre jünger, und die Gardenie am Ausschnitt schien nicht weißer als ihre Haut. Der wunderliche Gedanke ging ihm durch den Kopf, ob die Blüte aus dem Dunkel zu ihr herabgefallen wäre!

„Leben?" sagte er. „Leben Sie denn nicht immer?"

Sie hob die Hände, so daß die dunkle Seide zurückfiel und die weißen Arme ganz freigab.

„Zwei Jahre lang hab' ich nicht gelebt. O Jimmy, hilf mir, ein bißchen zu leben! Das Leben ist jetzt so kurz."

Ihre Augen verwirrten ihn, so gespannt und rührend blickten sie ihn an, ihre Arme, der Duft der Blume verwirrten ihn; er fühlte seine Wangen heiß werden und sah zu Boden.

Sie glitt plötzlich auf die Knie, ihm zu Füßen, faßte nach seiner Hand, drückte sie mit ihren beiden Händen und flüsterte:

„Hab' mich ein wenig lieb! Was gibt es denn sonst! O Jimmy, was gibt es denn sonst?"

Und während der Duft der Blume, die beider Hände zerdrückt hatten, ihn erregte, dachte Fort: ‚Ja, was gibt es denn sonst in dieser gottverlassenen Zeit?'

II

Jimmy Fort hatte Humor und war in gewisser Hinsicht ein Philosoph; die Zufälle, die so oft im Leben den Lauf der Dinge bestimmen, schienen ihm zumeist ergötzlich. Doch als er von Leila fortging, war er recht nachdenklich. Sie war ein guter Kamerad, ein hübsches Geschöpf, sie liebte ehrliches Spiel und verstand es zu bezaubern; doch sie war unleugbar eine reife Frau. Und da hatte er sich nun darauf eingelassen, ihr ‚leben' zu helfen, was ihn zutiefst beunruhigte, denn die Tatsache war nicht zu verkennen, daß sie sich regelrecht in ihn verliebt hatte.

Dies Gefühl war süß und schmeichelhaft. Die Zeiten waren traurig und die Freuden karg, aber — —! Sein Wandertrieb, der ihn von Jugend auf in der Welt hatte herumstreifen lassen, scheute instinktiv vor jeder noch so angenehmen Fessel zurück, sobald er die Stärke und Dauerhaftigkeit des Bandes nicht abzuschätzen vermochte. Oder spielte der Umstand mit, daß er vor kurzem, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, einen Blick ins Märchenland getan hatte, und daß diese Geschichte mit Leila durchaus keinem Märchen glich? Er hatte noch einen andern, weniger bewußten Grund zur Unruhe. Trotz seines langen Wanderlebens war sein Herz weich geblieben; es war ihm immer schwer gefallen, jemandem weh zu tun, besonders einem Menschen, der ihm die Ehre erwies, ihn zu lieben. Etwas wie eine böse Ahnung lastete auf ihm, als er durch die mondbeschienenen Straßen schritt, die um diese Zeit

ganz verödet lagen — sogar der Autoverkehr war schon eingestellt. Würde er sie heiraten müssen? War es seine Pflicht, wenn sie es verlangte? Und dann ertappte er sich bei dem Gedanken an das Konzert und an das Gesicht des Mädchens, wie es seinen Erzählungen lauschte. ‚So eine verdrehte, blöde Welt!' sagte er sich, ‚wie seltsam sich die Dinge entwickeln! Was sie wohl von uns denken würde, wenn sie es wüßte — und erst der brave Pfarrer! Brr!'

Aus Angst, sein Bein könnte versagen und er müßte dann die Nacht auf einer Türschwelle verbringen, kam er so langsam vorwärts, daß ihm übergenug Zeit zum Nachdenken blieb; aber da ihm daraus nicht die geringste Zuversicht erwuchs, sagte er sich schließlich: ‚Na, es könnte schlimmer sein. Nimm das Gute, das dir die Götter senden, und mach' dir keine unnötigen Sorgen!' Und plötzlich erinnerte er sich außerordentlich lebhaft an jene Nacht auf der Veranda in High Constantia und dachte bestürzt: ‚Damals hätte ich mich wohl bis über die Ohren verlieben können, aber jetzt — kann ich es nicht mehr. So ist das Leben! Arme Leila! Und am Ende vielleicht auch — me miserum — wer weiß!'

VIERTES KAPITEL

Als Leila Edward Pierson die Tür öffnete, lächelten ihre Augen und ein weicher Zug lag um ihre Lippen. Sie schien ganz Lächeln und Weichheit und ergriff seine beiden Hände. Alles machte ihr heute Freude, sogar der Anblick seines traurigen Gesichts. Sie liebte und wurde wieder geliebt; es gab für sie wieder eine Gegenwart und eine Zukunft, nicht nur die eigene bewegte Vergangenheit, und sie mußte mit Edward in einer halben Stunde fertig sein, denn Jimmy hatte sich angesagt. Sie ließ sich auf den Divan nieder, faßte schwesterlich nach Piersons Hand und sagte:

„Erleichtere dein Herz, Edward; ich kann sehen, daß du Kummer hast. Was gibt es denn?"

„Noel. Der Junge, den sie liebte, ist gefallen."

Sie ließ seine Hand los.

„Ach nein! Das arme Kind! So ein Unglück!" Tränen traten ihr in die Augen, die sie mit einem winzigen Taschentuch betupfte. „Arme, arme kleine Noel! Hat sie ihn sehr gern gehabt?"

„Ihre plötzliche Verlobung hat uns alle überrascht; ich fürchte, sie nimmt es sich entsetzlich zu Herzen. Wie soll ich sie trösten? Nur eine Frau könnte das. Ich wollte dich fragen, ob du glaubst, daß sie ihre Arbeit fortsetzen soll. Was hältst du davon, Leila? Ich bin ratlos!"

Leila sah ihn an und dachte: ‚Ratlos? Ja, so siehst du auch aus, mein armer Edward!'

„Ich würde sie weiterarbeiten lassen," erwiderte Leila, „das hilft; es ist das einzige, was überhaupt hilft. Vielleicht kann ich es durchsetzen, daß sie Kranke pflegen darf. Sie sollte mit dem Leiden anderer und mit den Soldaten in Berührung kommen; die Küchenarbeit wird ihr gerade jetzt recht schwer fallen. War er sehr jung?"

„Ja. Sie wollten heiraten. Ich war dagegen."

Leila schürzte kaum merklich die Lippen. ‚Das sieht dir ähnlich!' dachte sie.

„Der Gedanke war mir unerträglich, daß Nollie sich so von heut auf morgen binden solle; die beiden hatten einander nur drei Wochen gekannt. Es war eine schwere Verantwortung, Leila. Und dann wurde er plötzlich an die Front kommandiert."

Groll regte sich in Leilas Herzen. Dieser Spielverderber! Als ob das Leben einem nicht das Spiel rasch genug verdarb! Fast unerträglich schien ihr in diesem Augenblick der Ausdruck sanfter, bestürzter Güte im Antlitz ihres Vetters, das durch diesen mönchischen Zug verdunkelt und entstellt wurde. Sie wandte sich ab, blickte auf die Uhr über dem Kamin und dachte: ‚Ja, und er würde auch Jimmy und mich hindern wollen! O nein, liebste Leila, würde er sagen, du darfst ihn nicht lieben — es ist Sünde! Welch ein abscheuliches Wort!'

„Es gibt nichts Schrecklicheres im Leben," erklärte sie unvermittelt, „als seine natürlichen Instinkte zu unterdrücken. Solche Menschen tun dann auch ihr möglichstes, andere dazuzubringen; die Hälfte alles Elends in der Welt rührt davon her!"

Da sie ihm die Überraschung über diesen kleinen Ausfall anmerkte, dessen Grund er ja nicht wissen konnte, fügte sie hastig hinzu: „Hoffentlich wird Noel bald darüber hinwegkommen und jemand andern finden."

„Ja. Wenn sie geheiratet hätten — wieviel schlimmer wäre es dann! Gott sei Dank, daß sie es nicht taten."

„Ich weiß nicht. Sie hätten wenigstens eine Stunde des Glücks gehabt. Auch nur eine glückliche Stunde ist heutzutage etwas wert."

„Für Menschen, die nur an dieses Leben glauben — vielleicht."

‚Nur noch zehn Minuten!' dachte Leila. ‚Warum geht er denn nicht?' Doch im selben Augenblick erhob er sich, und sogleich bedauerte sie ihn wieder.

„Es tut mir so leid, Edward! Wenn ich irgendwie helfen kann — ich werde mir morgen mit Noel die größte Mühe geben; und besuche mich doch wieder, wenn du etwas auf dem Herzen hast."

Mit beiden Händen ergriff sie seine Hand; obwohl sie befürchtete, daß er sich wieder setzen würde, konnte sie doch nicht umhin, ihm freundlich in die Augen zu blicken und ihm mitleidsvoll und warm die Hand zu drücken.

Pierson lächelte jenes Lächeln, um dessentwillen er ihr immer leid tat.

„Leb' wohl, Leila; du bist sehr gut und lieb zu mir. Leb' wohl."

Sie atmete tief auf, voll Erleichterung und Mitgefühl, und ging mit ihm zur Tür.

Während sie wieder die Treppen hinauflief, dachte sie: ‚Ich habe gerade noch Zeit. Was soll ich anziehn? Armer Edward, arme Noel! Welche Farbe hat Jimmy gern? Warum hab' ich ihn damals vor zehn Jahren nicht festgehalten — jammerschade um die Zeit!' Sie schmückte sich in fieberhafter Eile, dann trat sie wieder ans Fenster und stand wartend im Dunkeln; der Duft des Jasmins, der unten blühte, drang zu ihr empor. ‚Würde ich ihn heiraten?' fragte sie sich, ‚wenn er

um mich anhielte? Aber er wird nicht anhalten — was sollte ihn auch jetzt noch dazu veranlassen? Und dann könnte ich es nicht ertragen, daß er glaubt, ich erwarte eine Position oder gar Geld von ihm. Ich will nur Liebe — Liebe — Liebe!' Das stumme Wiederholen dieses Wortes verlieh ihr ein wunderbares Gefühl von Kraft und Ruhe. So lange sie nichts als ein Liebesverhältnis wollte, wäre er sicher dazu bereit!

Eine hohe Gestalt bog um die Ecke an der Kirche und näherte sich dem Haus. Er war es! Da fiel ihr plötzlich etwas ein. Sie setzte sich an das kleine schwarze Klavier und begann das Lied, das sie ihm vor zehn Jahren vorgesungen hatte: ‚Könnt' ich wie Morgentau so lind dir Stirn und Wange kühlen!' Sie sah sich nicht einmal um, als er eintrat, sondern fuhr fort, die Worte vor sich hinzusummen, bis sie fühlte, daß er gerade hinter ihr im Dunkeln stand. Als sie aber geendet hatte, sprang sie auf und schlang die Arme um ihn, zog ihn an sich und brach an seiner Schulter in Tränen aus; sie dachte an Noel und den toten Jungen, an die Millionen andrer Jungen, an ihr eigenes Glück, an die vergeudeten zehn Jahre und an die Vergänglichkeit des Lebens und der Liebe; sie dachte — an tausenderlei Dinge! Und gerührt von diesem Gefühlsausbruch, den er nur halb verstand, schloß Jimmy Fort sie fest in die Arme und küßte ihre nassen Wangen und ihren warmen Hals, der blaß im Dunkel schimmerte.

FÜNFTES KAPITEL

I

Noel setzte noch einen Monat ihre Arbeit fort, dann fiel sie eines Morgens über einem Stoß Teller in Ohnmacht. Der Lärm erregte Aufsehen, und Mrs. Lynch wurde gerufen.

Leilas Herz krampfte sich zusammen, als sie Noel so totenblaß dort liegen sah. Doch bald kam das Mädchen wieder zu sich, und man schickte um einen Wagen. Leila begleitete sie und bat den Kutscher, beim Camelot-Gebäude zu halten. Weshalb sie in diesem Zustand nach Hause bringen? Es war besser, ihr das Rütteln zu ersparen, sie sollte sich erst einmal ordentlich erholen. Arm in Arm gingen sie die Treppe hinauf. Leila bettete sie auf dem Divan und legte ihr eine Wärmflasche an die Füße. Noel war noch so teilnahmslos und bleich, daß man sich gar nicht getraute, sie etwas zu fragen. So ging Leila zur Anrichte, holte verstohlen eine Flasche Champagner hervor, die Jimmy ihr geschenkt hatte, und trug sie nebst zwei Gläsern und einem Korkzieher in ihr Schlafzimmer. Sie trank selbst ein wenig und brachte dann dem Mädchen ein Glas. Noel schüttelte den Kopf, ihre Augen schienen zu sagen: ‚Glaubst du wirklich, daß mir damit zu helfen ist?' Aber Leila hatte schon zu viel durchgemacht, um irdischen Trost zu verachten, und deshalb hielt sie Noel das Glas an die Lippen, bis sie trank. Es war ein vortrefflicher Champagner, und da Noel noch nie Alkohol angerührt hatte, trat die Wirkung augenblicklich ein. Ihre Augen glänzten; kleine rote Flecke erschienen auf ihren Wangen. Und plötz-

lich warf sie sich zur Wand herum und vergrub das Gesicht tief im Kissen. Mit dem kurzen Haar sah sie so kindlich aus, daß Leila unwillkürlich niederkniete und ihr den Kopf streichelte, während sie ihr zusprach: „Sei ruhig, Liebes! Sei doch ruhig!"

Endlich richtete sich das Mädchen auf; nun, da die maskenhafte Starre des letzten trostlosen Monats von ihr gewichen war, schien sie zu glühen und eine wilde Entschlossenheit sprach aus ihrem Gesicht. Sie zog sich von Leila zurück, verschränkte die Arme fest über der Brust und sagte:

„Ich ertrag' es nicht; ich kann nicht mehr schlafen; ich will ihn zurückhaben; ich hasse das Leben — ich hasse die Welt! Wir haben nichts Böses getan — nur einander lieb gehabt. Es macht Gott Freude zu strafen, bloß weil wir einander lieb hatten; wir hatten ja nur einen einzigen Tag, um einander zu lieben — nur einen Tag — nur einen!"

Leila sah, wie die weiße Kehle schluckte und würgte und die Arme sich fester an die Brust preßten; es benahm ihr den Atem, dies mitanzusehen. Die Stimme, die trotz der heftigen Worte und des verstörten Gesichtsausdrucks unheimlich zart klang, fuhr fort:

„Ich werde nicht — ich will nicht weiterleben. Wenn es ein künftiges Leben gibt, dann gehe ich zu ihm. Und wenn nicht — dann werde ich schlafen."

Leila streckte bei diesen wilden Reden wie abwehrend die Hand aus. Gleich den meisten Frauen, die sich im Leben von Gefühl und Instinkt leiten lassen, war sie gläubig oder grübelte vielmehr nie über solche Dinge nach.

„Erzähl' mir von dir und von ihm," bat sie.

Noel heftete die großen Augen auf ihre Kusine. „Wir liebten einander, und wenn man sich liebt, kommen eben Kinder zur Welt, nicht wahr? Aber meines wird nicht zur

Welt kommen!" Mehr ihrem Mienenspiel als ihren Worten entnahm Leila plötzlich die volle Wahrheit, verwarf sie und mußte doch wieder daran glauben. Unsinn! Aber — wie entsetzlich, wenn es doch wahr wäre! Ein Vorfall, von dem man im Alltagsleben ihrer Meinung nach immer viel zu viel Aufhebens gemacht hatte; und nun — nun bedeutete er eine Tragödie! Von ihrem Gefühl überwältigt, beugte sie sich vor und umarmte das Mädchen.

„Mein armes Kind," sagte sie, „du bildest dir das alles nur ein!"

Aus Noels Wangen war die Farbe gewichen, mit zurückgeworfenem Kopf und halbgeschlossenen Lidern lag sie da, einen Ausdruck bitterster Verachtung in dem totenbleichen Gesicht.

„Wenn es so ist — dann mach' ich Schluß. Ich hab' genug — das Sterben ist leicht. Vater soll nie etwas erfahren."

„Aber liebes, liebes Kind!" war alles, was Leila stammeln konnte.

„War es ein Unrecht, Leila?"

„Ein Unrecht? Ich weiß nicht — Unrecht? Wenn es wirklich so ist — dann war es — ein Mißgeschick. Aber sicher, sicher — irrst du dich!"

Noel schüttelte den Kopf. „Ich tat es, damit wir einander ganz gehören sollten. Nichts hätte ihn mir dann noch nehmen können."

Leila griff ihre Worte auf.

„Dann, mein liebes Kind — ist er doch nicht ganz von dir gegangen, nicht wahr?"

Noels Lippen hauchten ein „Nein", das unhörbar blieb. „Aber Vater!" flüsterte sie.

Edwards Antlitz stand Leila so lebhaft vor Augen, daß Noel neben jenen leidenden Zügen fast verschwand. Dann

aber lehnte sich ihre Lebenslust gegen diese Vision eines Asketen auf. Ihr nüchterner Sinn verurteilte und beklagte gleichzeitig dieses unselige Mißgeschick, doch instinktiv billigte sie es, daß diese Stunde des Lebens und der Liebe dem Rachen des Todes entrissen worden war. „Braucht er es denn je zu erfahren?" fragte sie.

„Ich könnte Vater nie belügen. Aber es wird nicht dazu kommen. Wozu weiterleben, wenn das ganze Leben vernichtet ist?"

Draußen schien strahlend die Sonne, obwohl es spät im Oktober war, Leila erhob sich von den Knien. Sie trat ans Fenster und dachte angestrengt nach.

„Mein liebes Kind," sagte sie endlich, „du darfst nicht überspannt sein. Sieh mich an! Ich hatte zwei Männer und — na ja, hab' ein ziemlich bewegtes Leben hinter mir, und es steht mir gewiß noch genug Kummer bevor. Aber ich werde nie klein beigeben. Und du darfst es ebensowenig. Die Piersons haben immer Mut bewiesen; du darfst dein Blut nicht verleugnen. Das wäre das Allerletzte. Dein Junge würde dir gesagt haben: ‚Durchhalten'. Das ist d e i n ‚Schützengraben', und du wirst dich doch nicht unterkriegen lassen?"

Danach herrschte ein langes Schweigen, bis Noel bat:

„Gib mir eine Zigarette, Leila."

Leila holte das kleine flache Etui hervor, das sie bei sich trug.

„So ist's recht," sagte sie. „Nichts ist unheilbar in deinen Jahren. Nur eins ist unheilbar — das Altern."

Noel lachte. „Auch das ist heilbar — nicht wahr?"

„Nur wenn man nicht mehr dagegen ankämpft."

Wieder herrschte Schweigen, während die blauen Wölkchen der beiden hastig gerauchten Zigaretten zu der niederen Decke emporstiegen. Dann stand Noel vom Divan auf und ging zum Klavier hinüber. Sie war noch in ihrer Spitalstracht

von fliederfarbenem Leinen, und wie sie dort stand, die Tasten berührte und hie und da einen Akkord anschlug, zog sich Leilas Herz vor Mitleid zusammen; sie selber war gerade jetzt so glücklich und dieses Kind so tief unglücklich!

„Spiel' mir etwas vor," sagte sie, „oder nein — ich werde dir vorspielen." Sie setzte sich hin und sang und spielte ein kleines französisches Lied, dessen erste Zeile lautete: ‚Si on est jolie, jolie comme vous'. Es war ein sanftes, heiteres, reizendes Liedchen. Wenn es Noel zum Weinen brachte, umso besser. Aber Noel weinte nicht. Sie schien plötzlich ihre ganze Selbstbeherrschung wiedergewonnen zu haben. Sie sprach ruhig, beantwortete Leilas Fragen ohne Erregung und sagte endlich, sie wolle nach Hause gehn. Leila ging mit ihr hinunter und begleitete sie ein Stück auf dem Heimweg; sie war bekümmert, ohne genau zu wissen, woran sie war. Am Ende des Portland-Platzes blieb Noel stehn und sagte: „Mir ist jetzt ganz gut, Leila; vielen, vielen Dank! Ich werde gleich nach Hause gehen und mich niederlegen. Und ich komme morgen wie gewöhnlich. Leb' wohl!" Leila drückte ihr nur die Hand und erwiderte: „Ausgezeichnet, liebes Kind; übrigens, wer weiß, was noch alles geschieht! Und schließlich — es ist ja Krieg."

Nach diesen ihr selbst etwas rätselhaften Worten blickte sie der langsam Davonschreitenden nach und kehrte dann, von Unruhe und Mitleid erfüllt, ins Spital zurück.

II

Noel jedoch ging nicht sofort nach Hause; sie schritt die Regent Street hinab. Einigermaßen getröstet und durch die Lebenserfahrung ihrer energischen Kusine beruhigt, hing sie

den Gedanken nach: ‚Dann ist er doch nicht ganz von dir gegangen', ‚Und schließlich — es ist ja Krieg'. Leila hatte so aufrichtig mit ihr gesprochen, und überdies war die Ungewißheit über ihren physischen Zustand, die sie während der letzten Wochen so bedrückt hatte, jetzt geschwunden. Wie die meisten stolzen Naturen kümmerte sie sich nur wenig um die Meinung andrer Leute; überdies wußte sie nichts von der Welt, ihren Gefühlen und ihrem Urteil. Wie ein Alp bedrückte sie die Vorstellung von ihres Vaters Kummer und Entsetzen. Es wurde ihr leichter, wenn sie sich an seinen Widerstand gegen ihre Heirat erinnerte und an den Groll, den sie damals empfunden hatte. Er hatte sich nie klar gemacht, nie verstanden, wie sehr sie und Cyril einander liebten. Wenn sie nun wirklich ein Kind haben sollte, dann würde es Cyril gehören, Cyrils Sohn, wieder er selbst sein. Der Instinkt, der stärker ist als Vernunft, Kultur, Tradition, Erziehung, und der sie dazu getrieben hatte, sich auf der Stelle Cyrils zu versichern, die im Augenblick tödlicher Bedrohung aufschäumende Lebenskraft schien sich wieder in ihr zu regen, so daß sie ihr schreckliches Geheimnis fast wie eine Kostbarkeit empfand. Mit dumpfer Neugier hatte sie in den Zeitungen von ‚Kriegskindern' gelesen, nun aber sah sie diese Berichte in einem ganz neuen Licht. Die Geburt solcher Kinder bedeutete ein Unrecht, ein Problem; und dennoch schien es ihr, daß die Leute im geheimen sich darüber freuten; solche Kinder machten Verluste wett, sie füllten Lücken aus. Wenn sie eines bekam, würde sie trotz aller Menschen, trotz ihres Vaters, vielleicht etwas wie Stolz empfinden, heimlichen Stolz! Gott und die Menschen hatten Cyril töten wollen, doch es war ihnen nicht gelungen, er lebte weiter in ihr! Glut stieg ihr in die Wangen, während sie inmitten der geschäftigen Menge, die Einkäufe besorgte, dahinschritt, so daß die Leute sich nach ihr um-

wandten; wie geistesabwesend, ohne irgendetwas zu sehen, ging sie weiter, und manche, die nicht unablässig mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren, fanden das seltsam anziehend. Volle zwei Stunden wanderte sie so umher, ehe sie heimging, und ihre gehobene Stimmung schwand erst, als sie in ihrem kleinen Zimmer seine Photographie hervorholte und sich auf ihr Bett setzte, um sie zu betrachten. Da konnte sie sich nicht mehr zurückhalten. Sie hatte sich eingesperrt und lag weinend auf dem Bett, völlig vereinsamt, bis sie ganz erschöpft einschlief, die tränenbenetzte Photographie noch in den zuckenden Fingern. Plötzlich fuhr sie aus dem Schlaf empor. Es war finster, und jemand klopfte an ihre Tür.

„Miß Noel!"

Kindischer Eigensinn hieß sie schweigen. Warum ließ man sie nicht in Ruhe? Sie würden sie schon in Ruhe lassen, wenn sie es wüßten! Dann schien jemand anderer zu klopfen, und ihres Vaters Stimme rief:

„Nollie! Nollie!"

Sie raffte sich auf und öffnete die Tür. Er sah so erschrocken aus, daß es ihr förmlich einen Stich gab.

„Es ist alles in Ordnung, Vater; ich hab' nur geschlafen."

„Entschuldige, mein Liebling, daß ich dich geweckt habe, aber das Abendessen ist fertig."

„Ich mag nicht essen; ich möchte lieber zu Bett gehn."

Die Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich.

„Du solltest nicht deine Tür absperren, Nollie. Du hast mich so erschreckt. Ich war im Spital, um dich abzuholen, und man berichtete mir von deiner Ohnmacht. Du mußt zum Arzt gehn."

Noel schüttelte heftig den Kopf. „Auf keinen Fall! Mir fehlt ja nichts!"

„Nichts? So in Ohnmacht zu fallen? Komm doch, mein

Kind! Mir zuliebe." Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände. Noel wich zurück.

„Nein, Daddy. Ich will keinen Arzt. Es wäre ein Luxus in der Kriegszeit. Ich will nicht. Es hat keinen Sinn, mir zuzureden. Wenn du durchaus magst, komm' ich hinunter; morgen werd' ich wieder ganz wohl sein."

Damit mußte Pierson sich zufrieden geben; doch an diesem Abend spürte sie noch öfter, wie sein Blick angstvoll auf ihr ruhte. Und als sie schlafen ging, kam er aus seinem Arbeitszimmer, folgte ihr hinauf und ließ es sich nicht nehmen, ihr ein Feuer anzuzünden. An der Tür küßte er sie und sagte still:

„Wenn ich dir nur eine Mutter sein könnte, mein Kind!"

Einen Augenblick durchzuckte Noel der Gedanke: ‚Er weiß es!' Aber ein Blick auf sein fragendes Gesicht belehrte sie eines Besseren. Wenn er es nur wüßte, welch eine Last wäre von ihrer Seele genommen! Aber auch sie antwortete ruhig: „Gute Nacht, Daddy!", küßte ihn und schloß die Tür.

Sie setzte sich vor das kleine, eben angezündete Feuer und wärmte die Hände an den Flammen; in ihrem Herzen war es kalt und winterlich. Der Schein des Feuers spielte auf ihrem Antlitz, das trotz der runden Wangen tiefe Schatten unter den Augen zeigte, auf den schlanken blassen Händen und der biegsamen, anmutigen jungen Gestalt. Und draußen in der Nacht jagten Wolken über den Mond — heute war wieder Vollmond!

SECHSTES KAPITEL

I

Pierson ging in sein Arbeitszimmer zurück und schrieb an Gratian:

‚Vielleicht kannst Du für ein paar Tage Urlaub bekommen, liebes Kind, ich brauche Dich zu Hause. Ich mache mir Sorgen Nollies wegen. Seit ihr dieses Unglück zugestoßen ist, wird sie immer blasser und heute ist sie in Ohnmacht gefallen. Sie will nicht zum Arzt gehen, aber vielleicht könntest Du sie dazu überreden, daß sie sich von George untersuchen läßt. Wenn Du herkommst, wird es ihm sicher möglich sein, uns für ein oder zwei Tage zu besuchen. Wenn nicht, dann mußt Du mit Noel zu ihm ans Meer fahren. Ich habe gerade die Nachricht vom Tode Deines Vetters Charlie Pierson gelesen; er ist in einem der letzten Angriffe an der Somme gefallen; er war der Neffe meiner Kusine Leila, die, wie Du weißt, mit Noel im selben Spital arbeitet. Bertram hat eine Auszeichnung erhalten. Ich bin in letzter Zeit weniger überlastet; Lauder ist auf Urlaub da und nimmt mir einen Teil meiner Pflichten ab. Nun, da kühleres Wetter eingetreten ist, fühle ich mich viel frischer. Tu Dein Möglichstes, um herzukommen. Ich bin in ernstlicher Unruhe wegen unserer lieben Nollie.

Dein Dich liebender Vater

Edward Pierson.‘

Gratian erwiderte, daß sie über das Wochenende Urlaub erhalten könne und am Freitag kommen wolle. Er holte sie

vom Bahnhof ab, und von dort fuhren sie direkt ins Spital, um Noel mitzunehmen. Leila kam zu ihnen in den Warteraum und Pierson ließ die beiden allein, damit sie ungestört über Noels Gesundheit sprechen könnten; er begab sich in das Rekonvaleszentenzimmer, wo er zwei Invaliden beim ‚Tivoli' zusah. Als er in den kleinen Salon zurückkam, standen die beiden noch immer am Kamin und sprachen leise miteinander. Gratian mußte sich wohl über das Feuer gebeugt haben, denn ihr Gesicht war rot, fast verschwollen, und ihre Augen schienen von der Hitze angegriffen.

Leila fragte in leichtem Ton:

„Nun, Edward, sind meine Leute nicht prächtig? Wann gehn wir wieder zusammen in ein Konzert?"

Auch ihre Wangen waren gerötet, und sie sah beinahe jung aus.

„Ach, wenn wir immer tun könnten, was wir wollten!"

„Sehr hübsch gesagt, Edward; aber du solltest dich aufraffen — es würde dir gut tun." Er schüttelte den Kopf und lächelte.

„Du bist eine Versucherin, Leila. Könntest du Nollie verständigen, daß wir sie abholen wollen? Kannst du sie für morgen freigeben?"

„So lange du willst; sie braucht ein wenig Ruhe. Ich habe mit Gratian gesprochen. Wir hätten nicht zugeben sollen, daß Nollie nach einem solchen Schock noch weiterarbeitet; ich fürchte, es war meine Schuld. Ich dachte, Arbeit würde ihr am besten darüber hinweghelfen."

Pierson bemerkte, daß Gratian an ihm vorbeiging und das Zimmer verließ. Er streckte Leila die Hand hin und folgte. Hinter sich vernahm er einen leisen Laut, wie er einer Frau entfährt, die sich den Rock abgetreten oder über irgendetwas anderes geärgert hat. Dann erblickte er Noel in der Halle

und war sich dunkel bewußt, daß er den Mittelpunkt eines Dreiecks von Frauen bildete, die sich verstohlene Blicke zuwarfen. Seine Töchter küßten einander, und er nahm zwischen ihnen im Auto Platz. Da er immer in sich selbst versunken war, fiel ihm, als er sich in der Halle von ihnen trennte, nichts weiter auf, als daß sie sehr schweigsam waren; er ging daher in sein Arbeitszimmer und griff nach einer Biographie des Sir Thomas More. Er fand eine Stelle, die er gar zu gern George Laird gezeigt hätte, der am Abend kommen sollte.

Gratian und Noel stiegen mit zusammengepreßten Lippen und ohne sich anzublicken die Treppe hinauf; beide waren sehr blaß. Als sie zur Tür von Gratians Zimmer kamen — das Zimmer, das ihrer Mutter gehört hatte —, wollte Noel weitergehen, Gratian jedoch hielt sie am Arm fest und sagte: „Komm herein!" Drinnen brannte ein helles Feuer, und die beiden Schwestern blieben davor stehen, jede an einer Seite des Kamins, mit den Händen das Gesims packend, und starrten in die Flammen. Endlich legte Noel eine Hand vor die Augen und bemerkte:

„Ich bat sie, es dir zu sagen."

In Gratian schienen zwei Regungen miteinander im Kampf zu liegen, und sie machte eine Bewegung, als wüßte sie nicht, welcher sie nachgeben sollte.

„Es ist einfach entsetzlich!" war alles, was sie erwiderte.

Noel wandte sich zur Tür.

„Bleib, Nollie!"

Die Hand auf der Türklinke, blieb Noel stehen. „Ich brauche keine Verzeihung und kein Mitleid. Man soll mich in Ruhe lassen."

„Wie kann man dich denn in Ruhe lassen?"

Eine Woge der Verzweiflung schlug über Noel zusammen, und sie rief leidenschaftlich: „Mitgefühl von Menschen, die

mich nicht verstehen können, ist mir widerlich. Keiner braucht mich zu bemitleiden. Ich kann ja jederzeit verschwinden."

Die Worte ‚nicht verstehen können' trafen Gratian wie ein Peitschenhieb.

„Ich k a n n dich verstehen," sagte sie.

„Das kannst du nicht; du hast ihn nie gesehn. Du hast nie gesehn — —." Ihre Lippen bebten so sehr, daß sie innehalten und sie fest zusammenpressen mußte, um die Tränen zurückzudrängen. „Überdies hättest d u es nie getan."

Gratian trat auf sie zu, besann sich jedoch und setzte sich auf ihr Bett. Es war richtig: s i e hätte es nie getan; trotz der Hilfsbereitschaft ihrer Schwester gegenüber wurde gerade dadurch ihre Liebe und ihr Mitgefühl erstickt. Welch eine fürchterliche, schmähliche Demütigung! Ihre eigene Schwester, ihre einzige Schwester in derselben Lage wie all diese armen, schlecht erzogenen Mädchen, die sich vergessen hatten! Und der Vater — ihr Vater! Bis zu diesem Augenblick hatte sie kaum an ihn gedacht, die Erschütterung ihres eigenen Stolzes hatte sie ganz in Anspruch genommen. Sie konnte das Wort „Vater!" nicht unterdrücken.

Noel schauderte.

„Dieser Junge!" sagte Gratian plötzlich, „ihm kann ich nicht verzeihn. Wenn d u unwissend warst — so war er es doch nicht. Es war — es war —." Sie verstummte, als sie Noels Gesicht sah.

„Ich h a b e es gewußt," entgegnete sie. „I c h war dran schuld. Er war ebenso mein Gatte, wie George der deine ist. Wenn du noch ein Wort gegen ihn sagst, spreche ich nie mehr mit dir. Ich bin froh darüber, und du wärest es auch, wenn du ein Kind erwartetest. Wo ist der Unterschied? Du hattest Glück, und ich — hatte keines." Wieder bebten ihre Lippen und sie schwieg.

Gratian starrte zu ihr empor. Sie hatte Sehnsucht nach George — sie hätte gern gewußt, was er darüber dachte und fühlte.

„Hast du etwas dagegen, daß ich es George sage?" fragte sie.

Noel schüttelte den Kopf. „Nein, jetzt nicht mehr. Erzähl' es, wem du willst." Und plötzlich griff der Jammer, der sich hinter Noels Fassung verbarg, Gratian ans Herz. Sie stand auf und schlang den Arm um die Schwester.

„Nollie, Liebling, sieh nicht so drein!"

Noel duldete die Umarmung, ohne sie zu erwidern, und ging in ihr Zimmer. Gratian blieb bekümmert, verstört und in ungewisser Angst zurück. Ihr Stolz war tief verletzt, ihr Herz zerrissen; sie war unzufrieden mit sich selbst. Warum hatte sie nicht mehr Teilnahme zeigen können? Und doch, in dem Augenblick, da Noel nicht mehr vor ihr stand, verurteilte sie wieder den Toten. Was er getan hatte, war unverzeihlich. Nollie war solch ein Kind! Er hatte gefrevelt. Wenn George nur käme und sie sich mit ihm über alles aussprechen könnte! Sie, die aus Liebe geheiratet hatte und die Leidenschaft kannte, war einsichtsvoll genug, zu fühlen, daß Noels Liebe tief gewesen — soweit natürlich bei solch einem Kind etwas tief sein konnte. Gratian hatte schon das reife Alter von zwanzig Jahren erreicht. Aber sich so zu vergessen! Und dieser Junge! Eine persönliche Bekanntschaft — die das menschliche Urteil so sehr beeinflußt — hätte sie veranlaßt, seinen Charakter in einem milderen Licht zu sehen; da er ihr jedoch fremd war, hielt sie sein Benehmen einfach für ehrlos. Und sie empfand deutlich, daß diese Überzeugung immer zwischen ihr und ihrer Schwester stehen würde. So sehr sie es auch verbergen mochte, Noel würde stets diese Verurteilung herausfühlen.

Sie streifte ihr Pflegerinnengewand ab, zog ein Abendkleid

an und machte sich unruhig im Zimmer zu schaffen. Nur nicht hinuntergehen müssen und ihren Vater sehen, bevor es notwendig war. Was sich zugetragen hatte, war über die Maßen schrecklich für ihn, ihr graute vor der Unterredung über Noels Zustand, die unvermeidlich schien. Natürlich würde sie ihm nichts sagen, ehe Noel es wünschte; und da sie ein ehrlicher Mensch war, quälte sie der Gedanke, lügen zu müssen.

Endlich ging sie hinunter und fand die beiden schon im Wohnzimmer, Noel in einem duftigen Abendkleid am Kamin, das Kinn auf die Hand gestützt, während der Vater ihr die Kriegsberichte aus der Abendzeitung vorlas. Der Anblick dieser herben, zarten Mädchengestalt, die brütend am Feuer saß, und das müde Gesicht ihres Vaters brachten ihr die ganze Tragik der Angelegenheit mit doppelter Schärfe zum Bewußtsein. Armer Vater! Arme Nollie! Entsetzlich! Noel wandte sich um, schüttelte leise den Kopf, und ihre Augen sagten fast so deutlich, als die Lippen es vermocht hätten: ‚Still!' Gratian nickte und trat zum Kamin. Und so begann einer jener friedlichen, häuslichen Abende, hinter denen sich oft die tiefste Seelenqual verbirgt.

II

Noel blieb auf, bis ihr Vater zu Bett ging, und verschwand dann sofort in ihr Zimmer. Offenbar hatte sie beschlossen, daß man nicht über sie sprechen solle. Gratian blieb allein im Wohnzimmer und wartete auf ihren Mann. Es war fast Mitternacht, als er ankam, und so erzählte sie ihm die Familienneuigkeit erst am nächsten Morgen. Er brummte vielsagend, als er die Nachricht erfuhr. Gratian sah, wie er die Augen zusammenkniff, als untersuche er eine böse, komplizierte Ver-

letzung, und dann starrte er beharrlich zur Decke. Obwohl sie bereits über ein Jahr verheiratet waren, kannte Gratian seine Meinung über viele Dinge noch immer nicht, und mit plötzlich aufsteigender Angst wartete sie auf seine Antwort. Seine Stellungnahme zu diesem Familiengeheimnis würde seine Neigung zu ihr auf die Probe stellen, nun würde sich der Charakter des Mannes zeigen, den sie geheiratet hatte. Er schwieg noch eine Weile, und ihre Angst wuchs. Dann suchte seine Hand die ihre und drückte sie kräftig.

„Arme kleine Nollie! Hier heißt es, den Humor bewahren. Aber nur Mut, Gracie! Wir werden sie schon irgendwie darüber hinwegbringen."

„Aber der Vater! Es ist unmöglich, die Sache vor ihm geheimzuhalten, und ebenso unmöglich, es ihm zu sagen! O George! Bisher hab' ich nicht gewußt, was Familienstolz bedeutet. Es ist unfaßbar. Dieser unselige Junge!"

„De mortuis! Komm, Gracie! Wir leben inmitten des Todes! Es war einfach idiotisch von Nollie. Aber das ist nur dem Krieg zuzuschreiben, diesem verdammten Krieg! Dein Vater wird sich damit abfinden müssen; jetzt hat er endlich einmal Gelegenheit, sein Christentum zu beweisen."

„Vater wird natürlich wieder nichts als Güte sein — das ist ja gerade das Schreckliche!"

George Laird drückte ihre Hand noch kräftiger. „Ganz richtig! Der altmodische Vater durfte sich gehen lassen. Aber braucht er es denn überhaupt zu erfahren? Wir könnten sie von London fortbringen, und später müßten wir die Sache irgendwie deichseln. Und wenn er es doch erfährt, müßten wir ihm suggerieren, daß Nollie ‚ihre Pflicht fürs Vaterland getan hat'."

Gratian zog die Hand zurück. „Nicht!" sagte sie mit erstickter Stimme.

George Laird wandte sich um und blickte sie an. Er war selbst höchst bestürzt, da er vielleicht schärfer als seine junge Frau die Folgen dieses Mißgeschicks ermessen konnte; er konnte ihr auch durchaus nachfühlen, wie tief erregt und verletzt sie war; doch den geborenen Naturwissenschaftler, der dem Leben immer als Experimentator gegenüberstand, verdroß dieses unnütze Gejammer. So oft er das fanatische Festhalten an der Tradition, ein Erbteil ihres Vaters, bei Gratian bemerkte, überkam ihn die Lust, es ihr auszutreiben. Wäre sie nicht seine Frau gewesen, so hätte er ohneweiters zugegeben, daß er ebensogut hätte versuchen können, ihre Schädelform zu ändern, als einen so grundlegenden Zug ihres Charakters auszumerzen; aber da sie seine Frau war, schien ihm naturgemäß eine Veränderung ebensowohl möglich, wie der Bau eines neuen Treppenhauses in einem Gebäude, oder das Einreißen einer Wand, wenn man aus zwei Zimmern eines machen wollte. So schloß er sie in die Arme und sagte: „Ich weiß, ich weiß ja; aber es wird alles glatt gehen, wenn wir die Sache nur nicht zu schwer nehmen. Soll ich mit Nollie sprechen?"

Gratian stimmte zu, um ihrem Vater sagen zu können: ‚George wird sie untersuchen', und dadurch eine Unterredung hinauszuschieben. Doch die ganze Angelegenheit erschien ihr immer mehr als eine Kalamität, die durch gar nichts zu verringern oder zu bemänteln war.

George Laird besaß in hohem Maß den kaltblütigen Mut, der Menschen so wertvoll macht, die Schmerzen nicht nur lindern, sondern auch zufügen müssen; aber das war eine ‚kitzlige Mission', wie er zu sagen pflegte, und er schlug einen Spaziergang vor, denn es graute ihm vor einer Szene. Noel nahm den Vorschlag aus dem gleichen Grunde an. Sie hatte George gern, und da sie als Schwägerin die nötige Distanz

hatte und gleichzeitig den Scharfblick der Jugend besaß, kannte sie ihn vielleicht besser als seine Frau. Sie war jedenfalls überzeugt, daß er sie weder verurteilen noch bemitleiden werde.

Sie hätten natürlich in irgendeiner Richtung gehen können, doch sie schlugen den Weg nach der City ein. Oft trifft man unbewußt solch richtige Entscheidungen. Sie suchten zweifellos eine prosaische, unsentimentale Atmosphäre, eine Gegend, wo George, der in Uniform war, seinen Arm von dem automatischen Soldatenspiel ausruhn lassen konnte. Erst als sie Cheapside erreicht hatten, wurde er sich dessen bewußt, wie seltsam dieser Spaziergang mit seiner hübschen jungen Schwägerin war inmitten der lärmenden, schwarzröckigen Gesellschaft von Geldverdienern. ‚Zum Teufel, warum sind wir ausgegangen?' dachte er, ‚es wäre zu Hause doch leichter gewesen.'

Dennoch räusperte er sich, und während er leicht ihren Arm drückte, begann er: „Gratian hat mir's gesagt, Nollie. Jetzt handelt es sich einzig darum, daß du den Kopf hochhältst und dir keine Sorgen machst."

„Du kannst mir wohl nicht helfen."

Diese Worte, die sie mit ihrer sanften Stimme hervorstieß, verblüfften George völlig; aber er antwortete rasch:

„Ausgeschlossen, Nollie, unmöglich! Was fällt dir ein?"

„Denk doch an Vater."

Die Worte ‚Zum Kuckuck mit dem Vater!' lagen ihm auf der Zunge; er verschluckte sie jedoch und sagte: „Gott mit ihm! Wir werden uns das alles noch überlegen müssen. Willst du es ihm wirklich verschweigen? Du wirst dich für die eine oder die andere Art entscheiden müssen; es hat keinen Sinn, die Sache geheimzuhalten, wenn sie später doch herauskommen soll."

„Nein."

Er blickte sie verstohlen an. Sie sah gerade vor sich hin.

Wie schrecklich jung sie war, wie anmutig! Etwas würgte ihn in der Kehle.

„Jetzt würde ich noch gar nichts tun," bemerkte er, „es ist zu früh. Wenn du willst, daß ich es ihm später sage — aber das hängt ganz von dir ab, Nollie; er braucht es nie zu erfahren."

„Nein."

Er wußte nicht, was sie damit sagen wollte. Sie fuhr fort: „Gratian verurteilt Cyril. Erlaub' es ihr nicht! Man soll nicht schlecht von ihm denken. I c h war schuld daran. Ich wollte ihn mir sichern."

George erwiderte loyal:

„Gracie ist natürlich erschrocken, aber sie wird sich bald beruhigen. Es darf nichts zwischen euch treten. Du mußt dir nur beständig vor Augen halten, welch unermeßliche Möglichkeiten das Leben bietet. Sieh dir nur die Vorübergehenden an! Es wird kaum einer unter ihnen sein, der nicht irgendeine persönliche Schwierigkeit hatte oder noch hat, oder einen Kummer, der so groß sein mag wie der deine, vielleicht auch noch größer. Und trotzdem sind sie springlebendig wie die Flöhe. Das ist ja das Faszinierende am Leben: die köstliche Ironie in allem Geschehen. Es würde dir gut tun, eine Zeitlang auf dem Kriegsschauplatz zu sein und dein Schicksal im Verhältnis zum großen Ganzen zu sehn." Er fühlte, wie ihre Hand plötzlich leise unter seinen Arm glitt, und fuhr mit großer Zuversicht fort:

„Das L e b e n wird in Zukunft das Wichtigste sein, Nollie; nicht Behagen, nicht klösterliche Tugend und Sicherheit; sondern l e b e n und das Letzte aus dem Augenblick herausholen. Kapierst du das? Alle die alten starren Traditionen, alles, was wie ein Hemmschuh auf das Leben wirkte, liegt im Schmelztiegel. Der Tod rührt alles durcheinander, bis ein geläutertes

Metall übrigbleiben wird. Bei Pflanzen, die man stutzt und beschneidet, schießen ja die frischen Triebe umso kräftiger hervor. Reue, Gejammer und Unterdrückung der Gefühle kommen aus der Mode, wir werden in Zukunft weder Zeit noch Geduld dazu haben. Du wirst Leben hervorbringen — also etwas, wofür man dankbar sein muß. Du hast Cyril Morlands Leben fortgesetzt. Und — schließlich weißt du doch, daß wir alle einmal geboren wurden, der eine legitim, der andere illegitim; die Mühsal der Geburt bleibt ganz die gleiche, und das Produkt wird deshalb um kein Jota schlechter sein. Je fröhlicher du bist, desto gesünder wird dein Kind zur Welt kommen, und das ist alles, woran wir jetzt zu denken haben. Du brauchst dir mindestens zwei Monate lang keine Sorgen zu machen, dann teilst du uns mit, wohin du gehen möchtest, und ich werd' es schon irgendwie arrangieren."

Sie sah ihn an und unter diesem jugendlichen, klaren, nachdenklichen Blick hatte er auf einmal das unbehagliche Gefühl, wie ein Scharlatan gesprochen zu haben. Hatte er wirklich den Kern der Sache berührt? Was nützten solch allgemeine Redensarten diesem jungen kultivierten Mädchen, das von einem altmodischen zärtlichen Vater, den es liebte, zur Aufrichtigkeit erzogen war? Überdies lag es in Georges Naturell, Worte zu verachten, und die Verhältnisse während der beiden letzten Jahre hatten ihm einen wahren Abscheu vor Menschen eingeflößt, deren Handlungen nur aus Worten bestanden. Er hatte gute Lust zu sagen: ‚Gib nicht das geringste auf mein Gerede, es ist ja alles Humbug; was kommen muß, kommt, und damit basta!'

Sie fragte mit ruhiger Stimme:

„Soll ich es Vater sagen oder nicht?"

Er wollte erwidern: ‚Nein', aber irgendwie gelang es ihm nicht. Am Ende war der gerade Weg noch immer der beste.

Denn dieses Geheimnis müßte lebenslänglich vor ihm gehütet werden. Es war unmöglich, etwas für immer zu verbergen, früher oder später würde er doch daraufkommen. Aber der Arzt in ihm meldete sich und er entgegnete:

„Mach' es dir nicht unnötig schwer, Nollie; in zwei Monaten ist noch Zeit genug. Dann sag' du es ihm, oder ich werd' es ihm sagen."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, wenn es sein muß, sag' ich es."

Er berührte ihre Hand, die auf seinem Arm lag, und drückte sie.

„Was soll ich bis dahin tun?" fragte sie.

„Eine Woche lang ruh' dich gründlich aus, und dann setz' deine Arbeit fort."

Nachdem Noel einen Augenblick geschwiegen, antwortete sie: „Ja, das werd' ich tun."

Sie berührten das Thema nicht mehr und George bemühte sich, über Spitalserlebnisse und jenes Phänomen, den britischen Soldaten, zu plaudern. Doch kurz bevor sie heimkamen, sagte er:

„Pass' auf, Nollie! Wenn du dich nicht selber schämst, wird niemand sich deiner schämen. Aber wenn du Asche auf dein Haupt streust, werden deine Mitmenschen dich darin unterstützen, denn solcher Art ist ihre Nächstenliebe."

Und nachdem er nochmals ihren klaren, prüfenden Blick auf sich ruhen gefühlt hatte, verließ er sie mit dem Gedanken: ‚Welch ein einsames Kind!'

SIEBENTES KAPITEL

Nach einer Woche der Ruhe kehrte Noel in ihr Spital zurück. George hatte ihr mehr geholfen, als er ahnte, denn seine Worte: ‚Das Leben bietet unermeßliche Möglichkeiten' hatten sich ihr eingeprägt. Von welcher Bedeutung war da ein Einzelschicksal? Und sie begann die Vorübergehenden zu mustern und nachzudenken, was sie wohl beschäftigte. Was für geheime Freuden und Kümmernisse trugen sie mit sich herum? Die Einsamkeit ihres eigenen Lebens zwäng Noel jetzt dazu, über andere zu grübeln, denn sie war furchtbar einsam — Gratian und George waren wieder bei ihrer Arbeit, ihr Vater mußte hingehalten werden; Leila gegenüber fühlte sie sich unbehaglich, denn das Geständnis hatte ihren Stolz verletzt, und die verschiedenen Freunde und Bekannten der Familie mied sie wie die Pest. Der einzige Mensch, dem auszuweichen ihr nicht gelang, war Jimmy Fort, der eines Abends nach dem Essen hereingeschneit kam und ihr einen großen Strauß Treibhausveilchen brachte. Aber er konnte ruhig kommen, die Bekanntschaft mit ihm war noch zu neu, von zu geringem Interesse. Aus einer seiner Äußerungen schloß sie, daß er von ihrem Verlust gehört hatte, so daß die Veilchen ein Zeichen der Teilnahme bedeuteten. Er war riesig nett an jenem Abend und erzählte ihr Reiseabenteuer, ohne irgendeine Bemerkung, die ihren Vater hätte verletzen können. Wie wundervoll, ein Mann zu sein und die Welt von einem Ende zum andern zu durchstreifen, fremde Städte und Völker kennen zu lernen — Chinesen

und Gauchos und Buren und Mexikaner! Es rief etwas wie Sehnsucht in ihr wach. Und sie fand Gefallen daran, sein humorvolles, gebräuntes Gesicht zu betrachten, das aussah, als wäre es aus gegerbtem Leder. Es erweckte in ihr das Gefühl, daß Leben und Erfahrung, Sehen und Handeln das einzig Wichtige sei; ihr eigener Kummer schien ihr geringer, weniger bedeutsam. Beim Abschied drückte sie seine Hand. „Danke für die Veilchen und für Ihren Besuch; es war riesig nett von Ihnen! Ich möcht' auch gern Abenteuer erleben!" Und er erwiderte: „Das werden Sie auch, liebe Märchenprinzessin!" Er sagte es so sonderbar und sehr freundlich.

Märchenprinzessin! Wie komisch, sie so zu nennen! Wenn er es gewußt hätte!

In den Regionen, wo sie aufwusch, gab's nicht viel Gelegenheit zu Abenteuern. Auch keine ‚unermeßlichen Möglichkeiten', um ihre Gedanken von ihrer eigenen Person abzulenken. Aber auf dem Weg ins Spital und nach Hause erlebte sie mehr als einmal wunderliche Dinge. Eines Morgens fiel ihr in der Regent Street eine armselig gekleidete Frau auf, mit rotem, verschwollenem Gesicht, die wie ein verwundeter Vogel herumzuhüpfen schien und aus irgendeinem Grund an ihrer Hand lutschte. Noel, die sie stöhnen hörte, fragte sie, was ihr fehle. Die Frau hielt ihr die Hand hin. „O!" jammerte sie, „ich hab' den Boden gescheuert und mir dabei diese große Nadel in die Hand gestoßen, und sie ist abgebrochen und ich krieg' sie nicht heraus. O! O!" Sie biß an dem Nadelende, das fast nicht zu sehen, aber mit den Zähnen beinahe zu erreichen war, und plötzlich wurde sie ganz weiß. Bestürzt legte Noel den Arm um die Frau und schob sie in eine elegante Drogerie. Mehrere Damen, die in dem Geschäft Parfum kauften, blickten scheel auf die unordentliche, schmutzige Person, die da mitten unter ihnen stand. Noel trat auf einen Verkäufer

zu: „Bitte geben Sie mir etwas rasch Wirkendes für diese arme Frau, ich glaube, sie wird ohnmächtig. Sie hat sich eine Nadel durch die Hand gestoßen und bringt sie nicht heraus." Der Mann gab ihr etwas, und Noel drängte sich zwischen zwei Damen durch bis zu der Bank, wo die Frau saß. Diese biß noch immer hartnäckig an der Hand herum, und plötzlich schnellte ihr Kinn in die Höhe — zwischen den Zähnen hielt sie die Nadel. Mit der andern Hand zog sie sie heraus, steckte sie stolz vorn ins Kleid und sprudelte hervor: „Da ist sie — jetzt hab ich sie!"

Als sie das Getränk hinuntergeschluckt hatte, blickte sie sich verwirrt um, sagte: „Danke vielmals, Miß!" und schlurfte hinaus. Noel bezahlte und folgte ihr; und als sie draußen waren, schienen die Damen parfumierte Seufzer der Erleichterung auszustoßen.

„Heute können Sie nicht mehr arbeiten," erklärte sie der Frau. „Wo wohnen Sie?"

„In Hornsey, Miß."

„Sie müssen einen Autobus nehmen und direkt nach Hause fahren, und dann baden Sie die Hand in einer schwachen Rotkalilösung. Sie schwillt bereits an. Da haben Sie fünf Shilling."

„Ja, Miß; danke bestens. Sehr lieb von Ihnen. Es tut abscheulich weh."

„Wenn es bis nachmittag nicht besser wird, müssen Sie zu einem Arzt gehn. Versprechen Sie's mir!"

„Ach du meine Güte, ja. Hier ist mein Omnibus. Danke vielmals, Miß!"

Noel sah zu, wie der Wagen die Frau forttrug, die noch immer an der schmutzigen, geschwollenen Hand lutschte. Sie ging weiter, glühend vor Mitleid für das arme Weib, voll Haß gegen die Damen in der Drogerie, und vergaß ihren eigenen Kummer, bis sie das Spital fast erreicht hatte.

Ein andermal, an einem November-Samstag, als sie zeitig das Spital verließ, ging sie durch den Hydepark. So schön hatte sie die gefleckten Platanen noch nie gesehen. Sie hatten nur mehr ganz wenig gelbe Blätter, und die anmutig schlanken Bäume schienen sich zu freuen, von der Last ihres Sommergrüns befreit zu sein. All ihre zarten Äste und Zweige schwankten und wiegten sich im Wind, und ihre vom Regen gescheuerten, leopardenhaften Stämme machten in ihrer heiteren Beweglichkeit einen ganz unenglischen Eindruck. Noel ging durch die Allee und setzte sich auf eine Bank. In ihrer Nähe war ein Maler an der Arbeit. Seine Staffelei stand keine drei Schritt von ihr, und sie konnte das Bild betrachten: ein Blick auf die Häuser der Park Lane hinter dem fröhlichen Gewirr der Platanenzweige. Der Maler war ein großer Mann von etwa vierzig Jahren, offenbar ein Ausländer, mit einem mageren, langen, ovalen, bartlosen Gesicht, hoher Stirn und großen grauen Augen, die so aussahen, als leide er an Kopfschmerz und sei eine grüblerische Natur. Er sah oft zu ihr herüber und ihr neues Interesse am ‚Leben' veranlaßte sie, ihn verstohlen zu beobachten; trotzdem erschrak sie ein wenig, als er seinen breitkrämpigen Schlapphut zog und mit fremdem Akzent sagte:

„Verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, Mademoiselle, aber könnten Sie mir freundlichst gestatten, daß ich eine Skizze von Ihnen mache, wie Sie dort sitzen? Ich arbeite sehr rasch. Bitte, erlauben Sie es mir. Ich bin Belgier und habe keine Manieren, wie Sie sehn." Er lächelte.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagte Noel.

„Ich danke Ihnen sehr."

Er rückte seine Staffelei zurecht und begann zu zeichnen. Sie fühlte sich geschmeichelt und war ein wenig aufgeregt. Er war so bleich und hatte einen sonderbar hungrigen Blick, der sie rührte.

„Sind Sie schon lange in England?" fragte sie nach einer Weile.

„Schon seit den ersten Kriegsmonaten."

„Gefällt es Ihnen hier?"

„Zuerst hatte ich arges Heimweh. Aber jetzt gehe ich ganz in meinen Bildern auf; es gibt so viel Wunderschönes in London."

„Warum wollen Sie eine Skizze von mir machen?"

Wieder lächelte der Maler. „Mademoiselle, die Jugend ist so mysteriös. Die jungen Bäume, die ich male, sagen uns so viel mehr als alte große Bäume. Ihre Augen, Mademoiselle, sehen Dinge, die noch nicht geschehen sind. Sie verbergen ein Schicksal und wehren Neugierige ab, die es ergründen wollen. Solche Gesichter gibt es nicht in meiner Heimat; wir sind einfacher; wir verbergen nicht unsere Gefühle. Die Engländer sind sehr mysteriös. Wir kommen uns hier wie Kinder vor. Und doch kommt auch ihr Engländer in mancher Hinsicht uns wie Kinder vor. Ihr kennt die Welt nicht. Ihr Engländer behandelt uns gut, aber ihr habt keine Sympathie für uns."

„Und ich glaube, ihr habt genau so wenig Sympathie für uns."

Er lächelte wieder, wobei ihr seine weißen Zähne auffielen.

„Ja, das dürfte stimmen. Die Engländer tun alles mögliche aus Pflichtgefühl, aber ihre Herzen verschließen sie. Und was ihre Kunst betrifft, da muß man wirklich lächeln."

„Ich verstehe nicht viel von Kunst," murmelte Noel.

„Für mich ist sie die Welt," entgegnete der Maler und schwieg, während er rascher und leidenschaftlicher drauflos zeichnete.

„Es ist so schwer, das richtige Sujet zu finden," bemerkte er plötzlich. „Ich kann es mir nicht leisten, Modelle zu bezahlen, und man sieht es nicht gern, daß ich im Freien male.

Wenn ich nur immer jemanden wie Sie fände! Sie — Sie haben einen Kummer, nicht wahr?"

Bei dieser verblüffenden Frage blickte Noel stirnrunzelnd auf.

„Den hat jetzt ein jeder."

Der Maler faßte sich beim Kinn; seine Augen verrieten plötzlich eine verborgene Tragik.

„Ja," erwiderte er, „ein jeder. Tragik ist unser täglich Brot. Ich habe meine Angehörigen verloren; sie sind in Belgien. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht."

„Das tut mir leid; und es tut mir besonders leid, wenn wir hier nicht nett zu Ihnen sind. Wir s o l l t e n es sein."

Er zuckte die Achseln. „Was wollen Sie! Wir sind anders geartet. Das verzeiht man uns nicht. Dazu kommt, daß ein Künstler immer einsam bleibt. Er hat keine so dicke Haut wie die gewöhnlichen Leute und er sieht Dinge, die ihnen verborgen sind. Die Menschen mögen es nicht, daß man anders ist. Wenn Sie je im Leben Ihre eigenen Wege gehn, dann werden Sie das bestätigt finden, Mademoiselle."

Noel fühlte, wie sie rot wurde. Konnte er ihr Geheimnis lesen? Seine Augen hatten einen so sonderbaren, hellsichtigen Blick.

„Sind Sie bald fertig?" fragte sie.

„Nein, Mademoiselle, ich könnte stundenlang weiterarbeiten, aber ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie werden frieren, wenn Sie noch lange dasitzen."

Noel erhob sich. „Darf ich es ansehn?"

„Gewiß."

Sie erkannte sich nicht ganz auf dem Bild, wie es den meisten geht, doch sie erblickte ein Gesicht, das sie seltsam berührte, das Antlitz eines Mädchens, das etwas vor sich zu sehen schien, aber nur im Geiste.

„Mein Name ist Lavendie," sagte der Maler; „meine Frau und ich wohnen hier," und er reichte ihr seine Karte.

Noel konnte nicht umhin zu erwidern: „Ich heiße Noel Pierson; ich wohne bei meinem Vater; hier ist die Adresse," — sie fand ihr Täschchen und entnahm ihm eine Karte. „Mein Vater ist Geistlicher; möchten Sie ihn nicht einmal besuchen? Er liebt Musik und Malerei."

„Es wäre mir ein Vergnügen, und vielleicht würde ich Sie malen dürfen. Leider habe ich kein Atelier."

Noel wehrte ab. „Ich fürchte, da ich den ganzen Tag in einem Spital arbeite — und — und ich möchte überhaupt nicht gemalt werden, danke schön. Aber mein Vater würde sich gewiß freuen, Sie kennenzulernen."

Der Maler verbeugte sich wieder; sie bemerkte, daß er gekränkt war.

„Ich sehe natürlich, daß Sie ein sehr guter Maler sind," erklärte sie rasch, „nur — nur möchte ich nicht, wissen Sie. Vielleicht würden Sie gern meinen Vater malen, er hat ein so interessantes Gesicht."

Der Maler lächelte. „Es ist ja Ihr Vater, Mademoiselle! Darf ich eine Frage an Sie richten? Warum wollen Sie nicht gemalt werden?"

„Weil — weil ich nicht will, ich habe Angst davor." Sie streckte ihm die Hand hin. Der Maler beugte sich über sie. „Au revoir, Mademoiselle."

„Danke sehr," sagte Noel, „es war schrecklich interessant." Und sie ging weiter. Rings um die untergehende Sonne hatte sich der Himmel bewölkt, und das fremdartige, krause Gitterwerk der Platanenzweige hob sich reizvoll von den rötlichgrauen, goldumsäumten Wolken ab. Schönheit beruhigte Noel und der Kummer anderer lenkte sie ab. Der Maler tat ihr leid, doch seine Augen sahen zu viel. Und seine Worte:

‚Wenn Sie je Ihre eigenen Wege gehn —' machten ihn ihr unheimlich. War es richtig, daß die Menschen immer diejenigen nicht mochten und verurteilten, die ihre eigenen Wege gingen? Wenn ihre ehemaligen Schulfreundinnen wüßten, was ihr bevorstand, wie würden sie ihr dann begegnen? Im Arbeitszimmer ihres Vaters hing die Reproduktion eines winzigen Bildchens aus dem Louvre, ein ‚Raub der Europa' von einem unbekannten Maler, zart und launig dargestellt: ein verzücktes, blondhaariges Mädchen, das der sich bäumende weiße Stier durch einen seichten Fluß davonträgt, während am Ufer alle ihre weißen Gespielinnen versammelt sind; halb neidisch, halb verärgert wenden sie sich von dem gar zu schrecklichen Schauspiel ab, nur eine von ihnen versucht in ratloser Verzweiflung, eine im Grase liegende Kuh rittlings zu besteigen, um zu folgen. Das Antlitz des Mädchens auf dem Stier war einmal von irgendjemandem mit dem ihren verglichen worden. Nun dachte sie an das Bild, und in der Schar überraschter und entsetzter Mädchen glaubte sie ihre Schulfreundinnen zu sehen. ‚Und wenn eine von ihnen in meiner Lage gewesen wäre! Hätte ich mich abgewandt, wie die übrigen? Ich hätte es nicht getan — nein, das hätte ich nicht,' dachte sie, ‚ich hätte es verstanden!' Aber sie wußte, daß sie sich besser machte, als sie war. Instinktiv fühlte sie, daß der Maler recht hatte. Ein Mensch, der sich in seiner Handlungsweise von den andern unterschied, war verloren.

Sie erzählte ihrem Vater von der Begegnung und fügte hinzu:

„Ich glaube, Daddy, er wird kommen."

Pierson erwiderte verträumt: „Der arme Kerl! Wenn er kommt, werde ich mich freuen, ihn kennenzulernen."

„Und du wirst ihm sitzen, nicht wahr?"

„Mein liebes Kind — ich?"

„Er ist einsam, weißt du, und die Leute sind gar nicht nett

zu ihm. Ist es nicht abscheulich, daß die Menschen es jeden fühlen lassen, der Ausländer ist oder anders als sie?"

Er war gelinde überrascht — sie sah, wie er große Augen machte, und fuhr fort: „Ich weiß, Daddy, daß du die Menschen für barmherzig hältst, aber sie sind es natürlich nicht."

„D a s ist nicht gerade barmherzig, Nollie."

„Du weißt, daß sie es nicht sind. Ich glaube, Sünde bedeutet oft nichts weiter, als seine eigenen Wege gehn. Man begeht doch keine richtige Sünde, wenn man nur sich selbst weh tut, nicht wahr? Aber das hindert die Menschen keineswegs, einen zu verurteilen."

„Ich weiß nicht, wo du hinauswillst, Nollie."

Noel biß sich auf die Lippen und murmelte: „Bist du überzeugt, daß wir wahre Christen sind, Daddy?"

Diese Frage aus dem Munde seiner eigenen Tochter verblüffte Pierson derart, daß er sich mit einem Scherz aus der Verlegenheit zu ziehen suchte. „Ich möchte die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Frage lenken, Nollie, wie man im Parlament sagt."

„Das heißt, du möchtest sie a b lenken."

Pierson wurde rot. „Wir sind gewiß nicht unfehlbar, aber setz' dir so etwas nicht in den Kopf, mein Kind. Es wird heutzutage so viel rebellisches Zeug zusammengeredet und geschrieben."

Noel verschränkte die Hände im Genick. „Ich glaube," begann sie, während sie gerade vor sich hinsah, ohne sich direkt an ihn zu wenden, „daß man den wahren Christen an seinen Taten erkennt, nicht an seinen Gedanken und Reden. Und wenn alle Menschen das gleiche tun, so glaube ich nicht, daß dies christlich gehandelt ist — ich meine, wenn alle sich zusammenschließen, um ihre Mitmenschen zu kränken und zu verurteilen."

Pierson stand auf und schritt im Zimmer hin und her. „Du hast zu wenig vom Leben gesehn, um so sprechen zu dürfen," erwiderte er. Doch Noel fuhr fort:

„Einer der Soldaten im Spital erzählte Gratian, wie man die Kriegsdienstverweigerer behandelt — es ist entsetzlich. Warum behandelt man sie so, bloß weil sie anderer Meinung sind? Hauptmann Fort sagt, daß es die Angst ist, die die Menschen so gewalttätig macht. Aber wie kann es Angst sein, wenn sie hundert gegen einen stehn? Er sagt, der Mensch hat Tiere gezähmt, aber es ist ihm nicht gelungen, sich selbst zu bezähmen. Der Mensch muß doch eine Bestie sein, sonst wäre die Welt nicht so schrecklich brutal. Ich sehe keinen großen Unterschied zwischen Brutalität zu guten Zwecken und Brutalität zu schlechten."

Pierson blickte mit einem bekümmerten Lächeln auf sie hinab. Daß ein Mensch, den er von klein auf hatte heranwachsen sehen, plötzlich anfing, seine eigene Weltanschauung auszukramen, kam ihm geradezu phantastisch vor. Kinder sprechen die Wahrheit — manchmal! Doch die junge Generation war eben stets etwas wie ein versiegeltes Buch für ihn gewesen; sein schüchternes Wesen und seine Empfindlichkeit, noch mehr sein geistliches Gewand errichteten eine Art unsichtbarer Mauer zwischen ihm und den Herzen der andern, besonders der Jugend. Es gab so viele Dinge, die er zu mißbilligen gezwungen war, oder die er zumindest nicht erörtern konnte. Und das wußten die jungen Leute nur zu gut. Erst seit ein paar Monaten war es ihm klar, daß er seine eigenen Töchter so wenig kannte wie das Innere Brasiliens. Über diese Entdeckung war er bestürzt, sah jedoch keinen Weg einer Verständigung mit ihnen.

Und so stand er da und blickte Noel an, völlig ratlos, ohne etwas von der unerbittlichen Tatsache zu ahnen, die solche

Veränderung in ihr bewirkte — in unbestimmter Eifersucht, bekümmert und gequält. Als sie zu Bett gegangen war, schritt er lange Zeit nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er sehnte sich nach einem Freund, dem er sich hätte anvertrauen, den er hätte zu Rate ziehen können, aber er besaß keinen. Alle schreckten ihn ab als zu plump, zu taktlos und draufgängerisch, zu weltlich und unästhetisch, oder zu steif und beschränkt. Unter den jüngeren seiner Berufskollegen fielen ihm oft Gesichter auf, die ihn interessierten; aber er konnte doch nicht persönliche Fragen, die ihn zutiefst berührten, mit Männern besprechen, die halb so alt waren wie er. Unter seinen gleichaltrigen oder älteren Amtsbrüdern jedoch kannte er keinen, an den er sich hätte wenden mögen.

ACHTES KAPITEL

I

Leila genoß in tiefen Zügen ihr neues Leben. Wenn sie sich verliebte, so hatte sie sich immer bis über die Ohren verliebt, und bisher war ihre Leidenschaft stets vor der ihres Partners erloschen. Das war natürlich für sie ein großer Vorteil gewesen. Nicht etwa, daß Leila je mit dem Ende ihrer Leidenschaft gerechnet hätte. Bei jeder neuen Liebe dachte sie stets, es sei für immer. Diesmal war sie dessen sicher, sicherer als je vorher. Jimmy Fort schien ihr der Mann zu sein, nach dem sie sich ihr Leben lang gesehnt. Obgleich er nicht so hübsch war wie Fane oder Lynch, kamen ihr diese beiden mit ihm verglichen jetzt fast lächerlich vor. In Wirklichkeit hatten sie, ebenso wie all die andern, für die Leila eine vorübergehende Schwäche empfunden, für sie überhaupt zu existieren aufgehört, sie waren zusammengeschrumpft und zu Schemen verblaßt. Von nun an würde es für sie nur mehr diesen einen Mann geben. Sie idealisierte ihn keineswegs, die Sache ging weit tiefer; der Klang seiner Stimme, seine Berührung ließen sie erbeben, sie träumte von ihm, sehnte sich nach ihm, wenn er nicht bei ihr war. Sie machte sich auch Sorgen, denn sie wußte ganz genau, daß seine Liebe nicht halb so groß war wie die ihre. Dieses neue Erlebnis verwirrte sie, zwang sie, stets peinlich auf der Hut zu sein und sich keinen Augenblick gehen zu lassen. Gerade daß sie sich über seine Neigung nicht ganz im klaren war, ließ ihn ihr vielleicht kostbarer erscheinen als seine Vorgänger. Es war indes noch ein andrer Grund vor-

handen — das Bewußtsein, daß sie von der Zeit nicht unberührt bleiben konnte und daß diese große Leidenschaft auch ihre letzte war. Sie beobachtete ihn wie eine Katze ihre Jungen, ohne es sich natürlich merken zu lassen, denn sie hatte viel Erfahrung. Eine unerklärliche, geheime Eifersucht auf Noel nagte an ihr, obwohl sie keinen Grund dafür hätte angeben können. Vielleicht war nur ihr Alter schuld, oder die undefinierbare Ähnlichkeit zwischen ihr und diesem Mädchen, das anziehender war, als Leila sogar in ihrer Jugend gewesen. Vielleicht auch trugen Forts gelegentliche Anspielungen auf ‚diese kleine Märchenprinzessin', wie er sie nannte, dazu bei. Etwas Unfaßbares, rein Instinktmäßiges verursachte diese Eifersucht. So lange Cyril Morland noch am Leben war, hatte sie sich ruhig gefühlt, denn sie wußte, daß Jimmy Fort einem andern Mann nie in den Weg treten würde; hatte er das nicht in längst vergangenen Tagen bewiesen, als er vor ihr die Flucht ergriff? Es hatte ihr schon oft leid getan, daß sie ihm vom Tod des Geliebten ihrer jungen Kusine berichtet hatte. Eines Tages beschloß sie, diesen Fehler gutzumachen. Als sie im Zoologischen Garten, den sie oft an Sonntagnachmittagen besuchten, vor einer Meerkatze standen, mußten sie beide an die Zeit in Afrika denken. Ohne den Kopf zu wenden, als spräche sie zu dem kleinen Tier, bemerkte sie: „Weißt du schon, daß deine Märchenprinzessin, wie du sie nennst, ein sogenanntes Kriegskind erwartet?"

„Was!" stieß er voller Entsetzen hervor, daß es ihr einen Stich gab.

Sie erwiderte hartnäckig: „Sie kam zu mir und erklärte mir alles. Wie du ja weißt, ist der Junge tot. Schrecklich, nicht wahr?" Und sie blickte ihn an. Sein verdutztes Gesicht mit den hochgezogenen Brauen sah fast komisch aus.

„Dieses reizende Kind! Unmöglich!"

„Das Unmögliche ist manchmal wahr, Jimmy."

„Ich kann es nicht glauben."

„Wenn ich dir sage, daß es so ist," erwiderte sie ärgerlich.

„Was für eine skandalöse Geschichte!"

„S i e war daran schuld, sie sagt es selbst."

„Und ihr Vater — der Geistliche! O du mein Gott!"

Leila überkam plötzlich ein schrecklicher Zweifel. Sie hatte gedacht, er würde sich abgestoßen fühlen und von jeder Neigung, dies Kind romantisch zu verklären, kuriert sein; und nun merkte sie, daß sie statt dessen ein gefährliches Mitgefühl in ihm wachgerufen. Sie hätte sich die Zunge abbeißen können, daß sie gesprochen hatte. Wenn er sich zum Ritter eines Bedrängten aufwarf, dann war ihm nicht zu trauen, das hatte sie selber erfahren, erlebte es sogar mit bitteren Gefühlen in ihrer eigenen Beziehung zu ihm. Das weitaus stärkste Band zwischen ihnen war seine Ritterlichkeit und seine Rücksicht auf ihre quälende Angst, vom Alter beiseite geschoben zu werden — dessen war sie sich von Anfang an bewußt gewesen. Erst vor zehn Minuten hatte er vor dem Käfig eines Affen, der unglücklich dreinschaute, eine Rede vom Stapel gelassen. Und nun hatte sie selbst diesen gefährlichen Beschützerinstinkt in ihm für Noel erweckt. Wie dumm war sie doch gewesen!

„Mach' kein solches Gesicht, Jimmy. Ich bedauere, es dir erzählt zu haben!"

Seine Hand erwiderte ihren Druck überhaupt nicht, er murmelte bloß:

„Etwas Schlimmeres kann man sich gar nicht vorstellen. Wie könnte man ihr helfen?"

Leila antwortete zärtlich: „Gar nicht, fürcht' ich. Liebst du mich?" Und sie drückte heftig seine Hand.

„Freilich."

Doch Leila dachte: ‚Wenn ich die Meerkatze dort wäre,

hätte er von meiner Pfote gewiß mehr Notiz genommen!' Das Herz tat ihr plötzlich weh, und mit erhobenem Kopf und festzusammengepreßten Lippen schritt sie weiter zum nächsten Käfig.

II

Aufs äußerste verstimmt, verließ Jimmy Fort an jenem Abend das Camelot-Gebäude. Leila war so sonderbar gewesen, daß er gleich nach dem Dinner fortging. Sie hatte es abgelehnt, über Noel zu sprechen, schien sogar ärgerlich, als er es versuchte. Wie unbegreiflich doch manche Frauen waren! Wie sie nur glauben konnte, ein Mann würde nicht aus der Fassung geraten, wenn er so etwas über ein junges zartes Geschöpf erfuhr! Es war eine ganz verwünschte Geschichte! Was um Himmelswillen würde sie nur anfangen, diese arme kleine Märchenprinzessin! Sie hatte Luftschlösser gebaut, und alle waren zusammengestürzt, ihr ganzes Leben war verpfuscht! Wenn man an ihren Vater dachte, an ihre gute Erziehung und alles Übrige, schien es unmöglich, daß sie darüber hinwegkommen könne. Und Leila stand dieser ungeheuerlichen Sache fast gefühllos gegenüber! Wie hart die Frauen doch zueinander waren! Es war schon schlimm genug, wenn eine einfache Arbeiterin in Betracht kam; wie war es erst bei solch einem zarten, wohlbehüteten, anmutigen Kind! Man durfte gar nicht daran denken — es war zu schmerzlich! Einem Impuls folgend, dem er nicht widerstehen konnte, schritt er dem alten Platze zu. Aber als er schon vor Piersons Haus stand, wäre er beinahe wieder umgekehrt. Die Hand an der Glocke, zögerte er noch, da tauchten, wie durch Zauber, aus dem mondhellen Novembernebel ein Mädchen und ein Soldat

auf, dunkle, verschwommene Gestalten, die sich umschlungen hielten und schon wieder im Nebel verschwunden waren, während ihre Schritte langsam verhallten. Mit einem Ruck zog Fort die Glocke. Er wurde in ein Zimmer geführt, das ihm, der eben aus dem Nebel kam, glänzend beleuchtet und voller Menschen schien, obwohl in Wirklichkeit nur zwei Lampen brannten und fünf Personen anwesend waren. Die Gesellschaft saß am Kamin und unterbrach ihr Gespräch, als er eintrat. Nachdem er Pierson die Hand gereicht und dieser ihn einer jungen Dame, „meine Tochter Gratian", vorgestellt hatte, einem Mann in Khaki, „mein Schwiegersohn George Laird", und einem großen Mann mit magerem Gesicht, von fremdem Aussehen, der eine schwarze Halsbinde und scheinbar keinen Kragen trug, ging er auf Noel zu, die sich von ihrem Stuhl am Feuer erhoben hatte. ‚Nein!' dachte er, ‚ich habe nur geträumt oder Leila hat gelogen!' Sie war noch ganz dasselbe zurückhaltende, anmutige junge Mädchen, an das er sich erinnerte. Auch ihr Händedruck war derselbe — herzlich und vertrauensvoll; und während er sich in einen Stuhl zurücklehnte, sagte er: „Bitte fahren Sie fort und lassen Sie mich mittun."

„Wir haben über das Universum debattiert, Hauptmann Fort," erwiderte der Mann in Khaki; „sehr liebenswürdig, daß Sie uns unterstützen wollen. Ich sagte soeben, daß unsere Welt keine besondere Bedeutung habe; ginge sie morgen in Trümmer, so würde ein Zeitungsverkäufer auch nur ausrufen: ‚Schreckliche Katastrophe, völlige Zerstörung der Erde — Extraausgabe!' Meiner Meinung nach wird sie wieder einmal zu dem Nebelfleck werden, aus dem sie entstanden ist, und durch Verschmelzung mit andern Nebelflecken abermals eine neue Gestalt annehmen, und so weiter ad infinitum, aber warum, weiß ich nicht. Meine Frau möchte gern wissen, ob die Welt nicht überhaupt nur als Vorstellung existiert — aber sie kann nicht

erklären, was eine Vorstellung des menschlichen Geistes ist. Mein Schwiegervater dagegen glaubt, die Erde sei Gottes liebste Schöpfung — aber er kann nicht erklären, wer oder was Gott ist. Nollie hüllt sich in Schweigen. Und Monsieur Lavendie hat uns noch nicht gesagt, was e r denkt. Was glauben Sie also, Monsieur?" Der Mann mit dem magern Gesicht und den großen Augen legte die Hand auf die hohe, geäderte Stirn, als hätte er Kopfweh, errötete und begann französisch zu sprechen, so daß Fort nur mit Mühe folgen konnte.

„Für mich ist das All ein Künstler von unbegrenzter Kraft, Monsieur, ein Künstler, der sich von Anbeginn und zu jeder Zeit in stetig sich wandelnden Formen ausdrückt — immer wieder versucht, ein Meisterwerk zu schaffen, das ihm nicht gelingt. Für mich sind diese Welt und alle Welten, ebenso wie wir selbst und die Bäume und die Blumen lauter kleine Kunstwerke, wenn auch nicht alle vollkommen, kleine Lebewesen, die ihre Bahn durchmessen, zugrundegehen und schließlich wieder in den großen Künstler zurückkehren, der ewig neue Kunstwerke schafft. Monsieur Laird hat recht, wie mir scheint, aber auch Madame Laird. Ich glaube, daß Geist und Materie eins sind, aber vielleicht gibt es keines von beiden, nur Wachstum und Vergehen und immer neues Wachstum, doch stets bewußt: der Ausdruck eines Künstlergeistes in Millionen wechselnder Gestalten. Vergehen und Tod, wie wir es nennen, ist nur Ruhe und Schlaf, Ebbe, die zwei Fluten trennt, Nacht zwischen zwei Tagen. Doch das Morgen ist dem Gestern niemals gleich, und keine Flut gleicht der andern. So werden die Gestalten dieser Welt und unsere kleinen Persönlichkeiten, diese Werke des ewigen Künstlers, nie in gleicher Form erneut und wiederholen sich nicht, sondern sind immer anders: neue Welten, neue Persönlichkeiten, neue Blumen, alles neu. Ich sehe darin nichts, was mich traurig stimmen

könnte. Es wäre wohl viel trauriger, sollte ich nach meinem Tode weiterleben, oder in einem andern Körper sein, ich und doch nicht ich. Wie schal das wäre! Wenn ich ein Bild vollendet habe, so wäre es mir unbegreiflich, daß dieses Bild ein anderes Bild werden sollte, oder daß mein Werk von seinem geistigen Gehalt getrennt werden könnte. Der große Künstler, die Seele des Weltalls, ist unablässig bemüht, Neues zu vollenden. Er gleicht der Fontäne, aus der stets neue Strahlen aufsteigen, von denen keiner dem andern gleicht, die ins Wasser zurückfallen und wieder einströmen in das Rohr, um abermals in neuen Strahlen aufzusteigen. Aber ich kann nicht erklären, warum diese ewige Energie besteht, die sich in immer neuen Gestalten ausdrückt, warum der ewigschaffende Künstler da ist, statt des Nichts, statt des ewigen Dunkels. Vielleicht, weil es das eine geben muß oder das andere, das All oder das Nichts, und weil der Zufall für das All entschieden hat, anstatt für das Nichts."

Er hielt inne und seine großen Augen, die sich auf Forts Antlitz geheftet hatten, sahen ihn anscheinend überhaupt nicht, sondern erblickten etwas ganz anderes. Der Mann in Khaki, der sich bereits erhoben hatte und neben seiner Frau stand, legte die Hand auf ihre Schulter und rief:

„Bravo, Monsieur! Gut gesprochen vom Standpunkt des Künstlers. Die Idee ist jedenfalls hübsch; aber braucht man überhaupt eine Idee? Die Dinge sind, und wir müssen uns mit ihnen abfinden." Fort hatte das Gefühl, daß eine schmale, dunkle Gestalt zusammenzuckte; es war der Hausherr, der sich erhoben hatte und nun dicht am Feuer stand.

„Ich kann nicht zugeben," erklärte er, „daß der Schöpfer mit der Schöpfung identisch sein soll. Gott ist außerhalb von uns. Ich kann nicht zugeben, daß die Welt keinen Sinn und kein Ziel haben soll. Alles wird einzig für seine großen Zwecke

gestaltet. Ich glaube, wir sind sehr von geistigem Hochmut besessen. Die Welt hat die Ehrfurcht verloren; und das beklage ich, das beklage ich bitter."

„Und ich f r e u e mich darüber," bemerkte der Mann in Khaki. „Hauptmann Fort, jetzt sind S i e an der Reihe."

Fort, der Noel angeblickt hatte, gab sich einen Ruck und sagte: „Ich glaube, was Monsieur Ausdruck nannte, nenne ich Kampf. Mir scheint, das ganze Universum ist ein einziger langer Kampf, eine Summe von Siegen und Niederlagen, Siege, die zu Niederlagen, Niederlagen, die zu Siegen führen. Solang ich lebe, will ich siegen, und weil ich siegen will, möchte ich nach dem Tode weiterleben. Der Tod ist eine Niederlage. Das will ich nicht wahr haben. Solange ich dieser Überzeugung bin, glaube ich nicht, daß ich wirklich sterben kann; wenn ich sie verliere, dann erst sterbe ich." Er fühlte Noels Blick auf sich ruhen, hatte aber das Empfinden, daß sie ihm gar nicht zuhöre. „Mir scheint, was wir Geist nennen, ist nur Kampfinstinkt, und, was wir Materie nennen, das Streben nach Ruhe. Ob, wie Mr. Pierson behauptet, Gott außerhalb von uns ist, oder, wie Monsieur glaubt, wir alle ein Teil Gottes sind, das weiß ich wirklich nicht."

„Aha, da haben wir's!" sagte der Mann in Khaki. „Keiner weiß etwas Positives. Wie wir uns ausdrücken, ist Temperamentsache. Die Religionen sind nur der poetische Ausdruck gewisser stark ausgeprägter Temperamente. In Monsieur haben wir soeben einen Dichter kennengelernt, und sein Temperament ist das einzige, das der Welt noch nicht in Form einer Religion aufgezwungen wurde. Gehn Sie in die Welt hinaus und verkünden Sie Ihre Ansichten von den Dächern, Monsieur, und Sie werden sehen, was geschieht."

Der Maler schüttelte mit einem heiteren Lächeln den Kopf, das Fort trotzdem im Grunde traurig schien.

„Non, Monsieur," sagte er, „der Künstler mag niemandem sein Temperament aufdrängen. Gerade die Verschiedenheit der Temperamente ist der Inbegriff seiner Freude und seines Glaubens an das Leben. Ohne solche Unterschiede wäre das Leben für ihn wertlos. ‚Tout casse, tout lasse,' — aber der Wechsel bleibt ewig bestehen. Wir Künstler beten den ewigen Wechsel an, Monsieur; wir verehren die Einmaligkeit jedes Morgens und jeder Nacht, jedes Menschen, jeder Äußerung von Energie. Nichts ist endgültig für uns; alles Neue ist uns willkommen, und wir haben nie genug. Wir lieben deshalb sogar — den Tod."

Schweigen trat ein, dann hörte Fort Pierson murmeln:

„Sehr schön, Monsieur, aber wie durch und durch falsch!"

„Und was ist deine Ansicht, Nollie?" fragte der Mann in Khaki plötzlich. Das Mädchen hatte die ganze Zeit über sehr still in dem niedrigen Stuhl gesessen, die Hände im Schoß gefaltet, die Augen aufs Feuer gerichtet, während der Schein der Lampe auf ihr blondes Haar fiel; nun sah sie erschreckt auf, und ihr Blick begegnete dem Forts.

„Ich weiß nicht, ich habe nicht zugehört." Etwas regte sich in ihm, es war wie glühendes Mitleid, ein wilder Eifer, sie zu beschützen. Er sagte rasch:

„In unserer Zeit gilt es zu handeln. Die Philosophie hat heutzutage ihren Wert verloren. Man kann nur eines tun: Tyrannei und Grausamkeit hassen und alles beschützen, was schwach und einsam ist. Darum allein lohnt es sich noch zu leben, auch wenn die Meute der ganzen Welt nach Blut lechzt."

Noel hörte jetzt zu, und er fuhr eifrig fort:

„Ja, sogar wir, die auszogen, um diese preußische Meute zu bekämpfen, sind von der Hetzlust ergriffen worden — eine Hetzjagd rast über das ganze Land und verfolgt alle möglichen Fährten. Jeder wird davon angesteckt."

„Ich kann nicht finden, daß wir angesteckt sind, Hauptmann Fort."

„Ich fürchte doch, Mr. Pierson. Die überwiegende Mehrzahl der Leute war stets geneigt, mit den Wölfen zu heulen; und gerade jetzt ist der Anreiz besonders stark; die Hetzlust liegt in der Luft."

Pierson schüttelte den Kopf. „Nein, das kann ich gar nicht finden," wiederholte er; „mir scheint, daß wir alle brüderlicher und toleranter geworden sind."

„Ah, Monsieur le curé," hörte Fort den Maler mit sanfter Stimme sagen, „für einen guten Menschen ist es schwer, das Böse ringsum zu sehen. Es gibt Leute, die vom Zeitgeist nicht ergriffen werden und an welche die Wirklichkeit nicht herankann. Sie wandeln in Gott, und die Bestialität von uns Tieren ist ihnen völlig fremd. Die Hetzlust, wie Monsieur sagt, liegt in der Luft. Ich sehe die Meute der verhetzten Menschen mit aufgesperrtem Rachen und heraushängenden roten Zungen daherrennen, ihr Geheul und ihr keuchender Atem verkünden ihr Herannahn. Wer als nächster angefallen wird, kann man nie wissen, Unschuldige ebenso wie Schuldige. Wenn Sie einmal mitansehen müßten, Monsieur le curé, wie ein Mensch, der Ihnen nahe steht, von den Bestien verschlungen wird, würden Ihnen vielleicht die Augen geöffnet; doch auch dann — bin ich nicht überzeugt davon."

Fort bemerkte in diesem Augenblick, wie Noel den Kopf hob; sie blickte ihren Vater gespannt an, forschend und halb erschreckt. Nein, es war kein Traum gewesen, und Leila hatte nicht gelogen! Die Sache war wirklich wahr!

Als er sich bald darauf verabschiedete und wieder draußen auf dem Platz stand, sah er in einemfort ihr Antlitz und ihre Gestalt vor sich im Mondlicht: die weichen Linien, die zarte Farbe, die schlanke Anmut und den nachdenklichen Blick der

großen grauen Augen. Er hatte bereits die New Oxford Street überquert und war ein Stück gegen den ‚Strand' zu gegangen, als eine Stimme hinter ihm murmelte: „Ah! c'est vous, Monsieur!" und der Maler neben ihm auftauchte.

„Haben Sie denselben Weg?" fragte Fort. „Ich fürchte, ich gehe zu langsam."

„Je langsamer, desto besser, Monsieur. London ist so schön im Dunkeln. Diese Mondnächte können einen Maler zur Verzweiflung treiben. Es gibt Augenblicke, wo man fühlt, daß die Wirklichkeit nicht existiert. Alles ist verschleiert — wie das Antlitz jener jungen Dame."

Fort blickte scharf zu ihm hinüber. „O, also diesen Eindruck haben Sie von ihr?"

„Ah! Was für eine reizende Erscheinung! Was für eine Atmosphäre von Vergangenheit und Zukunft umgibt sie! Und sie will sich nicht von mir malen lassen! Nun, vielleicht könnte wirklich nur Mathieu Maris —." Er lüftete den breiten Künstlerhut und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar.

„Ja," erwiderte Fort, „sie würde ein wundervolles Bild abgeben. Ich verstehe nichts von Kunst, aber so viel sehe ich doch."

Der Maler lächelte und fuhr in seinem schnellen Französisch fort:

„In ihr begegnen sich Jugend und Alter — das findet man selten. Auch ihr Vater ist ein interessanter Mensch; ich versuche ihn zu malen; es ist sehr schwierig. Er sitzt da, ganz in sein Sinnen verloren, ein Mensch, dessen Seele schon in eine andere Welt vorausgegangen ist, ganz wie die seiner Kirche; sie ist diesem Zeitalter der Maschinen entflohen und hat nur den Körper zurückgelassen — nicht wahr? Er ist so gütig, ein wahrer Heiliger. Die andern Geistlichen, denen ich auf der Straße begegne, sind ihm ganz und gar nicht ähnlich; sie schauen zu-

geknöpft und sehr beschäftigt aus und haben Gesichter, die genau so gut die von Schulmeistern oder Rechtsanwälten oder gar von Soldaten sein könnten — Menschen von dieser Welt. Es ist eine Ironie, aber wahr, Monsieur: Einer, der nicht von dieser Welt ist, kann als Priester keinen Erfolg haben. Keiner hat diesen gequälten, ein wenig geistesabwesenden Zug im Gesicht wie Monsieur Pierson. Er ist eine Künstlernatur, der Mann liebt die Musik wirklich. Ich male ihn am Klavier; wenn er spielt, wird sein Gesicht lebendig, aber selbst dann weilt sein Geist weit weg von hier. Auf mich, Monsieur, wirkt er ganz so wie eine schöne Kirche, die weiß, daß sie verlassen ist. Ich finde ihn ergreifend. Je suis socialiste, aber ich hege doch ästhetische Bewunderung für jene alte Kirche, die ihre Kinder durch die Kraft schlichter Gefühle an sich fesselte. Die Zeiten haben sich geändert; man kann die Menschen mit solchen Mitteln nicht mehr fesseln; die Kirche steht im Dämmerlicht, ihr Turm strebt zu einem Himmel empor, der nicht mehr existiert, die Glocken klingen noch schön, aber der Ton harmoniert nicht mehr mit der Musik der Straßen. Etwas von all dem möchte ich in meinem Bild von Monsieur Pierson zum Ausdruck bringen, aber sapristi! es ist schwer." Fort brummte zustimmend. Soviel er den Worten des Malers entnehmen konnte, schien es ihm in der Tat eine schwierige Aufgabe zu sein.

„Für das Bild," fuhr der Maler fort, „müßte man einen passenden Hintergrund haben — alle Richtungen des modernen Lebens und die Menschen der neuen Zeit, die an ihm vorübergehn und ihn unberührt lassen. Im modernen Leben gibt es keine Illusionen und keine Träume. Sehn Sie sich diese Straße an, sehn Sie doch!"

In dem verdunkelten ‚Strand' strömten Hunderte von uniformierten Gestalten und Mädchen vorbei, und in allen

Stimmen lag etwas Unerbittliches, halb gutmütig Vulgäres. Die Autodroschken und Omnibusse drängten sich rücksichtslos hindurch; Zeitungsverkäufer stießen unablässig ihre Rufe aus. Der Maler wiederholte seine Gebärde der Verzweiflung. „Wie soll ich dieses moderne Leben in mein Bild hineinbekommen, das ihn ebenso wie die Kirche umflutet, die dort inmitten der Straße steht? Sehn Sie nur, wie die Strömung sich an ihr bricht, als wollte sie sie hinwegspülen! Und doch steht sie da, und scheint nichts von alldem zu sehen. Wäre ich ein Romantiker, so wäre die Sache ganz leicht, aber ein Romantiker zu sein, ist mir zu einfach — diese Herren Phantasten nehmen, was sie brauchen, von irgendwo her, um ihr Ziel zu erreichen. Moi je suis réaliste. Und so bin ich auf eine Idee gekommen, Monsieur. Auf meinem Porträt sitzt Pierson am Klavier, und über ihm an der Wand hängt ein Bild, das eines von diesen jungen Großstadtmädchen zeigt, an denen überhaupt nichts Mysteriöses und nichts Junges ist; die nichts anderes haben als ein bißchen oberflächliche Bildung, Trotz, Verachtung und gute Laune. Er schaut zu dem Bild auf, aber er sieht es nicht. Das Gesicht des Mädchens soll das Antlitz des modernen Lebens darstellen, und er wird dasitzen und es anstarren und doch nichts sehen. Was halten Sie von meiner Idee?"

In Fort aber regte sich bereits der innere Widerstand, den der Mann der Tat bald empfindet, wenn er einen Künstler reden hört.

„Es scheint etwas dran zu sein," erwiderte er kurz; „dennoch, Monsieur, gilt meine ganze Sympathie dem modernen Leben. Nehmen Sie zum Beispiel diese jungen Mädchen und diese Soldaten. Trotz ihres leichtfertigen vulgären Lebens — und sie sind verdammt vulgär, das kann ich nicht leugnen — sind es prächtige Menschen; das Übel nehmen sie ganz einfach mit in Kauf, jeder steht an seinem Platz und bietet dieser

jämmerlichen Welt die Stirn. Vom Standpunkt des Ästhetikers gesehen, sind sie gewiß bedauernswert, aber können Sie leugnen, daß ihre Philosophie letzten Endes nicht allem Bisherigen gegenüber doch einen Fortschritt bedeutet? Nichts ist ihnen heilig, das stimmt; aber es ist wunderbar, wie tapfer sie sich halten."

Der Maler, der scheinbar fühlte, daß ein kalter Luftzug seine Ideen streifte, zuckte die Achseln. „Darum kümmere ich mich nicht, Monsieur; ich gebe wieder, was ich sehe; ob es besser oder schlechter ist, weiß ich nicht. Aber sehn Sie dorthin!" Und er deutete die verfinsterte, nur vom Mond beschienene Straße hinab. Im gedämpften orangegelben Schein der Bogenlampen glitzerten und funkelten die abgeblendeten roten und blaugrünen Lichter wie Juwelen und buntes Email — eine verzauberte Traumstraße, bevölkert von zahllosen vorübergleitenden Gestalten, die erst zu irdischem Leben erwachten, wenn man dicht an sie herankam. Der Maler zog pfeifend den Atem ein.

„Ah!" rief er, „wie wunderschön! Und die Leute sehen nichts davon — nicht einer unter Tausenden! Schade, nicht wahr? Schönheit ist heilig!"

Nun zuckte Fort die Achseln. „Jeder hat seine eigenen Visionen," meinte er. „Mein Bein beginnt zu ermüden; ich fürchte, ich muß einen Wagen nehmen. Hier ist meine Adresse; vielleicht haben Sie einmal Lust, mich zu besuchen. Ich kann Sie wohl kaum mitnehmen?"

„Tausend Dank, Monsieur, aber ich gehe nach Norden. Ihre Worte über die Meute haben mir riesig gefallen. Oft erwache ich nachts und höre das Heulen aller Meuten der Welt. Von Natur aus weichherzige Menschen fühlen sich heutzutage wie Fremde in einem fernen Land. Gute Nacht, Monsieur!"

Er nahm seinen merkwürdigen Hut ab, verneigte sich tief und überquerte den ‚Strand', wie eine Gestalt, die einem im Traum erscheint und beim Erwachen verschwindet. Fort rief ein Auto herbei, und während er heimfuhr, sah er noch immer Noels Antlitz vor sich. Dieses anmutige Kind schien zu fürchten, den Wölfen vorgeworfen zu werden, schien zu fürchten, daß die menschliche Meute hinter ihr zu heulen beginne! Und der erste und der lauteste der Verfolger würde vielleicht ihr eigener Vater sein, jene hagere dunkle Gestalt mit dem sanften Gesicht und den fanatisch leuchtenden Augen. Was für eine gräßliche Geschichte! Seine Träume in dieser Nacht hätten wohl kaum Leilas Billigung gefunden.

NEUNTES KAPITEL

Wenn ein drückendes Geheimnis vor einem einzigen Familienmitglied ängstlich behütet wird, so führt dies zu einer Vereinsamung im häuslichen Kreis. Die meisten Menschen würden sie jedoch viel tiefer empfunden haben als Pierson, der seit fünfzehn Jahren einsam war. Trotz seiner verträumten Natur besaß er eine Selbstgenügsamkeit, die nur heftige Erschütterungen aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochten, und so erfüllte er gewohnheitsmäßig seine Pflichten, die ihm so selbstverständlich geworden waren wie sein Amtsweg. Und wenn der Maler behauptet hatte, daß diese gewohnheitsmäßige Pflichterfüllung ihn mit dem wirklichen Leben nicht in Berührung bringe, so stimmte das nicht ganz; denn er sah die Menschen ja schließlich, wenn sie geboren wurden, sich verheirateten und starben. Er half ihnen, wenn sie Geld brauchten und wenn sie krank waren; er lehrte ihre Kinder die Bibelgeschichten an Sonntagnachmittagen und versah die Notleidenden mit Suppe und Brot aus seiner Ausspeisung. Niemals schonte er sich, ihren Klagen lieh er stets ein williges Ohr. Und trotzdem verstand er sie nicht, was sie auch wußten. Es schien, als sei er oder seine Pfarrkinder farbenblind: jeder urteilte von seinem Standpunkt, er sah die Dinge von der einen Seite, sie von der andern.

Eine Gasse seines Pfarrsprengels mündete in eine Hauptverkehrsader und bildete einen Teil des neuen Reviers von Straßenmädchen, die jetzt ihren Geschäften im Dunkeln nach-

gingen, weil die Behörden sie als öffentliche Gefahr aus ihren früheren Jagdgefilden vertrieben hatten. Gerade dieses Übel hatte auf Pierson seit jeher wie ein Alpdruck gelastet. Infolge seiner eigenen unbedingten Enthaltsamkeit war er geneigt, in dieser Hinsicht besonders streng zu sein, und Strenge lag ihm gar nicht. Obgleich er unerbittlich an diesem Grundsatz festzuhalten schien, spielte sich stets von neuem ein ganz persönlicher und heftiger Kampf in ihm ab. Er schlug sich gewissermaßen zu den Verfolgern, weil er sich fürchtete — natürlich nicht vor seinen eigenen Instinkten, dazu war er selbst zu wählerisch, zu sehr Gentleman und Priester; sondern weil er Angst hatte, eine Sünde, die Gott verabscheute, zu milde zu beurteilen. Es schien ihm, als ob sein Beruf eine bestimmte Stellungnahme gerade zu diesem Vergehen vorschriebe. Wenn er auf seinen Wegen einem solchen Mädchen begegnete, verzog er unwillkürlich den Mund und runzelte die Stirn. Das Dunkel der Straße schien ihnen so viel Gewalt, so viel gottlose Herrschaft über die Nacht zu verleihen. Außerdem bedeuteten sie eine große Gefahr für die Soldaten, und die Soldaten wieder wurden den Lämmern seiner Herde gefährlich. Von Zeit zu Zeit kamen ihm häusliche Katastrophen in seinem Pfarrsprengel zu Ohren: Fälle von jungen Mädchen, die, von Soldaten verführt, ihrer Niederkunft entgegensahen. Er bedauerte sie außerordentlich, aber er konnte ihnen nicht verzeihen, daß sie in ihrem Leichtsinn brave junge Leute, die von der Front kamen oder gerade in den Kampf ziehen sollten, in Versuchung gebracht hatten. Der Zauber, der die Soldaten umgab, schien ihm keine ausreichende Entschuldigung zu sein. Sobald ihm die Geburt eines solchen Kindes angezeigt wurde, legte er den Fall einem Komitee vor, das er aus drei verheirateten und zwei ledigen Damen gebildet hatte, und diese besuchten dann die Mütter und brachten die Kinder in einer

Krippe unter, wenn es sich als notwendig erwies. Denn diese Kinder waren jetzt für das Vaterland wertvoll, und man konnte doch nicht die armen Kleinen für den Fehltritt ihrer Mütter verantwortlich machen! Pierson selbst sah wenig von den jungen Müttern, seine Scheu vor ihnen entsprang vielleicht der geheimen Angst, sie nicht genügend streng zu verurteilen. Und doch zwang ihn das Leben, einmal einer solchen Mutter Aug in Aug gegenüberzutreten.

Am Silvesterabend saß er nach dem Tee in seinem Arbeitszimmer; es war die Zeit, zu der er für seine Pfarrkinder zu sprechen war. Da wurde ihm eine Mrs. Mitchett gemeldet, die Frau eines kleinen Buchhändlers, die bisweilen zur Kommunion kam. Sie trat ein, in Begleitung eines jungen Mädchens mit dunklen Augen, das einen losen, mausgrauen Mantel trug. Auf seine Aufforderung hin nahmen sie vor dem großen Bücherschrank in den beiden grünen Ledersesseln Platz, die im Dienst der Gemeinde abgenützt worden waren. Er selbst, vor seinem Schreibtisch, drehte seinen Sessel ihnen zu und sah sie abwartend an, die schmalen Musikerhände aneinander gepreßt. Die Frau hatte ihr Taschentuch herausgenommen und fuhr sich über die Augen, das Mädchen aber saß still wie eine Maus, der sie in ihrem grauen Mantel auch ein wenig glich.

„Nun, Mrs. Mitchett?" fragte Pierson schließlich sanft.

Die Frau steckte ihr Taschentuch wieder ein, räusperte sich und begann entschlossen:

„Es ist wegen der Hilda, Herr Pfarrer. Mein Mann und ich hätten uns so was unser Lebtag nicht träumen lassen, wir waren ganz weg, sag' ich Ihnen. Da hab' ich mir gedacht: am besten bring' ich das arme Mädel gleich her. Natürlich ist der Krieg an allem schuld. Hundertmal hab' ich sie gewarnt, und jetzt hat man die Bescherung, nächsten Monat ist es schon so weit, und der Bursch ist in Frankreich." Pierson

wandte den Blick instinktiv von ihrer Tochter ab, deren Augen ununterbrochen auf sein Gesicht geheftet waren, als ob sie es schon längst aufgegeben hätte, selbst über ihr Los nachzudenken, und dies nun andern überließe.

„Das ist traurig," sagte er, „r e c h t traurig."

„Freilich," murmelte Mrs. Mitchett, „das sag' ich der Hilda auch immer."

Das Mädchen hatte die Augen einen Moment niedergeschlagen und heftete jetzt wieder ohne jede innere Anteilnahme den Blick auf Piersons Gesicht.

„Wie heißt der Mann und wo dient er? Vielleicht können wir ihm einen Urlaub erwirken, damit er nach Hause kommt und Hilda sofort heiratet."

Mrs. Mitchett schluckte ein paarmal. „Sie will es ja nicht sagen, Herr Pfarrer. Schau, Hilda, sag's jetzt dem Herrn Pfarrer," bat sie flehentlich. Das Mädchen schüttelte den Kopf, und Mrs. Mitchett murmelte klagend: „Da sehn Sie's selbst, Herr Pfarrer. Nicht ein Wort ist aus ihr herauszubringen. Ich sag' ihr immer, wir müssen rein glauben, daß es mehr als einer gewesen ist. Und deshalb ist es so eine Schande für uns."

Noch immer rührte sich das Mädchen nicht.

„Sprechen Sie mit ihr, Herr Pfarrer. Ich weiß nicht mehr aus noch ein."

„Warum wollen Sie es uns nicht sagen?" fragte Pierson. „Der Mann wird doch ganz gewiß seine Pflicht tun wollen."

Das Mädchen schüttelte den Kopf und tat zum erstenmal den Mund auf: „Ich weiß gar nicht, wie er heißt."

Mrs. Mitchetts Gesicht zuckte krampfhaft.

„Nein, so was!" jammerte sie. „O Gott, o Gott! Uns hat sie nicht einmal das gesagt."

„Sie wissen nicht, wie er heißt?" murmelte Pierson. „Aber

wie — wie konnten Sie dann —." Er hielt inne, und sein Gesicht verdüsterte sich. „Sie haben doch so etwas sicher nicht ohne Liebe getan? Wie ist es denn geschehen?"

„Ich weiß es nicht," wiederholte das Mädchen.

„Das kommt davon, wenn man im Park herumstrabanzt," sagte Mrs. Mitchett, das Taschentuch vor dem Gesicht. „Und das soll jetzt unser erstes Enkelkind sein! Es ist wirklich ein Kreuz mit der Hilda. Man bringt kein Wort aus ihr heraus. Und sagen lassen tut sie sich auch nichts."

Pierson sah das Mädchen an, das noch teilnahmsloser dreinschaute. Ihre undurchdringliche, störrische Haltung verdroß ihn. „Ich begreife nicht, wie Sie sich so haben vergessen können. Das ist überaus bedauerlich."

„Ja, Herr Pfarrer," sagte Mrs. Mitchett leise, „heutzutage bilden sich die Mädeln ein, daß am Ende keine jungen Leute mehr für sie übrig bleiben."

„So ist es auch," erklärte das Mädchen mürrisch.

Pierson preßte die Lippen zusammen. „Womit kann ich Ihnen also helfen, Mrs. Mitchett? Geht Ihre Tochter Sonntags in die Kirche?"

Mrs. Mitchett schüttelte betrübt den Kopf. „Nicht mehr, seitdem sie ein Fahrrad hat."

Pierson erhob sich. Die alte Geschichte! Zucht und Sitte werden untergraben, und das sind dann die traurigen Folgen!

„Nun," erklärte er, „wenn Sie unsere Krippe brauchen, so kommen Sie nur zu mir." Dann wandte er sich zu dem Mädchen: „Wollen Sie nicht durch diese schreckliche Erfahrung Ihr Herz läutern lassen, liebes Kind? Wir alle müssen uns bezwingen, uns und unsere Leidenschaften und unsern törichten Trotz, besonders jetzt, da das Vaterland uns stark, beherrscht und selbstlos braucht. Ich bin überzeugt, daß Sie im Grund genommen ein braves Mädchen sind."

Die dunklen Augen, die ihn unablässig anstarrten, irritierten ihn entsetzlich. „Ihre Seele ist in Gefahr, und ich weiß, daß Sie sehr unglücklich sind. Bitten Sie Gott um Hilfe, und seine Barmherzigkeit wird alles, alles noch zum besten wenden! Also?"

„Ich will kein Kind haben," erwiderte das Mädchen mit überraschender Ruhe.

Diese Antwort erschütterte ihn, als hätte er eine Gotteslästerung vernommen.

„Hilda hat in einer Munitionsfabrik gearbeitet," erklärte ihm ihre Mutter, „und hat einen Haufen Geld verdient, vier Pfund die Woche. So einen Verdienst zu verlieren! Es ist ein Jammer!" Ein seltsames, fast furchtbares Lächeln verzerrte Piersons Lippen.

„Die gerechte Strafe," sagte er. „Guten Abend, Mrs. Mitchett! Guten Abend, Hilda! Wenn Sie mich später brauchen, so lassen Sie mich rufen."

Die Frauen erhoben sich, und er reichte ihnen die Hand. Plötzlich gewahrte er, daß Noel in der offenen Tür stand. Er hatte vorher keinen Laut gehört und wußte nicht, wie lange sie schon da war. Sie schien wie erstarrt und blickte unverwandt das Mädchen an, das im Vorübergehn den Kopf hob, so daß die dunklen und die grauen Augen einander begegneten. Dann schloß sich die Tür und Noel blieb allein mit ihrem Vater.

„Du bist heute zeitig heimgekommen, mein Kind," bemerkte Pierson, „und hast die Tür so leise geöffnet."

„Ja, ich habe alles gehört."

Ein leichter Schrecken durchzuckte ihn beim Klang ihrer Stimme. Auf ihrem Gesicht lag der unheilkündende Ausdruck, den er so sehr fürchtete. „Was hast du gehört?" fragte er.

„Ich hörte dich sagen: ‚Die gerechte Strafe!' Zu mir wirst

du genau so sprechen, nicht wahr? Aber ich, ich will mein Kind haben!"

Sie stand mit dem Rücken zur Tür, vor der ein Vorhang hing. Ihr Kopf hob sich schmal und kindlich von dem dunklen Stoff ab, und ihre Augen waren weit aufgerissen. Mit der einen Hand zupfte sie an ihrer Bluse, gerade über ihrem Herzen.

Pierson klammerte sich an die Lehne des Stuhles, auf dem er gesessen hatte, und starrte sie an. Seine lebenslang geübte Selbstbeherrschung verließ ihn nicht einmal im ersten Entsetzen über diese kaum faßbare Mitteilung. Er brachte nur ein Wort hervor: „Nollie!"

„Es ist wahr," sagte sie, drehte sich um und verließ das Zimmer.

Pierson hatte ein Schwindel erfaßt; er rührte sich nicht, sonst wäre er niedergestürzt. Nollie! Dann ließ er sich mühsam in seinen Sessel gleiten. Durch eine erschütternd grausame Vorspiegelung seiner Nerven schien es ihm, als säße Noel auf seinen Knien wie einst, da sie noch ein Kind war, und ihr blondes Haar streifte seine Wange. Ihm war, als fühlte er die leise Berührung dieses Haares, sein liebster Trost seit dem Tode ihrer Mutter. Und sein Stolz schrumpfte zusammen, wie eine Blume, die man an eine Flamme hält. Der von Liebe überströmende, geheime Stolz eines Vaters, der seine tote Frau noch in den Kindern vergöttert und, demütigen Herzens, gar nicht weiß, wie stolz er ist, bis das Unglück über ihn hereinbricht; der ganze langjährige Stolz eines Priesters, der sich durch ständige Predigten und Ermahnungen in eine Überlegenheit hineingelebt hat, die er selbst kaum ahnt: dieser ganze Stolz sank in sich zusammen. Und etwas in ihm krümmte sich und schrie auf mit dem Schrei eines gemarterten Tieres, das nicht versteht, warum es gemartert wird. Wie oft schon hat

ein Mensch den Schmerzensschrei ausgestoßen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"! Er sprang auf und versuchte, einen Weg aus dieser furchtbaren Wirrnis zu finden. Seine Gedanken und Gefühle vermengten weltliche und geistige Begriffe auf die seltsamste Art: Ausschluß aus der Gesellschaft, Gefährdung ihrer Seele, eine von Gott gesandte Prüfung! Die Zukunft: seine Einbildungskraft versagte. Er trat an das kleine Klavier, öffnete es und schloß es wieder, nahm seinen Hut und stahl sich fort. Er ging schnell, ohne zu wissen wohin. Es war sehr kalt, die Nachtluft klar und scharf. Das rasche, schweigsame Gehen im Frost tat ihm wohl. So wie Noel nach ihrer Mitteilung vor ihm geflüchtet war, so floh er nun vor ihr. Vom Unglück getrieben, kann niemand langsam gehen. Bald hatte er die Themse erreicht und ging nach Westen, die Kaimauer entlang. Der Mond stand schon am Himmel, hell und beinahe rund, und sein metallisches Licht glänzte auf dem verebbenden Wasser. Welch grausame Nacht! Er erreichte den ‚Obelisk' und lehnte sich an ihn, von einem Krampf der Erkenntnis geschüttelt. Das Gesicht seiner verstorbenen Frau erschien vor ihm, wie aus der Vergangenheit heraufbeschworen, und starrte ihn vorwurfsvoll an: ‚So also hast du Nollie behütet, daß es dazu kommen konnte!' Dann wandelte es sich in das Antlitz der auf ihn herabstarrenden, mondbeglänzten Sphinx, dieses breite dunkle Gesicht mit den geblähten Nüstern, dem grausamen Mund und den großen Augen ohne Pupillen, weiß und wie lebendig im Mondschein, eine Verkörperung der unerbittlichen blinden Lebenskraft, die mitleidslos die Herzen quält und nie zur Ruhe kommen läßt. Er forderte diesen Blick in angstvollem Trotz heraus. Die große Tatze des Tieres, die Stärke und erbarmungslose Gelassenheit dieses sich niederduckenden Geschöpfes mit dem Menschenhaupt, das seine Phantasie im

Mondlicht belebte, schien ihn zu versuchen, Gott zu leugnen, und wirkte wie eine Verneinung jeder menschlichen Tugend.

Dann erwachte sein Schönheitssinn. Er ging weiter und betrachtete die Flanken, die im Mondlicht silbern glänzten, die Rippen und gewaltigen Muskeln und den Schweif, dessen Spitze zusammengerollt auf dem Schenkel ruhte wie der Kopf einer Schlange. Unheimlich lebendig, grausam schön war dies Geschöpf, ein Riesenwerk von Menschenhand. Es war der Ausdruck des Unbarmherzigen und Lieblosen in der Seele des Menschen, oder vielmehr der Grausamkeit, die der Mensch in seinem eigenen Schicksal sieht. Pierson schrak zurück und nahm seine Wanderung den Kai entlang wieder auf, der in der eisigen Kälte fast menschenleer war. Er kam an eine Stelle, von der aus er die Untergrundbahn sehen konnte, wo sich kleine Gestalten hin und her bewegten und kleine orangegelbe und rote Lichter leuchteten. Der Anblick fesselte ihn durch den Eindruck der Wärme und Bewegung. War nicht alles ein Traum? War die Frau mit ihrer Tochter wirklich bei ihm gewesen? War nicht Noel nur eine Vision, ihre Worte nur eine Täuschung seiner Nerven? Doch da sah er wieder greifbar deutlich ihr Gesicht gegen den dunklen Vorhang, ihre Hand, die an der Bluse zupfte, und hörte seinen eigenen entsetzten Ausruf: „Nollie!" Nein, es war keine Täuschung, kein Selbstbetrug. Das Gebäude seines Lebens lag in Trümmern. Seltsame, grauenerregende Gesichter drangen auf ihn ein, Gesichter, die er für freundlich gehalten hatte, von guten Menschen, die er kannte und doch wieder nicht kannte; sie drängten sich um Noel und wiesen mit Fingern auf sie. Er taumelte zurück vor dieser Vision, die er nicht ertragen konnte, und vermochte dieses Unglück nicht zu fassen. Wie tröstend und doch schmerzlich tauchten die Erinnerungen an die vielen Sommerferien vor ihm auf, die er in Schottland,

Irland, Cornwall, Wales, in den Bergen und an Seen mit seinen beiden Töchtern verbracht hatte. Wie oft hatten sie nicht Sonnenuntergänge und das verfärbte Laub, die Welt der Vögel, Waldtiere und Insekten zusammen beobachtet! Wieviel Freude und Wärme hatte er nicht ihrer jugendlichen Kameradschaft, ihrer Wißbegierde und ihrem Vertrauen zu danken! Dies konnte unmöglich wahr sein, sonst trogen ihn alle seine Erinnerungen. Er fühlte plötzlich, daß er zu Noel zurück müsse; er wollte ihr sagen, wie grausam sie gewesen sei, wollte sich vergewissern, daß sie in einem Augenblick des Irrsinns gehandelt habe. Groll stieg plötzlich in ihm auf und füllte seine ganze Seele mit Empörung. Er zürnte ihr, allen Menschen, die er kannte, dem ganzen Leben. Die Hände in die Taschen seines dünnen schwarzen Überrocks vergraben, eilte er in den engen, erleuchteten Tunnel zur Untergrundstation, der wieder in die überfüllten Straßen mündete. Als er jedoch nach Hause kam, war sein Zorn verraucht, und er fühlte sich nur unsagbar müde. Es war neun Uhr, die Mädchen hatten das Warten aufgegeben und den Tisch abgeräumt. Noel war auf ihrem Zimmer. Er war vollkommen mutlos und setzte sich, ohne Abendbrot, an das kleine Klavier, dem er leise, klagende Akkorde entlockte, daß Noel vielleicht die fernen Klänge in ihren unruhigen Träumen vernahm. So blieb er, bis es Zeit war, zum Silvestergottesdienst um Mitternacht zu gehen.

Als Pierson zurückkehrte, hüllte er sich in eine Decke und legte sich auf das alte Sofa in seinem Arbeitszimmer. Das Stubenmädchen, das am nächsten Morgen hereinkam, um den Kamin zu reinigen und Feuer anzuzünden, fand ihn noch schlafend. Das freundliche Mädchen mit dem frischen, breiten Gesicht stand da und betrachtete ihn ehrfurchtsvoll: die Wange ruhte auf seiner Hand, sein dunkles, leicht angegrautes Haar

war glatt, als hätte er sich die ganze Nacht nicht gerührt, mit der andern Hand hielt er die Decke über der Brust fest, so daß seine Schuhe unten hervorsahen. Er schien dem jungen Ding erschreckend vernachlässigt. Sie betrachtete teilnahmsvoll seine hohlen Wangen und seine durchfurchte Stirn, die Lippen, die selbst im Schlaf unter dem dunklen Bart und Schnurrbart so fest zusammengepreßt waren. Heiligkeit schien den Menschen nicht glücklich zu machen! Was sie besonders gefangennahm, waren seine aschgrauen Wimpern, die seine Wange berührten, die leise Bewegung von Gesicht und Körper und die bebenden Nasenflügel, aus denen mit schwachem Geräusch der Atem drang. Sie kam näher und beugte sich über ihn, mit dem kindlichen Wunsch, seine Wimpern zu zählen, die Lippen halbgeöffnet und bereit, ‚O' zu sagen, wenn er aufwachen sollte. Etwas in seinem Gesicht, über das dann und wann ein Zucken lief, tat ihr ‚schrecklich leid'. Er war doch ein Gentleman, hatte Geld, predigte ihr jeden Sonntag von der Kanzel und war gar nicht so alt, was konnte ihm da noch fehlen? Und trotzdem sah er so müde und abgezehrt aus. Sie bedauerte ihn, er schien ihr hilflos und verlassen, wie er da auf dem Sofa schlief, statt in seinem Bett zu sein. Sie seufzte und schlich auf den Zehenspitzen zur Tür.

„Sind Sie es, Bessie?"

Das Mädchen drehte sich um. „Ja, Sir. Es tut mir leid, daß ich Sie aufgeweckt habe, Sir. Ein glückliches Neujahr, Sir!"

„Richtig! Ein glückliches Neujahr, Bessie!"

Sie sah sein gewohntes Lächeln, das plötzlich erlosch, während ein starrer Ausdruck in sein Gesicht trat; sie erschrak und lief hinaus. Pierson hatte sich erinnert, was geschehen war. Volle fünf Minuten lag er so und starrte ins Leere. Dann stand er auf, faltete die Decke mechanisch zusammen und sah auf die

Uhr. Acht! Er ging hinauf, klopfte an Noels Tür und trat ein.

Die Jalousien waren schon hinaufgezogen, aber sie lag noch im Bett. Er stand vor ihr und blickte auf sie hinab. „Ein glückliches Neujahr, mein Kind!" sagte er und zitterte am ganzen Körper, wie vom Fieber geschüttelt. Sie sah so jung und unschuldig aus, so rund und frisch nach der durchschlafenen Nacht, daß der Gedanke ihn wieder durchzuckte: ‚Ich muß geträumt haben!' Nollie rührte sich nicht, doch langsam stieg ihr das Blut in die Wangen. Es war also kein Traum! Er sagte mit bebender Stimme: „Ich kann es noch immer nicht glauben. Ich — ich hoffe, mich verhört zu haben. Ist's nicht so, Nollie? Sprich!"

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Um Gottes Willen, sag' mir alles!"

Er sah, wie ihre Lippen sich bewegten, und hörte sie flüstern: „Es ist nichts weiter zu sagen. Gratian und George wissen es, und Leila auch. Man kann es nicht ungeschehen machen, Daddy. Vielleicht hätte ich mich Cyrils nicht versichern wollen, wenn du nicht versucht hättest, uns zu trennen; manchmal bin ich froh, weil mir jetzt etwas von ihm bleiben wird." Sie sah zu ihm auf. „Es läuft schließlich auf dasselbe hinaus, nur daß kein Ring da ist. Jetzt nachträglich mit mir darüber zu reden, hat keinen Sinn — als ob ich's mir nicht hundertmal hin und her überlegt hätte! Ich weiß schon alles im vorhinein, was du mir sagen könntest, ich hab' es mir ja schon selbst gesagt. Nun heißt es, so gut als möglich damit fertig werden."

Noel streckte ihre heiße Hand unter der Bettdecke hervor und ergriff fest die seine. Das Rot auf ihren Wangen hatte sich noch vertieft, und ihre Augen glänzten.

„O Daddy, du siehst so schrecklich müd aus! Warst du gar nicht zu Bett? Armer Daddy!"

Der Druck ihrer heißen Hand und ihre Worte „Armer Daddy!" füllten seine Augen mit Tränen, die langsam in seinen Bart rollten. Er bedeckte das Gesicht mit der freien Hand und fühlte, wie sie krampfhaft seine andre drückte, sie plötzlich an die Lippen zog, küßte und wieder fallen ließ.

„Nicht weinen!" bat sie und wandte sich ab.

Er unterdrückte seine Rührung und sagte dann ganz ruhig:

„Willst du über die Zeit zuhause bleiben, liebes Kind, oder sonstwo hingehn?"

Noel warf den Kopf unruhig auf dem Kissen hin und her, wie ein krankes Kind, dem die Haare in Augen und Mund gekommen sind.

„Ich weiß nicht, es ist doch alles eins."

„Möchtest du gerne nach Kestrel gehn? Ich könnte deiner Tante schreiben." Noel sah ihn einen Augenblick nachdenklich an, sie schien mit sich zu kämpfen.

„Ja," erwiderte sie dann, „aber nicht zu Onkel Bob."

„Vielleicht würde dein Onkel herkommen und mir Gesellschaft leisten."

Sie wandte das Gesicht ab und begann abermals, sich unter der Decke hin und her zu werfen. Mir ist alles eins," entgegnete sie; „irgendwohin, was macht es schon aus?"

Pierson legte seine kalte Hand auf ihre Stirn. „Beruhige dich, mein Kind," sagte er und kniete neben ihrem Bett nieder. „Barmherziger Gott," flüsterte er, „gib uns die Kraft, diese furchtbare Prüfung zu ertragen. Erhalte mein geliebtes Kind gesund und schenke ihr deinen Frieden. Und laß mich erkennen, worin ich unrecht getan und gesündigt habe, gegen dich und gegen sie. Läutere und stärke mein Kind und mich!"

Seine Gedanken liefen weiter und sandten in wirrem Stammeln ein Gebet empor, bis er sie sagen hörte:

„Warum sprichst du von Sünde? Du hast ja nicht gesündigt.

Das ist ja nicht wahr. Und — bete nicht für mich, Daddy."

Pierson erhob sich und entfernte sich von ihrem Bett. Er war über ihre Worte bestürzt, aber er hatte nicht den Mut, ihr etwas zu erwidern. Sie drückte den Kopf fest ins Kissen und lag, den Blick nach oben gekehrt.

„Ich werde einen Sohn haben. Cyril wird nicht ganz tot sein. Und ich brauche keine Vergebung."

Er ahnte dunkel, wie lang sie, auf sich selbst gestellt, gedacht und gelitten hatte, bis sie sich zu solch trotziger Fassung durchgerungen, die ihm fast wie Gotteslästerung erschien. Mitten im Aufruhr seines Herzens bemerkte er dennoch, wie liebreizend sie aussah mit dem zurückgeworfenen Kopf, so daß die Linie ihres Halses rein hervortrat, von kurzem, lockigem Haar umrankt. Dieser Kopf warf sich auf dem heißen Kissen ruhelos hin und her in leidenschaftlicher Auflehnung — und Pierson schwieg.

„Du mußt mir glauben, daß ich allein schuld war. Ich kann nicht heucheln. Ich will dir so wenig wie möglich Kummer bereiten. Du tust mir schrecklich leid, armer Daddy, schrecklich leid!" Mit einer überraschend anmutigen, schnellen Bewegung wandte sie sich um und drückte ihr Gesicht wieder ins Kissen, so daß er nur ihr wirres Haar und die Bettdecke sehen konnte, unter der die Schultern zitterten. Er wollte ihr Haar streicheln, aber sie wehrte ihn ab und er ging leise hinaus.

Sie kam nicht zum Frühstück hinunter, und nachdem er das trübselige Mahl beendet hatte, mußte er wieder in die Tretmühle seines Berufs. Neujahr! Er hatte viel zu tun und mußte vor allem seiner Gemeinde ein fröhliches Gesicht zeigen und jeden einzelnen mit hoffnungsfreudiger Miene begrüßen.

ZEHNTES KAPITEL

I

Als Thirza Pierson die Schrift ihres Schwagers erkannte, sagte sie sofort: „Da ist ein Brief von Ted."

Und Bob Pierson, der gerade den Mund voll Wurst hatte, fragte natürlich sofort:

„Was schreibt er?"

Beim Lesen des Briefes fand sie, daß die Beantwortung dieser Frage eine der schwierigsten Aufgaben war, die ihr je gestellt worden. Die Nachricht ging ihr außerordentlich nahe. Unter ihren schützenden Flügeln war es zur Katastrophe gekommen. Hier hatte sich das betrübliche Wunder ereignet, das für viele Menschenleben so schwere Folgen haben sollte. Sie sah wieder Noels leidenschaftlich entrücktes Gesicht in jener Nacht vor sich, als Cyril Morland abgereist war. Ihr Instinkt hatte also doch recht behalten!

„Er möchte, daß du ihn für eine Zeitlang besuchst, Bob."

„Warum nicht wir beide?"

„Nollie soll zu mir kommen; sie fühlt sich nicht wohl."

„Nicht wohl? Was ist denn mit ihr los?"

Ihm die Wahrheit zu sagen, schien ihr illoyal gegenüber ihrem eigenen Geschlecht, ihm nichts zu sagen, illoyal gegen ihren Gatten. Wie gewöhnlich wurde ihr Verhalten durch Tatsachen und nicht durch Prinzipien bestimmt. Im nächsten Augenblick würde er sagen: ‚Her damit!' und dann würde sie ihm den Brief geben müssen. Sie fragte ruhig:

„Erinnerst du dich an den Abend, als Cyril Morland fort-

ging und Noel sich so merkwürdig benahm? Denk' dir, sie erwartet anfangs April ein Kind. Der arme Junge ist tot, Bob — fürs Vaterland gefallen."

Sie sah sein Gesicht dunkelrot werden.

„Was!"

„Der arme Edward ist fassungslos. Wir müssen unser möglichstes tun. Ich fühle mich schuldbewußt." Instinktiv gebrauchte sie dieses Wort.

„Schuldbewußt? Unsinn! Dieser junge — —" Er hielt inne.

„Nein, Bob," sagte Thirza ruhig; „ich bin überzeugt, daß Noel es gewollt hat. An jenem Tag war sie zu allem fähig. Erinnerst du dich nicht an ihr Gesicht? O, dieser Krieg! Der hat die ganze Welt auf den Kopf gestellt. Das ist mein einziger Trost. Man hat das Gefühl, daß nichts mehr normal ist."

Bob Pierson besaß in höherem Maß als die meisten andern Menschen das Geheimnis, glücklich zu sein, denn er war immer bis zur Selbstvergessenheit mit der Gegenwart beschäftigt. Ob er nun ein Ei aß, oder einen Baum fällte, oder als Geschworener bei Gericht saß, oder seine Rechnungen machte, oder Kartoffeln pflanzte, oder den Mond betrachtete, oder sein Bauernpferd ritt, oder in der Kirche den Bibeltext las, nie war sein Ich gespalten in einen zuschauenden und einen handelnden Teil; er fragte sich auch nie, warum er etwas tat, und ob man es nicht besser machen könne. Er wuchs wie eine Eiche und handelte wie ein starker, gutmütiger Hund. Seine Sorgen, Zornausbrüche und Vergnügungen waren naiv und sein etwas geräuschvoller Schlaf wie der eines Kindes. Er und Thirza paßten besonders gut zueinander, denn auch sie kannte das Geheimnis, glücklich zu sein, nur daß die Gegenwart sie — als Frau — nie so sehr gefangen nahm, daß sie die

andern darüber vergessen hätte; gerade diese beschäftigten sie am meisten. Beide waren nicht philosophisch veranlagt, und doch besaßen sie so viel Philosophie wie nur je ein Paar in dieser Welt der Selbstbetrachtung. Das tägliche Leben hatte noch immer seinen primitiven Reiz für sie. Diesen beiden war es selbstverständlich, vom Leben ganz in Anspruch genommen zu sein, vom Leben mit seinen seltsamen, endlos verknüpften Gedanken und Gefühlen, Handlungen und Worten, dem geheimnisvoll anregenden Zusammentreffen zahlloser Menschen. Aber sie dachten nie darüber nach, ob sie viel oder wenig in Anspruch genommen waren, oder welche Haltung sie dem Leben oder dem Tode gegenüber einnahmen; und das war gerade während dieser Kriegszeit ein wahrer Segen für sie.

Bob Pierson lief im Zimmer auf und ab, so sehr erfüllt von Kummer und Bestürzung, daß er beinahe glücklich war.

„Mein Gott," sagte er, „was für eine entsetzliche Geschichte! Und noch dazu Nollie! Ich bin ganz unglücklich, Thirza, unglücklich über alle Maßen!" Aber je öfter er dieses Wort wiederholte, umso fröhlicher klang seine Stimme, und Thirza sah, daß er über das Ärgste hinaus war.

„Dein Kaffee wird kalt," sagte sie.

„Was rätst du mir? Soll ich nach London fahren, he?"

„Ich glaube, du wirst ein Segen für den armen Ted sein. Du wirst ihn aufrecht halten. Eve hat erst zu Ostern Ferien, und ich kann hier ganz allein für Nollie sorgen. Die Dienstboten bekommen Urlaub, und die Kinderfrau und ich können zusammen das Haus führen. Ich freu' mich schon darauf."

„Thirza, du bist eine brave Frau!" Er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen. „Es gibt keine zweite Frau wie dich in der ganzen Welt!"

Thirzas Augen lächelten. „Gib deine Tasse her, ich werde dir frischen Kaffee einschenken."

Sie kamen überein, ihren Plan Mitte des Monats auszuführen, und Thirza tat ihr möglichstes, ihren Mann mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es in einer Welt von etwa zwölfhundert Millionen Menschen auf ein Kind mehr oder weniger nicht ankam. Er jedoch, mit dem ausgeprägten Sinn des Mannes für Familienehre, konnte noch immer nicht einsehen, daß dieses Kind genau so gut wie alle andern Kinder sein würde. „Bei Gott!" pflegte er zu sagen, „ich kann mich einfach nicht an den Gedanken gewöhnen. Noch dazu in unserer Familie! Wo doch Ted Pfarrer ist! Was um Himmels willen sollen wir damit anfangen?"

„Wenn Nollie damit einverstanden ist, könnten wir es ja adoptieren. Es wird meine Gedanken ein wenig von den Jungen ablenken."

„Eine ausgezeichnete Idee! Aber bei Ted weiß man ja nie, woran man ist. Er wird sich gewiß wieder auf so etwas wie Schuld und Sühne kaprizieren."

„Ach was!" sagte Thirza ungehalten.

Der Gedanke, einige Zeit in London zu verbringen, kam Bob Pierson gar nicht ungelegen. Seine Arbeit bei Gericht war erledigt, die Frühkartoffeln geerntet, und es schwebte ihm vor, daß er nun seinem Land dienen wolle, vielleicht als freiwilliger Schutzmann, und allabendlich in seinem Klub speisen könne. Je näher er der Front war und je mehr er über den Krieg reden konnte, desto mehr würde er, seiner Ansicht nach, fürs Vaterland leisten. Er wollte eine Arbeit verlangen, die seiner Intelligenz entsprach. Es tat ihm nur leid, daß Thirza nicht mitgehn konnte. Eine so lange Trennung war keine Kleinigkeit. Er seufzte und fuhr sich durch den Bart. Aber für das Vaterland und für Nollie mußte man alles in den Kauf nehmen!

Als Thirza ihn schließlich zur Bahn brachte, standen beiden die Tränen in den Augen, denn sie hatten einander wirklich gern und wußten, daß, wer einmal A sagt, auch B sagen müsse. Mindestens drei Monate Trennung!

„Ich werde dir täglich schreiben."

„Ich dir auch, Bob."

„Dir wird doch nicht bang sein, Frauchen?"

„Nur wenn dir bang ist!"

„Ich werde in London um fünf Uhr ankommen, und sie wird um vier Uhr fünfzig hier eintreffen. Gib mir einen Kuß — der Teufel hol' die Träger! Behüt' dich Gott! Würde sie sich etwas daraus machen, wenn ich hie und da zu Besuch käme?"

„Komm lieber nicht, Bob. Weil — weil — du weißt schon."

„Ja, ich weiß." Und er wußte es wirklich, denn im Grunde war er zartfühlend.

Thirzas letzte Worte: „Du bist ein lieber Kerl, Bob," klangen ihm in den Ohren während der ganzen Reise nach Severn Junction.

Sie ging in das Haus zurück, das ohne ihren Mann, Eve, die Jungen und die Dienstboten wie ausgestorben schien. Nur die Hunde waren geblieben und die alte Kinderfrau, die sie ins Vertrauen gezogen hatte. Sogar in jenem geschützten, bewaldeten Tal war es diesen Winter sehr kalt. Die Vögel hielten sich verborgen, nicht eine Blume blühte, und der rotbraune, reißende Fluß war gestiegen. Aus dem Wald, oberhalb des Hauses, vernahm man den ganzen Tag durch die eisige Luft das Geräusch des Holzfällens für die Schützengräben. Thirza wollte selbst die Küche besorgen, kochte bis in den frühen Nachmittag eine Menge guter Sachen und dachte darüber nach, wie ihr an Noels Stelle wohl zu Mute wäre, denn sie wollte

sich möglichst einfühlen, um alles zu vermeiden, was das Mädchen verletzen könnte. Nachmittags fuhr sie in dem Postwagen, der Cyril in jener Julinacht entführt hatte, zur Station, denn ihr eigener Kutscher war eingerückt und die Pferde angefordert worden.

Noel sah bleich und müde aus, aber sehr ruhig, allzu ruhig. Ihr Gesicht mit den ernsten Augen erschien Thirza verfeinert und schöner denn je. Im Wagen ergriff sie des Mädchens Hand und drückte sie fest; im übrigen wurde auf die Sache gar nicht angespielt. Noel hatte nur der Form halber gesagt:

„Vielen, vielen Dank, Tante, daß du mich kommen ließest. Es war wirklich sehr lieb von dir und Onkel Bob."

„Es ist niemand im Haus als die alte Kinderfrau. Hoffentlich wirst du dich nicht zu sehr langweilen; deshalb habe ich daran gedacht, dich kochen zu lehren, das kann man immer gut brauchen."

Das Lächeln, das über Noels Gesicht flog, tat Thirza weh.

Sie hatte für ihre Nichte diesmal ein andres Zimmer hergerichtet und es mit einem Holzfeuer, Chrysanthemen, hellen kupfernen Leuchtern, Wärmflaschen und anderm sehr gemütlich gemacht.

Am Abend begleitete sie Noel und blieb noch einen Augenblick am Feuer stehn.

„Weißt du, Nollie," sagte sie, „ich kann das absolut nicht als Unglück betrachten. Leben in die Welt zu bringen muß heutzutage jeden glücklich machen. Ich wollte nur, ich könnte es auch noch, dann wäre ich doch zu etwas gut. Leb' wohl, Liebling! Und wenn du irgendetwas brauchst, so klopfe nur an die Wand. Ich schlafe nebenan. Gott behüte dich!" Sie sah es Noels blassem Gesicht an, daß sie trotz ihrer äußerlichen Ruhe sehr bewegt war, und verließ das Zimmer, erstaunt über des Mädchens Selbstbeherrschung.

Aber sie schlief nicht gut, denn in Gedanken sah sie, wie Noel sich in dem breiten Bett hin- und herwarf und mit ihren großen Augen ins Dunkel starrte.

II

Das Wiedersehen der Brüder Pierson fand vor dem Abendessen statt und war durch einen echt englischen Mangel an Sentimentalität gekennzeichnet. Sie waren so sehr verschieden und seit ihrer frühen Jugend in Buckinghamshire so wenig beisammen gewesen, daß sie einander fast fremd gegenüberstanden, nur durch das starke Band gemeinsamer ferner Erinnerungen verknüpft. Sie unterhielten sich darüber und auch über den Krieg, und ihre Ansichten stimmten im großen und ganzen überein und wichen im einzelnen von einander ab. Beide glaubten zum Beispiel, daß sie über Deutschland und andere Länder Bescheid wüßten, und kannten natürlich nur ihr eigenes Land; denn obgleich sie ab und zu größere Reisen in fremde Gegenden unternommen, hatten sie nur gesehen, was vor aller Augen lag, die Kirchen und die Sonnenuntergänge. Weiters hielten sich beide für Demokraten, ohne den Sinn des Wortes zu verstehen und ohne rechtes Vertrauen zur Arbeiterklasse. Beide verehrten Kirche und König. Beide waren gegen die Militärpflicht und fanden sie doch notwendig. Beide waren für Home Rule in Irland und hielten sie doch für unmöglich. Beide wünschten das Kriegsende herbei, wollten indes bis zum endgültigen Sieg durchhalten, ohne zu wissen, was das bedeute. So weit das Allgemeine. Über Einzelheiten, wie Strategie und Persönlichkeit der Führer, waren sie entgegengesetzter Meinung. Edward war westlich, Bob östlich orientiert, denn er hatte ja fünfundzwanzig Jahre auf Ceylon gelebt. Edward war

für die abgedankte Regierung, Robert für die neue, keiner hatte andere Gründe für seine Parteizugehörigkeit als die Argumente, die er in der Zeitung las. Wie sollte es auch anders sein? Edward konnte die Harmsworth-Presse nicht leiden, während Robert große Stücke auf sie hielt. Robert war heftig und seine Gedanken unklar, Edward verträumt und etwas lehrhaft. Robert fand den armen Ted bleich wie ein Gespenst und Edward den armen Bob rot wie den untergehenden Sonnenball. Und tatsächlich bildeten ihre Gesichter einen ebenso merkwürdigen Gegensatz wie ihre Ansichten und ihre Stimmen: das schmale, hohlwangige Gesicht Edwards, mit seinem kurzen Spitzbart, und das vollblütige, breite, runde Gesicht Roberts, das von einem Backenbart umrahmt war. Mit einem herzhaften Händedruck sagten sie einander Gute Nacht.

Nun entwickelte sich eine seltsame Kameradschaft, die sich im Laufe der Zeit auf ein halbstündiges Beisammensein während des Frühstücks beschränkte, wobei ein jeder seine Zeitung las, und auf ein gemeinsames Dinner dreimal die Woche. Jeder hielt den andern für einen Sonderling und hatte trotzdem die beste Meinung von ihm. Aber der tief in ihrem Unterbewußtsein wurzelnde Familieninstinkt wuchs bei dem Gedanken, in der Not einander beizustehen. Davon jedoch sprachen sie niemals, obwohl es nicht selten geschah, daß Robert die Zeitung senkte und über die Brille, die auf seiner wohlgeformten Nase saß, den Bruder betrachtete, wobei sich seine Stirn zwischen den buschigen Augenbrauen teilnahmsvoll in Falten legte. Ab und zu trafen seine Blicke die Edwards, die über die Zeitung hinweg ins Leere starrten, nicht auf den Bruder, sondern auf das drohende Gespenst der Zukunft. In solchen Augenblicken rückte Robert hastig die Brille zurecht, fluchte über die schlechtgedruckte Zeitung und entschuldigte sich bei Edward wegen seines Fluchens. Dann dachte er: ‚Armer Ted! Er sollte

Portwein trinken — und sich amüsieren und vergessen. Schade, daß er Pfarrer ist!'

Seine Briefe an Thirza enthielten Klagen über Edwards asketischen Lebenswandel. ‚Er ißt nicht, trinkt nicht, alle heiligen Zeiten einmal raucht er eine elende Zigarette. Er haust wie ein Einsiedler. Es ist jammerschade, daß er seine Frau verloren hat. Ich glaube immer, daß ihm eines Tages Flügel wachsen, aber — hol's der Teufel, sie könnten nicht einmal haften, so wenig Fleisch hat er. Schick' ihm Devonshire-Sahne, vielleicht bring' ich ihn dazu, sie zu essen.' Als die Sahne eintraf, aß Edward beim Frühstück auf sein Zureden ein wenig davon, aber beim Tee schon bemerkte Bob, daß er selbst sie aufgegessen habe. ‚Wir sprechen niemals über Nollie,' schrieb er, ‚ich habe immer vor, mit ihm darüber ins reine zu kommen, und ihm „Kopf hoch!" zu sagen, aber wenn es dazu kommt, verliere ich den Mut, denn schließlich geht es mir ja auch nahe. Wir Piersons sind eine recht alte Familie und waren von jeher ehrenwerte Leute, seit der Bartholomäusnacht, als der alte Hugenott, unser Stammvater, herüberkam. Das einzige schwarze Schaf, von dem ich weiß, ist unsere Kusine Leila. Übrigens habe ich sie neulich gesehen, als sie herkam, um Ted zu besuchen. Ich erinnere mich, wie ich kurz vor unserer Hochzeit bei ihr und ihrem ersten Mann, dem jungen Fane, einige Zeit in Simla verbrachte. Das war eine merkwürdige Ehe: Leila war von lauter jungen Leuten umgeben, und Fane sah aus wie das Gespenst eines Zynikers. Nicht einmal jetzt kann sie es lassen, ein wenig nach Ted zu angeln, und er schluckt den Köder und glaubt, daß sie die Aufopferung in Person ist und durch ihre Spitalsarbeit und alles Übrige bekehrt wurde. Armer alter Ted, er ist der größte Träumer, der je gelebt hat.'

‚Gratian und ihr Mann waren am Wochenende hier,' lautete ein späterer Brief. ‚Ich kann sie nicht so gut leiden wie Nollie,

sie ist zu ernsthaft und zu brüsk für meinen Geschmack. Aber ihr Mann scheint ein vernünftiger Mensch zu sein, nur ein verteufelter Freidenker. Er und Ted sind wie Hund und Katze. Am Samstag war Leila wieder bei uns zum Dinner, mit einem gewissen Fort, in den sie verliebt ist, wie ich auf den ersten Blick merkte; aber unserm armen alten Ted ist gar nichts aufgefallen. Der Arzt und Ted diskutierten über Himmel und Hölle. Dabei sagte der Arzt etwas, was mir auffiel: „Was unterscheidet uns von den Tieren? Nur die Willenskraft! Was ist dieser Krieg andres, als ein Karneval des Todes, der die Unbesiegbarkeit des menschlichen Willens beweist?" Sobald ich in mein Zimmer kam, notierte ich es mir, um es Dir mitzuteilen. Er ist ein kluger Mensch. Wie Du weißt, glaube ich an Gott, aber ich muß zugeben, der arme Ted ist kein großer Held, wenn es zum Argumentieren kommt, mit seinem „Es steht geschrieben dies—" und „Es steht geschrieben jenes—". Nollie ist bisher überhaupt nicht erwähnt worden. Ich muß die Sache mit Ted ins reine bringen, wir müssen wissen, was wir tun sollen, wenn alles vorbei ist.'

Aber erst Mitte März, nach zweimonatiger Tischgemeinschaft, kam die Sache zur Sprache, doch Edward hatte davon angefangen. Er stand nach dem Abendessen neben dem Kamin in seiner gewohnten Haltung, den einen Fuß auf dem Kamingitter, mit einer Hand das Sims umklammernd, und starrte in die Flammen. Da sagte er plötzlich: „Ich hab' dich noch gar nicht um Vergebung gebeten, Bob."

Robert, der noch bei Tisch über seinem Glas Portwein saß, fuhr zusammen und sah auf den schwarzen Rock seines Bruders, der ihm den Rücken zudrehte. Dann erwiderte er:

„Aber lieber Ted!"

„Es ist so schwer, darüber zu sprechen."

„Gewiß. Versteht sich." Beide schwiegen. Roberts Blicke

richteten sich hilfesuchend auf die Wand, wo er nur die Bildnisse früherer Piersons vorfand — sehr ölige Bilder —, und wandten sich dann wieder dem gedeckten Tisch zu. Edward fuhr fort, zum Feuer zu sprechen:

„Ich kann es noch immer nicht glauben, und trotzdem wird es in einigen Wochen geschehn. Tag und Nacht denk' ich darüber nach, was in diesem Fall meine Pflicht ist."

„Gar nichts!" entfuhr es Robert. „Laß das Kind bei Thirza, wir werden uns seiner annehmen, und sobald Nollie wieder wohl ist, soll sie zurück in ihr Spital. Sie wird es bald überwunden haben." Er sah, wie sein Bruder den Kopf schüttelte, und dachte: ‚Halt, jetzt kommen seine verdammten Gewissensskrupel.'

Edward wandte sich ihm zu: „Das ist sehr, sehr lieb von euch, aber es wäre unrecht und feig von mir, wenn ich es zuließe."

Groll stieg in Robert auf; so ärgern sich Väter, wenn andere Väter über ein junges Leben verfügen.

„Hol's der Teufel, Ted, aber das ist doch Nollies Sache. Vergiß nicht, daß sie jetzt eine Frau ist."

Ein Lächeln huschte über das düstere Gesicht seines Bruders. „Eine Frau! Arme kleine Nollie! Bob, ich hab' etwas Schreckliches angerichtet mit meinen Töchtern." Er verbarg seine Lippen hinter der Hand und blickte wieder ins Feuer. Robert würgte es im Hals. „Hol's der Teufel, nein, das ist nicht wahr. Was hättest du sonst tun können? Du bürdest dir zu viel auf. Sie sind doch beide prächtige Dinger. Und besonders Nollie ist so ein liebes Mädel. An allem sind nur diese modernen Ideen und der Krieg schuld. Kopf hoch! Es wird sich schon alles einrenken!" Er trat zu seinem Bruder und legte ihm die Hand auf die Schulter. Aber Edwards Körper schien diese Berührung abzuwehren.

„Nichts wird sich einrenken," sagte er, „wenn man nicht die Folgen mutig auf sich nimmt. Das weißt du ganz gut, Bob!"

Man hätte Roberts Gesicht in diesem Augenblicke sehen müssen. Seine Backen bliesen sich auf und fielen wieder ein, wie die eines gescholtenen Hundes; er wurde puterrot und klimperte mit dem Geld in der Hosentasche.

„Da ist schon was dran," entgegnete er mürrisch. „Aber trotzdem steht die Entscheidung bei Nollie. Wir werden sehn, was Thirza dazu sagt. Jedenfalls eilt die Sache nicht. Jammerschade, daß du Pfarrer bist. Die Geschichte ist ohnedies schon kompliziert genug."

Edward schüttelte den Kopf. „M e i n e Stellung kommt nicht in Betracht. Es ist der Gedanke an mein Kind, das Kind meiner Agnes. Wenn nur nicht mein Stolz wäre, den ich nicht unterdrücken kann! Ich kann es nicht. Der Herr verzeih' mir, wenn ich mit ihm hadere!"

‚Bei Gott, er nimmt sich die Sache wirklich zu Herzen,' dachte Robert. ‚Aber mir ging's an seiner Stelle genau so. Übrigens geht mir die Sache auch so genug nah.' Er nahm seine Pfeife heraus und füllte sie, indem er den Tabak immer wieder fest hineinstopfte.

„Ich bin kein Mann von Welt," hörte er seinen Bruder sagen, „und verstehe mich auf viele Dinge nicht. Es ist mir fast unerträglich, daß ich, genau so wie die Welt, meine eigene Tochter verurteile, zwar nicht aus denselben Gründen, das glaube und hoffe ich; aber trotzdem stehe ich gegen sie."

Robert zündete seine Pfeife an.

„Beruhige dich, mein Lieber!" bat er. „Es ist ein Unglück, doch ich an deiner Stelle würde denken: ‚Sie hat etwas Unüberlegtes, Törichtes getan, hol's der Teufel! Aber wenn jemand ein Wort gegen sie sagt, bring' ich ihn um!' Und

eigentlich bist du ja ganz derselben Meinung, wenn es einmal dazu kommt." Er blies eine riesige Rauchwolke von sich, die ihm das Gesicht seines Bruders verbarg, und das Blut, das in seinen Schläfen pochte, ließ Edwards Stimme dumpf erscheinen.

„Ich weiß nicht. Ich habe versucht, klar zu sehen. Ich habe gebetet, daß mir gezeigt werde, was ihre Pflicht ist und was meine. Mir will es scheinen, als könne sie keinen Frieden finden, ehe sie nicht durch offenkundiges Leiden gesühnt hat; daß das Urteil der Welt ihr Kreuz ist, das sie tragen muß. Besonders in unsern Tagen, da die ganze Welt so tapfer Leiden auf sich nimmt. Und dann scheint es mir wieder so schwer und so bitter. Meine arme kleine Nollie."

Ein Schweigen folgte, das nur durch Roberts Paffen unterbrochen wurde, bis er plötzlich sagte: —

„Ich versteh' dich nicht, Ted, absolut nicht. Ich finde, daß man seine Kinder schützen muß, so gut man nur kann. Sag' ihr, was du willst, aber der Welt darfst du es nicht gestatten. Hol's der Teufel, die Welt ist ein niederträchtiges Klatschnest! Ich bin ein Mann von Welt, aber wenn es sich um Privatsachen handelt, dann sag' ich: ‚Bis hierher und nicht weiter!' Es erscheint mir so unmenschlich! Was sagt George Laird dazu? Er ist ein kluger Kopf. Du hast ihn doch — nein, du hast ihn gewiß nicht gefragt," — ein seltsames Lächeln war nämlich auf Edwards Gesicht erschienen.

„Nein," erwiderte er, „ich würde kaum George Laird um seine Meinung befragen."

Da erkannte Robert, in welch trotziger Einsamkeit dieser hagere, schwarzgekleidete Mann lebte, dessen Finger mit einem kleinen goldenen Kreuz spielten. ‚Es kommt mir beinah vor,' dachte er, ‚als ob Ted zu jenen orientalischen Einsiedlern gehört, die sich vor aller Welt zurückziehn. Er ist ganz in den

Anblick von Dingen versunken, die nicht existieren. Er lebt im Unwirklichen, wir können ihn gar nicht verstehen. Es sollte mich nicht wundern, wenn er Stimmen hört — wie der — — wie hieß er nur gleich? Tt, tt! Schade um ihn!' Ted täuschte einen. Er war sanft und still, natürlich ein Gentleman, und das führte einen irre. Aber im Grunde war er ein ausgesprochener Asket, ein Fakir! Bob Pierson war ratlos; er fühlte, daß er etwas Unbegreiflichem gegenüberstand. Und so setzte er sich wieder an den Tisch zu seinem Portwein.

„Es wäre besser," sagte er etwas verdrossen, „das Küchlein erst ausschlüpfen zu lassen, ehe man darüber verfügt." Dann tat ihm seine Schroffheit leid. Er leerte sein Glas und dachte, während ihm der Wein durch die Kehle rann: ‚Armer alter Ted! Nicht einmal trinken tut er! Hat kein einziges Vergnügen im Leben, soweit ich sehen kann, außer dem, seine Pflicht zu erfüllen, und die scheint er nicht einmal recht zu kennen. Es gibt nicht viele Menschen von solchem Schlag — Gott sei Dank. Und doch hab' ich ihn gern, den armen Kerl!'

Der ‚arme Kerl' starrte noch immer ins Feuer.

III

Zur selben Stunde, da die Brüder miteinander sprachen — denn Gedanken und Gefühle werden geheimnisvoll und unsichtbar durch den Raum geleitet —, gebar Noel, ein wenig vor der Zeit, Cyril Morlands Sohn.

DRITTER TEIL

ERSTES KAPITEL

I

Noel stand unter blühenden Pflaumenbäumen am Flusse Wye; sie hatte ihr Kind in die Hängematte gelegt und las einen Brief:

„Meine liebste Nollie!

Jetzt, da Du wieder gekräftigt bist, muß ich Dir sagen, was ich in dieser Krise Deines Lebens für Deine Pflicht halte. Deine Tante und Dein Onkel haben sich in gütigster und großzügigster Weise erbötig gemacht, Deinen kleinen Jungen zu adoptieren. Ich wußte, daß sie dieser Gedanke schon seit längerer Zeit beschäftigt, und habe seit Wochen Tag und Nacht darüber nachgedacht. Vom praktischen Standpunkt aus wäre das zweifellos die beste Lösung; aber hier handelt es sich um eine Gewissensfrage. Unser Seelenheil hängt davon ab, daß wir die Folgen unserer Handlungsweise auf uns nehmen, und ich habe die Überzeugung, daß wir den wahren Seelenfrieden nur dann erlangen, wenn wir diese Folgen in Tapferkeit und Demut tragen, mögen sie auch noch so schwer und schmerzlich für uns sein. Ich möchte, daß Du lange und gründlich darüber nachdenkst, bis Du zu einem Resultat gelangst, mit dem sich Dein Gewissen zufriedengeben kann. Wenn Du Dich, wie ich hoffe, dahin entscheidest, mit Deinem Jungen zu mir zurückzukommen, will ich alles tun, was in meinen Kräften steht, um Dich glücklich zu machen, und wir wollen gemeinsam tragen, was uns die Zukunft bringt. Ich

befürchte ernstlich, daß das, was Deine Tante und Dein Onkel in ihrer Güte zu tun beabsichtigen, Dich am Ende der inneren Kraft und des Glückes berauben würde, die Gott nur jenen verleiht, die ihre Pflicht erfüllen und sich bemühen, ihre Schuld zu sühnen. Ich vertraue Dir, mein teures Kind.

Dein Dich aufrichtig liebender Vater
Edward Pierson.'

Sie las den Brief ein zweites Mal und blickte auf ihr Kind. Ihr Vater schien zu glauben, daß sie bereit wäre, sich von diesem entzückenden Geschöpf zu trennen! Die Sonnenstrahlen leuchteten durch die Pflaumenblüten und breiteten eine feingezeichnete Decke von Blättern und Rankenwerk über das darunter liegende Bündel; sie kitzelten Mund und Nase des Kindes, das zu niesen begann. Noel lachte und drückte ihre Lippen auf seine Wange. ‚Dich aufgeben!' dachte sie, ‚nein, niemals! Und ich werde auch noch glücklich werden, trotz allem.'

Sie erwiderte auf den Brief bloß, daß sie heimkommen werde, und eine Woche später reiste sie zur Bestürzung ihres Onkels und ihrer Tante ab. Die alte Kinderfrau begleitete sie. Bisher hatte Thirza immer alles so sorgfältig bedacht und angeordnet, daß Noel sich ihrer Lage erst bewußt ward, als sie ihr Heim erreichte.

Gratian, die in ein Londoner Spital versetzt worden war, wohnte jetzt zu Hause. Sie hatte für die Heimkehr ihrer Schwester Vorsorge getroffen und neue Dienstboten aufgenommen. Und obwohl Noel froh war, kein bekanntes Gesicht sehen zu müssen, fiel es ihr doch schwer, die versteckte Neugier in den Mienen des neuen Hauspersonals zu ertragen. Am Tag ihrer Abfahrt von Kestrel war ihre Tante in der Frühe, während sie sich anzog, in ihr Zimmer gekommen, hatte ihre

linke Hand ergriffen und auf den Ringfinger einen schmalen Goldreif gesteckt.

„Mir zuliebe trag ihn, Nollie, jetzt, wo du von hier weggehst; bloß wegen der dummen Leute, die dich nicht kennen."

Noel ließ sie gewähren und dachte: ‚Das alles ist ja Unsinn!' Doch jetzt, während das neue Mädchen das Waschbecken mit heißem Wasser füllte, merkte sie, wie der Blick der runden blauen Augen fast mechanisch ihre Hand suchte. So lag denn in diesem kleinen goldenen Reif eine erschreckende Macht! Ekel erfaßte sie. Das ganze Leben schien ihr plötzlich aus Formelkram und Lüge zu bestehen. Jedermann würde also nach diesem kleinen Ring blicken; und sie war feige, weil sie sich vor diesen Blicken schützen wollte! Als sie wieder allein war, streifte sie den Ring ab und legte ihn auf den von der Sonne beschienenen Waschtisch. Einzig dies kleine glänzende Stück Metall, dieser schmale gelbe Ring bewahrte sie vor Feindseligkeit und dem Spott der Welt! Ihre Lippen bebten. Sie ergriff den Ring, um ihn zum offenen Fenster hinauszuschleudern. Aber plötzlich unsicher geworden, hielt sie inne — eine Ahnung von der Grausamkeit des Lebens war über sie gekommen. Ein Klopfen an der Tür veranlaßte sie, zum Waschtisch zurückzustürzen. Es war Gratian.

„Ich habe mir den Kleinen angesehen," sagte sie sanft; „er sieht dir ähnlich, Nollie, mit Ausnahme der Nase."

„Die ist bis jetzt überhaupt kaum zu bemerken. Aber hat er nicht kluge Augen? Ich finde sie einfach wunderbar." Sie hielt den Ring in die Höhe: „Was soll ich damit anfangen, Gratian?"

Gratian errötete. „Ihn tragen. Warum sollen Leute, die die Sache nichts angeht, davon erfahren? Um Vaters willen solltest du ihn tragen. Denk' an die Gemeinde!"

Noel steckte den Ring wieder an den Finger. „Würdest du ihn tragen?"

„Das weiß ich nicht. Ich glaube schon."

Noel brach plötzlich in Lachen aus. „Ich bin im Begriff, eine Zynikerin zu werden; ich fühle es kommen. Wie sieht Vater aus?"

„Abgemagert. Mr. Lauder ist wieder für eine Zeitlang von der Front zurückgekommen und nimmt ihm einen Teil seiner Arbeit ab."

„Kränkt er sich meinetwegen noch immer sehr?"

„Er freut sich riesig, daß du gekommen bist; er spricht von dir so lieb wie sonst."

„Ja," murmelte Noel, „das macht es ja gerade so schwer. Ich bin froh, daß er bei meiner Ankunft nicht zu Hause war. Hat er jemandem davon erzählt?"

Gratian schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß irgendjemand etwas davon weiß, außer vielleicht Hauptmann Fort. Unlängst war er am Abend wieder hier, und es kam mir so vor, als — —"

Noel errötete. „Leila!" sagte sie mit rätselhaftem Ausdruck. „Hast du sie gesehn?"

„Ich habe sie vorige Woche mit Vater besucht — sie gefällt ihm."

„Eigentlich heißt sie Delila. Sie gefällt allen Männern. Und Hauptmann Fort ist ihr Geliebter."

Gratian sperrte Mund und Augen auf. Noel hatte manchmal eine Art zu reden, daß sie sich wie die Jüngere vorkam.

„Natürlich ist er das," fuhr Noel mit harter Stimme fort. „Sie hat keine männlichen Freunde; diese Art von Frauen hat nie welche, nur Liebhaber. Woraus schließt du, daß er über mich Bescheid weiß?"

„Als er sich nach dir erkundigte, machte er ein Gesicht — —"

„Ja, so hat er schon öfters dreingesehn, wenn ihm etwas leid tat. Na, mir kann's gleich sein. War Monsieur Lavendie kürzlich hier?"

„Ja; er scheint furchtbar unglücklich zu sein."

„Seine Frau nimmt Rauschgifte."

„O Nollie! Woher weißt du das?"

„Ich hab' sie einmal gesehen und weiß es ganz bestimmt. Sie hat so merkwürdig gerochen und ihr Blick war ganz unstet und verglast. Jetzt kann er mich malen, wenn er Lust hat, früher wollt' ich es nicht. Weiß er etwas davon?"

„Natürlich nicht."

„Er weiß, daß irgendetwas mit mir los war; ich glaube, er ist hellsichtig. Aber bei ihm macht es mir weniger aus als bei allen andern. Ist sein Bild von Vater gut geworden?"

„Es wirkt sehr stark, aber es tut einem weh!"

„Ich möchte es mir ansehn; gehn wir hinunter."

Das Bild hing im Salon und sein ausgesprochen moderner Stil ließ das Zimmer mit den altmodischen Möbeln steif und sonderbar erscheinen. Die schwarze Gestalt, deren lange, weiße Finger auf den noch weißeren Tasten des Klavieres lagen, war von verblüffender Lebenswahrheit. Das Gesicht im Dreiviertelprofil sah empor, als harre es einer Inspiration, und die träumerischen Augen ruhten blicklos auf einem Mädchenbildnis, das an der Wand über dem Klavier hing.

„Das Gesicht dieses Mädchens ist daran schuld," sagte Gratian, nachdem sie eine Zeitlang schweigend das Bild betrachtet hatten.

„Nein," meinte Noel, „der Ausdruck seiner Augen."

„Aber warum hat er so ein abscheuliches, ordinäres Mädchen gewählt? Und dabei wirkt sie so unglaublich lebendig, nicht wahr? Sieht sie nicht aus, als ob sie gerade ‚Juchhe!' riefe?"

„Das tut sie auch. Es ist eigentlich sehr traurig. Armer Daddy!"

„Es wirkt wie eine Beleidigung," sagte Gratian hartnäckig.

„Nein, Vater sieht die Wirklichkeit nicht — — das tut einem so weh. Kommt er bald nach Hause?"

Gratian faßte ihren Arm und drückte ihn an sich. „Soll ich zum Essen hierbleiben? Ich kann ebensogut ausgehn."

Noel schüttelte den Kopf. „Es hat keinen Sinn auszukneifen. Er wollte, daß ich herkomme, und jetzt bin ich da. O, warum hat er darauf bestanden! Es wird schrecklich für ihn sein."

Gratian seufzte. „Ich habe mein Möglichstes getan, um ihn davon abzubringen, aber er sagt immer nur: ‚Ich habe so viel darüber nachgedacht, daß ich nicht mehr denken kann. Ich glaube, Tapferkeit ist hier das einzig Richtige. Wenn man den Dingen tapfer und demütig begegnet, dann erntet man Vergebung und Barmherzigkeit."

„Er irrt sich," sagte Noel. „Daddy ist ein Heiliger und sieht die Dinge nicht, wie sie sind."

„Ja, er ist ein Heiliger. Aber man muß für sich selber denken — das muß man unbedingt. Ich kann nicht mehr glauben so wie er; kannst du es, Nollie?"

„Ich weiß es selbst nicht. Als ich das alles durchmachen mußte, habe ich gebetet, aber ich weiß nicht, ob ich dabei wirklich gläubig war. Im Grund genommen ist's mir einerlei."

„Mir ist es außerordentlich wichtig," erklärte Gratian. „Ich will die Wahrheit wissen."

„Ich weiß nicht, was ich will," entgegnete Noel langsam, „außer — leben; danach sehn' ich mich manchmal furchtbar."

Die beiden Schwestern verstummten und blickten einander staunend an.

II

Noel hatte den Einfall, diesen Abend ein tiefblaues Kleid anzulegen; um den Hals trug sie ein altes bretonisches Metallkreuz, ein Erbstück ihrer Mutter. Als sie ihre Toilette beendet hatte, ging sie ins Kinderzimmer und blieb vor der Wiege stehen. Die alte Kinderfrau, die daneben saß, erhob sich sofort und sagte:

„Er schläft ganz ruhig — der kleine Kerl. Ich werde mir unten eine Tasse Tee geben lassen, gnädige Frau, und wieder heraufkommen, wenn ich den Gong höre." Nach Art der Leute, die nie selbständig handeln, sondern sich bloß einer Situation anzupassen haben, die andere für sie bestimmen, hatte sie sich die Überzeugung zurecht gelegt, daß Noel tatsächlich Kriegswitwe sei. Sie kannte den wahren Sachverhalt völlig, denn sie hatte die überstürzte Liebesangelegenheit in Kestrel verfolgt; aber von Mitleid getrieben, nahm sie es nicht so genau mit ihren Erinnerungen und konnte sich leicht vorstellen, daß die Trauung, so wie es beabsichtigt war und sich gehörte, auch wirklich stattgefunden habe; und sie war bemüht, dies auch andere Leute glauben zu machen. Das war doch um so viel ordentlicher und natürlicher und verlieh ‚ihrem' Baby die ihm gebührende Würde. Während sie um ihre Tasse Tee hinunterging, dachte sie: ‚Ein schöner Anblick, die beiden — Gott segne den kleinen Kerl und seine hübsche kleine Mutter — schließlich ist sie ja selbst noch ein Kind.'

Noel war einige Minuten im Dämmerlicht gestanden, in den Anblick ihres schlafenden Kindes versunken; als sie aufblickte, sah sie im Spiegel die lange dunkle Gestalt ihres Vaters, der an der Tür stand. Er atmete schwer, als hätte ihn das Treppensteigen angestrengt. Da schritt sie zum Kopfende der

Wiege, legte ihre Hand darauf und kehrte ihm ihr Gesicht zu. Schweigend trat er an ihre Seite und blickte auf das Kind hinab. Sie sah, wie er über der Wiege das Kreuz schlug und seine Lippen sich im Gebet bewegten. Die Liebe zu ihrem Vater und Auflehnung gegen ihn, der es für nötig fand, für dieses unschuldige Kind Fürbitte zu leisten, kämpften so sehr in ihrem Herzen, daß sie zu ersticken meinte und froh war, daß er in der Dunkelheit ihre Augen nicht sehen konnte. Er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen. Doch er schwieg noch immer und auch ihr war es unmöglich, ein Wort hervorzubringen. Schweigend küßte er sie auf die Stirn. Und plötzlich fühlte Noel das leidenschaftliche Verlangen, ihm zu zeigen, wie stolz sie auf ihr Kind war und wie sehr sie es liebte. Sie streckte ihre Hand aus und berührte dessen Finger. Das winzige Händchen des schlafenden Kindes öffnete sich und schloß sich um ihren ausgestreckten Finger wie eine kleine See-Anemone. Sie hörte ihren Vater aufseufzen, sah, wie er sich rasch abwandte und schweigend das Zimmer verließ. Und mit angehaltenem Atem blieb sie unbeweglich stehen, während die Hand des Kindes ihren Finger umklammerte.

ZWEITES KAPITEL

I

Edward Pierson fürchtete, von seinem Gefühl übermannt zu werden; er verließ die dämmerige Kinderstube, schlich sich in sein Zimmer und fiel neben seinem Bett auf die Knie. Vor seinem geistigen Auge stand Noel, wie er sie soeben gesehen hatte, diese junge, madonnenhafte Gestalt im blauen Kleid mit dem Heiligenschein ihres blonden Haares, das schlafende Kind im Dämmerlicht, die Stille, die Weihe in diesem weißen Zimmer! Ein Bild aus der Vergangenheit stieg vor ihm auf, als Noel selbst in den Armen ihrer Mutter geschlummert hatte und er staunend und andächtig daneben gestanden war. Diese Vision schwand, und mit ihr das Überirdische und Heilige, das der Schönheit eigen ist, und nichts blieb zurück als des Lebens quälende Wirklichkeit. Ach, daß man doch ein Leben im Geist und in der Wahrheit führen könnte, ein Leben in Schönheit, wie es sich seinem frommen Staunen soeben offenbart hatte!

Und während er in dem schmalen, zellenartigen Zimmerchen auf den Knien lag, wandelte sich diese Dämmerstunde unter dem begleitenden Ticken der Weckuhr in Dunkelheit. Und noch immer kniete er; ihm bangte davor, ins Leben zurückzukehren, fremden Augen und Stimmen zu begegnen, und die Berührung der rohen, gemeinen und sittenlosen Welt ertragen zu müssen. Wie sollte er sein Kind schützen? Wie diese ihm offenbarte Wahrheit in ihrem Leben und ihrer Seele zum Tönen bringen, während ihr Schifflein so kalten, rauhen

Gewässern zusteuerte? Da erklang der Gong und er erhob sich.

Das unerwartete Erscheinen des belgischen Malers erleichterte dies erste Zusammentreffen der Familie, vor dem sich alle gefürchtet hatten, so wie oft ein ängstlich erwarteter Augenblick durch einen Zufall seinen Schrecken verliert. Da er jederzeit willkommen war, sah man ihn öfters in Piersons Haus. Aber er war so schweigsam und sein schmales, bartloses Gesicht, das nur aus Stirn und Augen zu bestehen schien, so trostlos, daß alle drei das Gefühl hatten, sein Kummer laste noch schwerer als ihre eigenen Familiensorgen. Wiederholt blickte er während des Abendessens Noel schweigend an. Dann sagte er: „Ich hoffe, Mademoiselle, daß Sie mir jetzt gestatten werden, Sie zu malen." Und als sie zustimmend nickte, hellte sich sein Gesicht ein wenig auf. In seiner Anwesenheit war das Gespräch niemals sehr lebhaft, denn sobald man ein Thema des näheren erörterte — selbst wenn es die Kunst betraf —, wurde es sofort offenbar, daß die Meinungen allzu weit auseinandergingen. Und Pierson konnte niemals eine gewisse Gereiztheit diesem Menschen gegenüber loswerden, der ohne Zweifel Geist besaß, doch von einer Art, die er nicht begriff. Nach dem Dinner zog er sich mit einer Entschuldigung in sein Arbeitszimmer zurück. Monsieur würde sich mit seinen beiden Töchtern allein wohler fühlen! Auch Gratian erhob sich. Noels Worte waren ihr eingefallen: ‚Bei ihm macht es mir weniger aus als bei allen andern.' Vielleicht würde es Noel gelingen, das Eis zu brechen.

II

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Mademoiselle," sagte der Maler, als sie allein waren.

Noel saß vor dem ungeheizten Kamin im Salon; sie hielt ihre ausgestreckten Hände hin, als ob darin ein Feuer brenne.

„Ich war verreist. Wie wollen Sie mich malen, Monsieur?"

„In diesem Kleid, Mademoiselle; genau so, wie Sie jetzt sind, während Sie sich am Feuer des Lebens wärmen."

„Aber es ist ja gar kein Feuer da."

„Ja, Feuer erlöschen bald. Mademoiselle, wollen Sie meine Frau besuchen? Sie ist krank."

„Jetzt?" fragte Noel überrascht.

„Ja, jetzt. Sie ist ernstlich krank und niemand ist bei ihr. Ich bin hergekommen, um Ihre Schwester darum zu bitten; aber wenn Sie mitgehn wollten, wäre es mir noch lieber. Meine Frau hat Sie gern."

Noel erhob sich. „Warten Sie einen Augenblick!" sagte sie und lief hinauf. Der Kleine schlief und die alte Kinderfrau war eingenickt. Sie nahm einen Mantel und eine Mütze aus grauem Kaninchenfell und lief wieder in die Halle hinunter, wo der Maler sie erwartete; sie gingen zusammen fort.

„Ich weiß nicht, ob ich nicht für alles verantwortlich bin," sagte er. „Meine Frau war mir keine richtige Gattin mehr, seitdem sie weiß, daß ich eine Geliebte habe und ihr kein richtiger Gatte sein kann."

Noel blickte ihm ins Gesicht, das ein seltsames Lächeln erhellte.

„Ja," fuhr er fort, „von der Zeit an ist ihr Leben eine Tragödie. Aber das hätte sie wissen müssen, bevor ich sie heiratete. Ich habe nichts vor ihr verheimlicht. Bon Dieu! Das hätte sie wissen müssen! Warum können die Frauen die Dinge nicht so sehen, wie sie wirklich sind? Meine Geliebte, Mademoiselle, ist kein Wesen aus Fleisch und Blut, meine Geliebte ist meine Kunst. Sie war mir immer das Wichtigste im Leben und wird es auch bleiben. Damit hat sich meine

Frau nie abgefunden — es ist ihr einfach unmöglich, sich damit abzufinden. Sie tut mir leid, aber was soll ich machen? Ich war ein Narr, sie zu heiraten. Chère Mademoiselle, kein Kummer läßt sich mit dem vergleichen, der einen Tag und Nacht verfolgt, von einer Mahlzeit zur andern, jahraus, jahrein, dem Kummer zweier Menschen, die sich nie hätten heiraten sollen, weil die Liebe des einen zu groß ist und alles verlangt, während der andere überhaupt keine Liebe empfindet — nein, gar keine mehr, sie ist seit langem tot — und nur wenig zu geben vermag."

„Können Sie sich nicht trennen?" fragte Noel nachdenklich.

„Es ist schwer, sie zu verlassen, da sie mich genau so dringend braucht wie ihre Gifte. Ja, sie nimmt jetzt Rauschgifte, Mademoiselle. Wenn man auch nur eine Spur von Mitgefühl hat, kann man nicht fortgehn. Und dann, was soll sie anfangen? Wir leben von der Hand in den Mund in einem fremden Land. Sie hat keine Freunde hier, nicht einen einzigen. Wie könnte ich sie verlassen, so lange dieser Krieg dauert! Zwei Menschen auf einer einsamen Insel könnten sich ebenso wenig trennen. Und dabei bringt sie sich um mit diesen Giften und ich kann nichts dagegen tun."

„Arme Madame!" murmelte Noel. „Armer Monsieur!"

Der Maler fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Ich kann meine Natur nicht ändern," sagte er mit erstickter Stimme, „ebenso wenig wie sie die ihre. Und so schleppen wir uns weiter. Aber einer von uns beiden wird plötzlich daran zugrunde gehn. Sie ist schließlich noch viel ärger dran als ich. Treten Sie ein, Mademoiselle. Sagen Sie ihr nicht, daß ich Sie malen werde; meine Frau hat Sie gern, weil Sie sich geweigert haben, sich malen zu lassen."

Noel ging schaudernd die Treppe hinauf. Noch von ihrem ersten Besuch her war ihr der üble Geruch der Drogen in

Erinnerung. Im dritten Stock betraten sie ein kleines Wohnzimmer, dessen Wände mit Gemälden und Zeichnungen behängt waren. Aus einer Ecke ragte ein Stapel aufgeschichteter Leinwand hervor. Auf einem der wenigen Möbel, einem alten roten Sofa, saß ein untersetzter Mann in der Uniform eines belgischen Soldaten. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und sein bärtiges Gesicht ruhte auf den geballten Fäusten. Neben ihm wiegte ein kleines Mädchen seine Puppe. Es hatte ein hübsches, kleines, blasses Gesicht, ein sonderbar spitzes Kinn und sah mit seinen großen Augen unverwandt die Erscheinung im grauen Kaninchenpelz an.

„Ah, Barra! Du hier!" sagte der Maler. „Mademoiselle, darf ich Ihnen Monsieur Barra vorstellen, einen unserer Freunde, der von der Front kommt? Und das ist das Töchterlein unserer Wirtin; auch ein kleiner Flüchtling, nicht wahr, Chica?"

Das Kind antwortete mit einem flüchtigen, strahlenden Lächeln, dann nahm es wieder mit ernstem Gesicht die Betrachtung der fremden Dame auf. Der Soldat, der sich schwerfällig erhoben hatte, bot Noel mit melancholischem, glucksendem Kichern seine plumpe Hand.

„Nehmen Sie Platz, Mademoiselle," bat Lavendie, indem er einen Stuhl für sie zurechtrückte. „Ich werde meine Frau rufen." Und er verließ das Zimmer durch eine Doppeltür.

Noel nahm Platz. Der Soldat hatte seine frühere Stellung wieder eingenommen und das kleine Mädchen spielte weiter mit seiner Puppe, blickte aber dabei noch immer unverwandt auf die Besucherin. Noel war so befangen, daß sie keinen Versuch machte, etwas zu sagen. Nach kurzer Zeit trat der Maler mit seiner Frau durch die Doppeltür ein. Ihr magerer Körper war in einen roten Schlafrock gehüllt; sie hatte eingefallene Wangen, vorstehende Backenknochen und hungrige Augen;

das dunkle Haar hing offen herab, und die eine Hand spielte nervös mit einer Falte ihres Schlafrocks. Sie ergriff Noels Hand; die Augen, die sie zu ihr erhob, schienen sich in das Gesicht des Mädchens zu bohren, dann ließen sie plötzlich von ihr ab und schweiften unruhig umher.

„Wie geht es Ihnen?" fragte sie auf Englisch. „Pierre hat Sie also hergebracht, damit Sie mich wieder besuchen? Ich erinnere mich sehr gut an Sie. Sie wollten ihm nicht gestatten, daß er Sie male. Ah! que c'est drôle! Und dabei sind Sie doch so hübsch. He, Monsieur Barra, ist Mademoiselle nicht hübsch?"

Der Soldat kicherte schwerfällig und vertiefte sich wieder in den Anblick des Fußbodens.

„Henriette," sagte Lavendie, „setz' dich neben Chica — du darfst nicht stehen. Bitte, Mademoiselle, nehmen Sie doch Platz."

„Es tut mir so leid, daß Sie nicht gesund sind," sagte Noel und setzte sich wieder.

Der Maler lehnte an der Wand, und seine Frau sah mit halb zornigen und halb verschlagenen Blicken zu seiner langen, hageren Gestalt empor.

„Ist er nicht ein großer Maler, mein Gatte, was?" fragte sie Noel. „Sie würden nicht glauben, was der Mann alles leistet. Und wie er malt — von morgens bis abends! Sogar bei Nacht malt er in Gedanken. Und trotzdem wollen Sie sich nicht von ihm malen lassen?"

Lavendie sagte ungeduldig: „Sei vernünftig, Henriette, sprechen wir von etwas anderem."

Seine Frau zupfte nervös an einer Falte ihres roten Schlafrocks und warf ihm einen Blick zu wie ein gescholtener Hund.

„Ich bin hier eine Gefangene, Mademoiselle, ich komme nie aus dem Haus. Hier lebe ich tagaus, tagein — mein Mann malt

unaufhörlich. Wer hätte Lust, hier unter Ihrem grauen Himmel allein spazieren zu gehn, wo der Haß aus allen Gesichtern spricht? Da bleibe ich lieber in meinem Zimmer. Mein Mann geht aus, um zu malen; jedes Gesicht, das er sieht, interessiert ihn, nur das eine nicht, das er täglich sieht. Aber ich bin eine Gefangene. Monsieur Barra ist seit langem unser erster Besuch."

Der Soldat erhob sein Gesicht von den geballten Fäusten. „Prisonnier, Madame! Was würden Sie erst sagen, wenn Sie draußen wären!" Und wieder ließ er sein heiseres Kichern hören. „Wir, wir draußen sind die Gefangenen. Was würden Sie zu einer solchen Gefangenschaft sagen, wo Tag und Nacht um Sie herum unaufhörlich die Bomben explodieren? Ohne jede Pause. Bum! Bum! Bum! Ah! les tranchées. Von Freiheit weiß man dort wenig."

„Eigentlich lebt jeder in einem Gefängnis," erklärte Lavendie bitter. „Sogar Mademoiselle ist eine Gefangene — und selbst die kleine Chica mit ihrer Puppe. Jeder lebt in einem Gefängnis, Barra. Auch Monsieur Barra ist Maler, Mademoiselle."

„Moi!" sagte Barra und hob seine große haarige Hand in die Höhe. „Ich male Pfützen, explodierende Bomben, Pferderippen — ich male Erdlöcher, Erdlöcher und wieder Erdlöcher, Stacheldraht, Stacheldraht und wieder Stacheldraht, und Wasser — endloses, ödes, ekliges Wasser. Ich male Granatsplitter, und die Seelen der Menschen nackt, und die Körper der Menschen tot, und Gespenster die ganze Nacht — Gespenster — und das alles, das mal' ich in meinem Kopf." Plötzlich verstummte er und versank wieder in die Betrachtung des Teppichs, während er sein bärtiges Gesicht auf die Fäuste stützte. „Und weiß wie Schnee sind ihre Seelen, die Seelen der toten Kameraden," fügte er plötzlich mit erhobener Stimme hinzu, „Millionen von Belgiern, Engländern, Fran-

zosen, sogar die Boches haben weiße Seelen. Und alle diese Seelen male ich!"

Ein leichter Schauer durchlief Noel, und sie blickte Lavendie bittend an.

„Barra ist ein großer Maler," sagte er, als wäre der Soldat nicht anwesend, „aber der Krieg hat eine Schraube bei ihm gelockert. Doch was er sagt, ist trotzdem wahr. Dort draußen gibt es keinen Haß, aber hier sind wir Gefangene des Hasses, Mademoiselle; man sollte dem Haß, diesem Gift, aus dem Wege gehn!"

Seine Frau streckte die Hand aus und berührte die Schulter des Kindes.

„Warum sollen wir nicht hassen?" fragte sie. „Wer hat Chicas Vater getötet und ihr Haus in die Luft gesprengt? Wer hat sie hierher in dieses schreckliche England geschleppt — pardon Mademoiselle, aber es ist schrecklich! Ah! les Boches! Wenn mein Haß sie vernichten könnte, bliebe kein einziger am Leben. Selbst mein Mann war nicht so von seiner Malerei besessen, als wir noch zu Hause lebten. Aber hier —!" Wieder schoß sie ihm einen wütenden Blick zu, senkte jedoch gleich die Augen wie nach einer Zurechtweisung. Noel merkte, daß die Lippen des Malers sich bewegten und die Gestalt der kranken Frau sich zu winden begann.

„Du bist verrückt mit deiner Malerei!" Sie blickte Noel lächelnd an. „Wollen Sie eine Schale Tee, Mademoiselle? Monsieur Barra, Sie vielleicht?"

Der Soldat erwiderte heiser: „Nein, Madame; im Schützengraben gibt's Tee genug. Er tröstet uns. Aber wenn wir draußen sind — dann wollen wir Wein, le bon vin; le bon petit vin!"

„Bring' Wein, Pierre!"

Noel erkannte an dem Gesicht des Malers, daß kein Wein im Hause war und vielleicht auch kein Geld, um welchen zu kaufen; aber er ging schnell hinaus. Sie erhob sich und sagte: „Ich muß jetzt gehn, Madame."

Madame Lavendie beugte sich vor und umklammerte ihr Handgelenk. „Warten Sie doch, Mademoiselle. Wir werden Wein trinken und Pierre wird Sie dann nach Hause bringen. Sie dürfen nicht allein gehn — Sie sind viel zu hübsch. Ist sie nicht hübsch, Monsieur Barra?"

Der Soldat blickte auf. „Was würden Sie dazu sagen, wenn Flaschen voll Wein in der Luft zerschellten, roter Wein und weißer Wein — den ganzen Tag und die ganze Nacht! Große Flaschen voll Stahl, so groß wie Chica, und kleine Flaschen, die den Menschen die Köpfe wegreißen! Bum, kss-s-s, und ein Haus stürzt ein, und Fetzen von Menschen, ganz, ganz kleine Fetzen, winzige Fetzen fliegen durch die Luft und bedecken den Boden. Große Seelen gibt's draußen, Madame. Aber ich will Ihnen ein Geheimnis verraten," und wieder kicherte er heiser, „alle sind ein ganz klein wenig verrückt; nicht der Rede wert — nur so ein ganz klein wenig verrückt; so wie eine Uhr, verstehn Sie, die man unaufhörlich aufziehn kann, weil die Feder kaputt ist. Das ist die große Entdeckung des Krieges, Mademoiselle," sagte er, indem er sich zum erstenmal direkt an Noel wandte, „man kann nicht zu einer großen Seele werden, ehe man nicht ein ganz klein wenig verrückt ist." Und indem er rasch seine grauen Schweinsäuglein senkte, nahm er seine frühere Haltung wieder ein. „Und diese Verrücktheit werd' ich eines Tages malen," sagte er, zum Teppich gewandt; „wie sie in einer winzigen Ecke einer jeden Seele all dieser Millionen Menschen steckt, wie sie kauert, wie sie lauert, ganz plötzlich, ganz leise, wenn wir alle glauben, daß sie schlummert; bald hier — bald da — früher

— oder später, wenn man es am wenigsten erwartet, schlüpft sie aus und ein, wie eine Maus mit glänzenden Augen. Millionen von Menschen mit weißen Seelen, und alle ein wenig verrückt. Ein großes Sujet, glaub' ich," fügte er schwerfällig hinzu. Unwillkürlich griff sich Noel ans Herz, das stürmisch klopfte. Ihr wurde ganz übel.

„Wie lange sind Sie schon an der Front, Monsieur?"

„Zwei Jahre, Mademoiselle. Es wäre schon Zeit heimzugehen und zu malen, nicht wahr? Aber die Kunst —!" Er zuckte mit den breiten, runden Schultern, mit dem ganzen bärenstarken Körper. „Ein klein wenig verrückt," murmelte er noch einmal. „Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Einmal im Winter, nach einem vierzehntägigen Urlaub, komme ich bei Nacht in den Schützengraben zurück; ich brauche ein wenig Erde, um ein Loch im Boden auszufüllen, dort, wo ich schlafe. Wenn man vorher in einem Bett geschlafen hat, wird man zimperlich. Ich scharre also ein wenig Erde von der Brustwehr weg und da stoße ich auf etwas Komisches. Ich leuchte mit meinem Feuerzeug und erblicke das Gesicht eines Boche, ganz gefroren und voll Erde und tot und grünlichweiß beim Schein meines Feuerzeugs."

„Nein! Nein!"

„O doch, Mademoiselle, so wahr ich hier sitze. Sehr nützlich vor der Brustwehr, so ein toter Boche. Früher einmal ein Mensch wie ich. Aber gegen Morgen konnt' ich ihn nicht mehr ertragen; wir haben ihn ausgegraben und beerdigt und haben das Loch mit etwas anderem zugestopft. Doch in der Nacht vorher bin ich dort gestanden und mein Gesicht war dem seinen so nah" — und er hielt seine dicke Hand einen Fußbreit vor sein Gesicht. „Wir redeten miteinander von zu Hause; er hatte eine Seele, der Mensch. Il me disait des choses, wie sehr er gelitten hat. Und ich erzählte ihm auch

von meinen Leiden. Du lieber Gott, wir haben alles kennen gelernt. Niemals wird man mehr erfahren, als wir da draußen erfahren haben, denn wir sind verrückt — nicht der Rede wert, nur ein ganz, ganz klein wenig verrückt. Wenn Sie uns auf der Straße begegnen, denken Sie daran, Mademoiselle." Und wieder vergrub er das Gesicht in seine Fäuste.

Im Zimmer war Stille eingetreten — seltsame, tiefe Stille. Das kleine Mädchen spielte mit der Puppe, der Soldat stierte auf den Boden, die Frau bewegte lautlos die Lippen, und Noel erwog fortwährend den Gedanken: ‚Könnt' ich nicht aufstehn und davonlaufen?' Aber sie blieb sitzen, von der Stille hypnotisiert, bis Lavendie mit einer Flasche und vier Gläsern wieder erschien.

„Sie müssen auf unsere Gesundheit und auf unser Wohl trinken, Mademoiselle," sagte er.

Noel hob das Glas, das er ihr gereicht hatte. „Ich wünsche Ihnen alles Gute."

„Auch Ihnen, Mademoiselle," murmelten die beiden Männer.

Sie trank ein wenig und erhob sich.

„Und nun, Mademoiselle," sagte Lavendie, „wenn Sie gehen müssen, will ich Sie nach Hause begleiten."

Sie ergriff Madame Lavendies Hand, die kalt war und den Druck nicht erwiderte; ihre Augen zeigten den glasigen Blick, an den Noel sich noch erinnerte. Der Soldat hatte sein leeres Glas auf den Boden gestellt und betrachtete es; Noel hatte er vergessen. Sie wandte sich schnell der Tür zu, nachdem sie noch einen Blick auf das kleine Mädchen, das seine Puppe wiegte, geworfen hatte.

Auf der Straße begann der Maler sofort in seinem schnellen Französisch zu sprechen:

„Ich hätte Sie nicht bitten sollen herzukommen, Mademoi-

selle; ich wußte nicht, daß unser Freund Barra da sein würde. Und obendrein ist meine Frau nicht in dem Zustand, eine Dame zu empfangen; vous voyez qu'il y a de la manie dans cette pauvre tête. Ich hätte Sie nicht darum bitten sollen; aber mir war so elend zu Mute."

„O," murmelte Noel, „das verstehe ich."

„In unserer Heimat drüben, da hatte sie noch Interessen. Hier in dieser großen Stadt hat sie den ganzen Tag nichts zu tun, als ihren Groll gegen mich zu nähren. Ah, dieser Krieg! Ich habe oft das Gefühl, als befänden wir uns alle im Magen einer zusammengerollten Riesenschlange. Da liegen wir und werden von ihr verdaut. In gewisser Hinsicht ist es besser draußen im Schützengraben; dort ist man jenseits des Hasses, die Soldaten haben einen höheren Standpunkt erreicht als wir. Es ist erstaunlich, daß sie noch weiterkämpfen können, bis die Boches geschlagen sind; das ist seltsam und doch großartig. Hat Ihnen Barra erzählt, wie alle diese Kämpfer, wenn sie zurückkommen, in Zukunft die Welt einrichten und regieren wollen? Aber dazu wird es nie kommen; sie werden voneinander getrennt und zerstreut werden, werden sich wieder ins Leben einfügen und kommandieren lassen wie zuvor. Die Zunge und die Feder werden sie regieren, die Leute, die nichts vom Krieg gesehen haben, werden sie regieren."

„O!" rief Noel, „aber sie werden in Zukunft sicher die Tapfersten und Stärksten sein."

Der Maler lächelte.

„Der Krieg macht die Menschen einfach und unkompliziert," sagte er. „Aber das Leben im Frieden ist weder einfach noch unkompliziert, es ist verwickelt, voll wechselnder Einflüsse, denen sich die Menschen anpassen müssen. Die Listigen, die Klugen, die Anpassungsfähigen werden in Friedenszeiten immer regieren. Es ist tragisch, daß alle

diese tapferen Soldaten glauben, die Zukunft gehöre ihnen."

„Barra hat etwas Merkwürdiges gesagt," murmelte Noel. „Er sagte, daß sie alle ein ganz klein wenig verrückt seien."

„Dieser Barra ist ein seltsam genialer Kerl. Sie sollten einige seiner früheren Bilder sehen. Verrückt ist nicht ganz die richtige Bezeichnung, aber irgendeine Schraube ist los, und das merkt man allen an; sie haben den Maßstab verloren, werden in eine bestimmte Richtung gedrängt. Dieser Krieg, Mademoiselle, ist wie ein großes Treibhaus; das Wachstum jeder Pflanze wird forciert, jede Tugend, jede Leidenschaft, Haß und Liebe, Intoleranz und Gier und Geiz, Mut und Energie, ja sogar Selbstaufopferung — alles wird übertrieben und weit über die natürliche Kraft, über die vorhandene Leistungsfähigkeit hinaus ausgenützt, bis eine gewaltige, wild wuchernde Ernte emporschießt. Dann — krach! kommt der Rückschlag und diese Pflanzen welken und faulen und verkommen. Wir, die wir das Leben mit dem Auge des Künstlers sehen, sind jedoch die einzigen, die das empfinden, aber wir sind nur wenige. Die wahre Form der Dinge geht verloren. Man sieht alles wie durch einen Nebel von Blut. Die Menschen haben Angst davor, gerecht zu sein. Bedenken Sie doch, daß wir alle nicht nur unsere Feinde hassen, sondern auch jene, die anders sind als wir. Sehn Sie sich die Straßen an — sehn Sie nur, wie Männer und Frauen einander in die Arme stürzen, wie die Göttin Venus in diesem Treibhaus regiert. Ist es da nicht natürlich, daß die Jugend, die im Begriff ist zu sterben, gierig nach Vergnügen, nach Liebe, nach Vereinigung strebt, ehe der Tod kommt?"

Noel blickte zu ihm auf. ‚Jetzt,' dachte sie, ‚werde ich's ihm sagen.'

„Ja," erwiderte sie, „das alles ist wahr, auch mir ist es so gegangen. Ich möchte, daß Sie es wissen. Wir konnten nicht

heiraten — wir hatten keine Zeit mehr. Und er ist gefallen. Aber sein Sohn lebt. Deshalb war ich so lange weg. Jeder soll es wissen." Sie sprach gefaßt, doch ihre Wangen brannten.

Des Malers Hände zuckten empor, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen, dann erklärte er ruhig:

„Meine tiefste Verehrung, Mademoiselle, und meine wärmste Anteilnahme. Und Ihr Vater?"

„Es ist schrecklich für ihn."

Der Maler sagte sanft: „Ah Mademoiselle, ich bin nicht so überzeugt davon. Vielleicht leidet er nicht so sehr, wie Sie glauben. Vielleicht geht ihm nicht einmal Ihr Kummer gar so nahe. Er lebt in einer Welt für sich. Ich glaube, seine eigentliche Tragödie besteht darin, daß er lebt und doch nicht genügend lebt, um die Wirklichkeit zu fühlen. Kennen Sie die Beschreibung einer alten Frau von Anatole France: ‚Elle vivait, mais si peu'? Paßt das nicht auf die Kirche von heutzutage: ‚Elle vivait, mais si peu'? Mir kommt Ihr Vater immer so vor wie ein schöner, dunkler Kirchturm zur Nachtzeit, bei dem man nicht wahrnehmen kann, was ihn mit der Erde verbindet. Ihr Vater kennt das Leben nicht, und er wird es auch nie kennen lernen."

Noel sah ihn forschend an. „Was verstehen Sie unter ‚Leben', Monsieur? Ich lese immer vom Leben und die Menschen sprechen davon, daß man etwas vom Leben sehen soll. Was ist es, wo ist es? Ich sehe nie etwas, was man Leben nennen könnte."

Der Maler lächelte.

„Etwas vom Leben sehen," sagte er, „ah, das ist eine andre Sache. Sich amüsieren! Nach meiner Erfahrung können sich diejenigen Leute, die etwas vom Leben sehen wollen, dabei nicht amüsieren. Sie wissen, wenn man sehr durstig ist, so trinkt und trinkt man, aber trotzdem wird der Durst nicht gelöscht.

Es gibt Gelegenheiten, bei denen man vom Leben etwas zu sehen bekommt, wie man zu sagen pflegt; aber die einzigen, die sich dort amüsieren, sind ein paar langweilige Burschen wie ich, die hingehen, um bei einer Tasse Kaffee zu schwatzen. Übrigens, in Ihrem Alter ist das vielleicht anders."

Noel schlang die Hände ineinander, und ihre Augen schienen im Dunkel zu leuchten. „Ich sehne mich nach Musik und Tanz, nach Licht und schönen Dingen und Menschen; aber nichts von alledem kann ich haben."

„Nein, das werden Sie nirgends finden, weder in dieser noch in einer andern Stadt. Foxtrot und Ragtime und bemalte, gepuderte Gesichter und herausfordernde Blicke und halb betrunkene junge Männer und Frauen mit geschminkten Lippen — das alles gibt es im Überfluß. Aber Rhythmus und Schönheit und Charme — das finden Sie nirgends. Als ich noch jünger war, hab' ich in Brüssel viel vom Leben gesehen, wie man so sagt; aber niemals unverdorbene Schönheit. Alles wandelte sich zu Asche im Mund. Ah, Sie können darüber lächeln, aber ich weiß, was ich sage. Das Glück kommt nie, wenn man es sucht, Mademoiselle; Schönheit finden Sie nur in der Natur und in wahrer Kunst, niemals in diesen falschen, lächerlichen Surrogaten. Hier in der Nähe ist ein Lokal, das von Belgiern besucht wird; wollen Sie sich davon überzeugen, wie recht ich habe?"

„Gerne."

„Très bien! Gehn wir hinein!"

Sie traten in die Drehtür, die den Besucher in einen hell erleuchteten Vorraum förmlich hineinstieß. Nach einigen Schritten blickte der Maler Noel zögernd an, hierauf wandte er sich von der Tür, die er gerade öffnen wollte, weg, in ein Zimmer zur Rechten. Es war groß, voll von Gold und Plüsch und Marmortischen, an denen Pärchen saßen, junge Männer in

Uniform oder ältere in Zivil, miteinander oder mit jungen Frauenzimmern. Noel betrachtete eine nach der andern, während sie den großen Saal durchschritten, bis sie ein leeres Tischchen fanden. Sie sah, daß einige hübsch waren und andere bloß so taten, daß fast alle gepudert waren und gefärbte Augenbrauen und Lippen hatten, so daß sie es zuletzt peinlich empfand, ihr Gesicht nicht hergerichtet zu haben. Oben auf einer Galerie spielte eine kleine Kapelle eine einschmeichelnde, leere, nichtssagende Melodie, und das Summen der sprechenden und lachenden Menschen war geradezu betäubend.

„Was möchten Sie nehmen, Mademoiselle?" fragte der Maler. „Es ist gerade neun Uhr; wir müssen rasch bestellen."

„Kann ich so ein grünes Getränk haben?"

„Deux crêmes de menthe," sagte Lavendie zum Kellner.

Noel war zu sehr mit ihrer Umgebung beschäftigt, um das merkwürdig bittere Lächeln zu bemerken, das um seine Lippen spielte. Sie betrachtete prüfend die Gesichter der Frauen, deren Augen sie verstohlen, kalt und fragend musterten, und die Gesichter der Männer, deren Augen verstohlen, warm und neugierig auf ihr ruhten.

„Ob wohl Vater je in einem solchen Lokal war?" fragte sie, während sie das Glas mit der grünen Flüssigkeit an den Mund führte. „Schmeckt das gut? Es riecht nach Pfefferminz."

„Es hat eine schöne Farbe. Auf Ihr Wohl, Mademoiselle!" und er stieß mit ihr an.

Noel nippte, setzte das Glas ab und nippte wieder.

„Es schmeckt gut, aber furchtbar süß. Kann ich eine Zigarette haben?"

„Des cigarettes," sagte Lavendie zum Kellner, „et deux cafés noirs. Und wenn wir uns jetzt noch vorstellen, Mademoiselle," murmelte er, nachdem man sie bedient hatte, „daß

ZWEITES KAPITEL

I

Edward Pierson fürchtete, von seinem Gefühl übermannt zu werden; er verließ die dämmerige Kinderstube, schlich sich in sein Zimmer und fiel neben seinem Bett auf die Knie. Vor seinem geistigen Auge stand Noel, wie er sie soeben gesehen hatte, diese junge, madonnenhafte Gestalt im blauen Kleid mit dem Heiligenschein ihres blonden Haares, das schlafende Kind im Dämmerlicht, die Stille, die Weihe in diesem weißen Zimmer! Ein Bild aus der Vergangenheit stieg vor ihm auf, als Noel selbst in den Armen ihrer Mutter geschlummert hatte und er staunend und andächtig daneben gestanden war. Diese Vision schwand, und mit ihr das Überirdische und Heilige, das der Schönheit eigen ist, und nichts blieb zurück als des Lebens quälende Wirklichkeit. Ach, daß man doch ein Leben im Geist und in der Wahrheit führen könnte, ein Leben in Schönheit, wie es sich seinem frommen Staunen soeben offenbart hatte!

Und während er in dem schmalen, zellenartigen Zimmerchen auf den Knien lag, wandelte sich diese Dämmerstunde unter dem begleitenden Ticken der Weckuhr in Dunkelheit. Und noch immer kniete er; ihm bangte davor, ins Leben zurückzukehren, fremden Augen und Stimmen zu begegnen, und die Berührung der rohen, gemeinen und sittenlosen Welt ertragen zu müssen. Wie sollte er sein Kind schützen? Wie diese ihm offenbarte Wahrheit in ihrem Leben und ihrer Seele zum Tönen bringen, während ihr Schifflein so kalten, rauhen

Gewässern zusteuerte? Da erklang der Gong und er erhob sich.

Das unerwartete Erscheinen des belgischen Malers erleichterte dies erste Zusammentreffen der Familie, vor dem sich alle gefürchtet hatten, so wie oft ein ängstlich erwarteter Augenblick durch einen Zufall seinen Schrecken verliert. Da er jederzeit willkommen war, sah man ihn öfters in Piersons Haus. Aber er war so schweigsam und sein schmales, bartloses Gesicht, das nur aus Stirn und Augen zu bestehen schien, so trostlos, daß alle drei das Gefühl hatten, sein Kummer laste noch schwerer als ihre eigenen Familiensorgen. Wiederholt blickte er während des Abendessens Noel schweigend an. Dann sagte er: „Ich hoffe, Mademoiselle, daß Sie mir jetzt gestatten werden, Sie zu malen." Und als sie zustimmend nickte, hellte sich sein Gesicht ein wenig auf. In seiner Anwesenheit war das Gespräch niemals sehr lebhaft, denn sobald man ein Thema des näheren erörterte — selbst wenn es die Kunst betraf —, wurde es sofort offenbar, daß die Meinungen allzu weit auseinandergingen. Und Pierson konnte niemals eine gewisse Gereiztheit diesem Menschen gegenüber loswerden, der ohne Zweifel Geist besaß, doch von einer Art, die er nicht begriff. Nach dem Dinner zog er sich mit einer Entschuldigung in sein Arbeitszimmer zurück. Monsieur würde sich mit seinen beiden Töchtern allein wohler fühlen! Auch Gratian erhob sich. Noels Worte waren ihr eingefallen: ‚Bei ihm macht es mir weniger aus als bei allen andern.' Vielleicht würde es Noel gelingen, das Eis zu brechen.

II

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Mademoiselle," sagte der Maler, als sie allein waren.

Noel saß vor dem ungeheizten Kamin im Salon; sie hielt ihre ausgestreckten Hände hin, als ob darin ein Feuer brenne.

„Ich war verreist. Wie wollen Sie mich malen, Monsieur?"

„In diesem Kleid, Mademoiselle; genau so, wie Sie jetzt sind, während Sie sich am Feuer des Lebens wärmen."

„Aber es ist ja gar kein Feuer da."

„Ja, Feuer erlöschen bald. Mademoiselle, wollen Sie meine Frau besuchen? Sie ist krank."

„Jetzt?" fragte Noel überrascht.

„Ja, jetzt. Sie ist ernstlich krank und niemand ist bei ihr. Ich bin hergekommen, um Ihre Schwester darum zu bitten; aber wenn S i e mitgehn wollten, wäre es mir noch lieber. Meine Frau hat Sie gern."

Noel erhob sich. „Warten Sie einen Augenblick!" sagte sie und lief hinauf. Der Kleine schlief und die alte Kinderfrau war eingenickt. Sie nahm einen Mantel und eine Mütze aus grauem Kaninchenfell und lief wieder in die Halle hinunter, wo der Maler sie erwartete; sie gingen zusammen fort.

„Ich weiß nicht, ob ich nicht für alles verantwortlich bin," sagte er. „Meine Frau war mir keine richtige Gattin mehr, seitdem sie weiß, daß ich eine Geliebte habe und ihr kein richtiger Gatte sein kann."

Noel blickte ihm ins Gesicht, das ein seltsames Lächeln erhellte.

„Ja," fuhr er fort, „von der Zeit an ist ihr Leben eine Tragödie. Aber das hätte sie wissen müssen, bevor ich sie heiratete. Ich habe nichts vor ihr verheimlicht. Bon Dieu! Das hätte sie wissen müssen! Warum können die Frauen die Dinge nicht so sehen, wie sie wirklich sind? Meine Geliebte, Mademoiselle, ist kein Wesen aus Fleisch und Blut, meine Geliebte ist meine Kunst. Sie war mir immer das Wichtigste im Leben und wird es auch bleiben. Damit hat sich meine

Frau nie abgefunden — es ist ihr einfach unmöglich, sich damit abzufinden. Sie tut mir leid, aber was soll ich machen? Ich war ein Narr, sie zu heiraten. Chère Mademoiselle, kein Kummer läßt sich mit dem vergleichen, der einen Tag und Nacht verfolgt, von einer Mahlzeit zur andern, jahraus, jahrein, dem Kummer zweier Menschen, die sich nie hätten heiraten sollen, weil die Liebe des einen zu groß ist und alles verlangt, während der andere überhaupt keine Liebe empfindet — nein, gar keine mehr, sie ist seit langem tot — und nur wenig zu geben vermag."

„Können Sie sich nicht trennen?" fragte Noel nachdenklich.

„Es ist schwer, sie zu verlassen, da sie mich genau so dringend braucht wie ihre Gifte. Ja, sie nimmt jetzt Rauschgifte, Mademoiselle. Wenn man auch nur eine Spur von Mitgefühl hat, kann man nicht fortgehn. Und dann, was soll sie anfangen? Wir leben von der Hand in den Mund in einem fremden Land. Sie hat keine Freunde hier, nicht einen einzigen. Wie könnte ich sie verlassen, so lange dieser Krieg dauert! Zwei Menschen auf einer einsamen Insel könnten sich ebenso wenig trennen. Und dabei bringt sie sich um mit diesen Giften und ich kann nichts dagegen tun."

„Arme Madame!" murmelte Noel. „Armer Monsieur!"

Der Maler fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Ich kann meine Natur nicht ändern," sagte er mit erstickter Stimme, „ebenso wenig wie sie die ihre. Und so schleppen wir uns weiter. Aber einer von uns beiden wird plötzlich daran zugrunde gehn. Sie ist schließlich noch viel ärger dran als ich. Treten Sie ein, Mademoiselle. Sagen Sie ihr nicht, daß ich Sie malen werde; meine Frau hat Sie gern, weil Sie sich geweigert haben, sich malen zu lassen."

Noel ging schaudernd die Treppe hinauf. Noch von ihrem ersten Besuch her war ihr der üble Geruch der Drogen in

Erinnerung. Im dritten Stock betraten sie ein kleines Wohnzimmer, dessen Wände mit Gemälden und Zeichnungen behängt waren. Aus einer Ecke ragte ein Stapel aufgeschichteter Leinwand hervor. Auf einem der wenigen Möbel, einem alten roten Sofa, saß ein untersetzter Mann in der Uniform eines belgischen Soldaten. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und sein bärtiges Gesicht ruhte auf den geballten Fäusten. Neben ihm wiegte ein kleines Mädchen seine Puppe. Es hatte ein hübsches, kleines, blasses Gesicht, ein sonderbar spitzes Kinn und sah mit seinen großen Augen unverwandt die Erscheinung im grauen Kaninchenpelz an.

„Ah, Barra! Du hier!" sagte der Maler. „Mademoiselle, darf ich Ihnen Monsieur Barra vorstellen, einen unserer Freunde, der von der Front kommt? Und das ist das Töchterlein unserer Wirtin; auch ein kleiner Flüchtling, nicht wahr, Chica?"

Das Kind antwortete mit einem flüchtigen, strahlenden Lächeln, dann nahm es wieder mit ernstem Gesicht die Betrachtung der fremden Dame auf. Der Soldat, der sich schwerfällig erhoben hatte, bot Noel mit melancholischem, glucksendem Kichern seine plumpe Hand.

„Nehmen Sie Platz, Mademoiselle," bat Lavendie, indem er einen Stuhl für sie zurechtrückte. „Ich werde meine Frau rufen." Und er verließ das Zimmer durch eine Doppeltür.

Noel nahm Platz. Der Soldat hatte seine frühere Stellung wieder eingenommen und das kleine Mädchen spielte weiter mit seiner Puppe, blickte aber dabei noch immer unverwandt auf die Besucherin. Noel war so befangen, daß sie keinen Versuch machte, etwas zu sagen. Nach kurzer Zeit trat der Maler mit seiner Frau durch die Doppeltür ein. Ihr magerer Körper war in einen roten Schlafrock gehüllt; sie hatte eingefallene Wangen, vorstehende Backenknochen und hungrige Augen;

das dunkle Haar hing offen herab, und die eine Hand spielte nervös mit einer Falte ihres Schlafrocks. Sie ergriff Noels Hand; die Augen, die sie zu ihr erhob, schienen sich in das Gesicht des Mädchens zu bohren, dann ließen sie plötzlich von ihr ab und schweiften unruhig umher.

„Wie geht es Ihnen?" fragte sie auf Englisch. „Pierre hat Sie also hergebracht, damit Sie mich wieder besuchen? Ich erinnere mich sehr gut an Sie. Sie wollten ihm nicht gestatten, daß er Sie male. Ah! que c'est drôle! Und dabei sind Sie doch so hübsch. He, Monsieur Barra, ist Mademoiselle nicht hübsch?"

Der Soldat kicherte schwerfällig und vertiefte sich wieder in den Anblick des Fußbodens.

„Henriette," sagte Lavendie, „setz' dich neben Chica — du darfst nicht stehen. Bitte, Mademoiselle, nehmen Sie doch Platz."

„Es tut mir so leid, daß Sie nicht gesund sind," sagte Noel und setzte sich wieder.

Der Maler lehnte an der Wand, und seine Frau sah mit halb zornigen und halb verschlagenen Blicken zu seiner langen, hageren Gestalt empor.

„Ist er nicht ein großer Maler, mein Gatte, was?" fragte sie Noel. „Sie würden nicht glauben, was der Mann alles leistet. Und wie er malt — von morgens bis abends! Sogar bei Nacht malt er in Gedanken. Und trotzdem wollen Sie sich nicht von ihm malen lassen?"

Lavendie sagte ungeduldig: „Sei vernünftig, Henriette, sprechen wir von etwas anderem."

Seine Frau zupfte nervös an einer Falte ihres roten Schlafrocks und warf ihm einen Blick zu wie ein gescholtener Hund.

„Ich bin hier eine Gefangene, Mademoiselle, ich komme nie aus dem Haus. Hier lebe ich tagaus, tagein — mein Mann malt

unaufhörlich. Wer hätte Lust, hier unter Ihrem grauen Himmel allein spazieren zu gehn, wo der Haß aus allen Gesichtern spricht? Da bleibe ich lieber in meinem Zimmer. Mein Mann geht aus, um zu malen; jedes Gesicht, das er sieht, interessiert ihn, nur das eine nicht, das er täglich sieht. Aber ich bin eine Gefangene. Monsieur Barra ist seit langem unser erster Besuch."

Der Soldat erhob sein Gesicht von den geballten Fäusten. „Prisonnier, Madame! Was würden Sie erst sagen, wenn Sie draußen wären!" Und wieder ließ er sein heiseres Kichern hören. „Wir, wir draußen sind die Gefangenen. Was würden Sie zu einer solchen Gefangenschaft sagen, wo Tag und Nacht um Sie herum unaufhörlich die Bomben explodieren? Ohne jede Pause. Bum! Bum! Bum! Ah! les tranchées. Von Freiheit weiß man dort wenig."

„Eigentlich lebt jeder in einem Gefängnis," erklärte Lavendie bitter. „Sogar Mademoiselle ist eine Gefangene — und selbst die kleine Chica mit ihrer Puppe. Jeder lebt in einem Gefängnis, Barra. Auch Monsieur Barra ist Maler, Mademoiselle."

„Moi!" sagte Barra und hob seine große haarige Hand in die Höhe. „Ich male Pfützen, explodierende Bomben, Pferderippen — ich male Erdlöcher, Erdlöcher und wieder Erdlöcher, Stacheldraht, Stacheldraht und wieder Stacheldraht, und Wasser — endloses, ödes, ekliges Wasser. Ich male Granatsplitter, und die Seelen der Menschen nackt, und die Körper der Menschen tot, und Gespenster die ganze Nacht — Gespenster — und das alles, das mal' ich in meinem Kopf." Plötzlich verstummte er und versank wieder in die Betrachtung des Teppichs, während er sein bärtiges Gesicht auf die Fäuste stützte. „Und weiß wie Schnee sind ihre Seelen, die Seelen der toten Kameraden," fügte er plötzlich mit erhobener Stimme hinzu, „Millionen von Belgiern, Engländern, Fran-

zosen, sogar die Boches haben weiße Seelen. Und alle diese Seelen male ich!"

Ein leichter Schauer durchlief Noel, und sie blickte Lavendie bittend an.

„Barra ist ein großer Maler," sagte er, als wäre der Soldat nicht anwesend, „aber der Krieg hat eine Schraube bei ihm gelockert. Doch was er sagt, ist trotzdem wahr. Dort draußen gibt es keinen Haß, aber hier sind wir Gefangene des Hasses, Mademoiselle; man sollte dem Haß, diesem Gift, aus dem Wege gehn!"

Seine Frau streckte die Hand aus und berührte die Schulter des Kindes.

„Warum sollen wir nicht hassen?" fragte sie. „Wer hat Chicas Vater getötet und ihr Haus in die Luft gesprengt? Wer hat sie hierher in dieses schreckliche England geschleppt — pardon Mademoiselle, aber es ist schrecklich! Ah! les Boches! Wenn mein Haß sie vernichten könnte, bliebe kein einziger am Leben. Selbst mein Mann war nicht so von seiner Malerei besessen, als wir noch zu Hause lebten. Aber hier —!" Wieder schoß sie ihm einen wütenden Blick zu, senkte jedoch gleich die Augen wie nach einer Zurechtweisung. Noel merkte, daß die Lippen des Malers sich bewegten und die Gestalt der kranken Frau sich zu winden begann.

„Du bist verrückt mit deiner Malerei!" Sie blickte Noel lächelnd an. „Wollen Sie eine Schale Tee, Mademoiselle? Monsieur Barra, Sie vielleicht?"

Der Soldat erwiderte heiser: „Nein, Madame; im Schützengraben gibt's Tee genug. Er tröstet uns. Aber wenn wir draußen sind — dann wollen wir Wein, le bon vin; le bon petit vin!"

„Bring' Wein, Pierre!"

Noel erkannte an dem Gesicht des Malers, daß kein Wein im Hause war und vielleicht auch kein Geld, um welchen zu kaufen; aber er ging schnell hinaus. Sie erhob sich und sagte: „Ich muß jetzt gehn, Madame."

Madame Lavendie beugte sich vor und umklammerte ihr Handgelenk. „Warten Sie doch, Mademoiselle. Wir werden Wein trinken und Pierre wird Sie dann nach Hause bringen. Sie dürfen nicht allein gehn — Sie sind viel zu hübsch. Ist sie nicht hübsch, Monsieur Barra?"

Der Soldat blickte auf. „Was würden Sie dazu sagen, wenn Flaschen voll Wein in der Luft zerschellten, roter Wein und weißer Wein — den ganzen Tag und die ganze Nacht! Große Flaschen voll Stahl, so groß wie Chica, und kleine Flaschen, die den Menschen die Köpfe wegreißen! Bum, kss-s-s, und ein Haus stürzt ein, und Fetzen von Menschen, ganz, ganz kleine Fetzen, winzige Fetzen fliegen durch die Luft und bedecken den Boden. Große Seelen gibt's draußen, Madame. Aber ich will Ihnen ein Geheimnis verraten," und wieder kicherte er heiser, „alle sind ein ganz klein wenig verrückt; nicht der Rede wert — nur so ein ganz klein wenig verrückt; so wie eine Uhr, verstehn Sie, die man unaufhörlich aufziehn kann, weil die Feder kaputt ist. Das ist die große Entdeckung des Krieges, Mademoiselle," sagte er, indem er sich zum erstenmal direkt an Noel wandte, „man kann nicht zu einer großen Seele werden, ehe man nicht ein ganz klein wenig verrückt ist." Und indem er rasch seine grauen Schweinsäuglein senkte, nahm er seine frühere Haltung wieder ein. „Und diese Verrücktheit werd' ich eines Tages malen," sagte er, zum Teppich gewandt; „wie sie in einer winzigen Ecke einer jeden Seele all dieser Millionen Menschen steckt, wie sie kauert, wie sie lauert, ganz plötzlich, ganz leise, wenn wir alle glauben, daß sie schlummert; bald hier — bald da — früher

— oder später, wenn man es am wenigsten erwartet, schlüpft sie aus und ein, wie eine Maus mit glänzenden Augen. Millionen von Menschen mit weißen Seelen, und alle ein wenig verrückt. Ein großes Sujet, glaub' ich," fügte er schwerfällig hinzu. Unwillkürlich griff sich Noel ans Herz, das stürmisch klopfte. Ihr wurde ganz übel.

„Wie lange sind Sie schon an der Front, Monsieur?"

„Zwei Jahre, Mademoiselle. Es wäre schon Zeit heimzugehen und zu malen, nicht wahr? Aber die Kunst —!" Er zuckte mit den breiten, runden Schultern, mit dem ganzen bärenstarken Körper. „Ein klein wenig verrückt," murmelte er noch einmal. „Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Einmal im Winter, nach einem vierzehntägigen Urlaub, komme ich bei Nacht in den Schützengraben zurück; ich brauche ein wenig Erde, um ein Loch im Boden auszufüllen, dort, wo ich schlafe. Wenn man vorher in einem Bett geschlafen hat, wird man zimperlich. Ich scharre also ein wenig Erde von der Brustwehr weg und da stoße ich auf etwas Komisches. Ich leuchte mit meinem Feuerzeug und erblicke das Gesicht eines Boche, ganz gefroren und voll Erde und tot und grünlichweiß beim Schein meines Feuerzeugs."

„Nein! Nein!"

„O doch, Mademoiselle, so wahr ich hier sitze. Sehr nützlich vor der Brustwehr, so ein toter Boche. Früher einmal ein Mensch wie ich. Aber gegen Morgen konnt' ich ihn nicht mehr ertragen; wir haben ihn ausgegraben und beerdigt und haben das Loch mit etwas anderem zugestopft. Doch in der Nacht vorher bin ich dort gestanden und mein Gesicht war dem seinen so nah" — und er hielt seine dicke Hand einen Fußbreit vor sein Gesicht. „Wir redeten miteinander von zu Hause; er hatte eine Seele, der Mensch. Il me disait des choses, wie sehr er gelitten hat. Und ich erzählte ihm auch

von meinen Leiden. Du lieber Gott, wir haben alles kennen gelernt. Niemals wird man mehr erfahren, als wir da draußen erfahren haben, denn wir sind verrückt — nicht der Rede wert, nur ein ganz, ganz klein wenig verrückt. Wenn Sie uns auf der Straße begegnen, denken Sie daran, Mademoiselle." Und wieder vergrub er das Gesicht in seine Fäuste.

Im Zimmer war Stille eingetreten — seltsame, tiefe Stille. Das kleine Mädchen spielte mit der Puppe, der Soldat stierte auf den Boden, die Frau bewegte lautlos die Lippen, und Noel erwog fortwährend den Gedanken: ‚Könnt' ich nicht aufstehn und davonlaufen?' Aber sie blieb sitzen, von der Stille hypnotisiert, bis Lavendie mit einer Flasche und vier Gläsern wieder erschien.

„Sie müssen auf unsere Gesundheit und auf unser Wohl trinken, Mademoiselle," sagte er.

Noel hob das Glas, das er ihr gereicht hatte. „Ich wünsche Ihnen alles Gute."

„Auch Ihnen, Mademoiselle," murmelten die beiden Männer.

Sie trank ein wenig und erhob sich.

„Und nun, Mademoiselle," sagte Lavendie, „wenn Sie gehen müssen, will ich Sie nach Hause begleiten."

Sie ergriff Madame Lavendies Hand, die kalt war und den Druck nicht erwiderte; ihre Augen zeigten den glasigen Blick, an den Noel sich noch erinnerte. Der Soldat hatte sein leeres Glas auf den Boden gestellt und betrachtete es; Noel hatte er vergessen. Sie wandte sich schnell der Tür zu, nachdem sie noch einen Blick auf das kleine Mädchen, das seine Puppe wiegte, geworfen hatte.

Auf der Straße begann der Maler sofort in seinem schnellen Französisch zu sprechen:

„Ich hätte Sie nicht bitten sollen herzukommen, Mademoi-

selle; ich wußte nicht, daß unser Freund Barra da sein würde. Und obendrein ist meine Frau nicht in dem Zustand, eine Dame zu empfangen; vous voyez qu'il y a de la manie dans cette pauvre tête. Ich hätte Sie nicht darum bitten sollen; aber mir war so elend zu Mute."

„O," murmelte Noel, „das verstehe ich."

„In unserer Heimat drüben, da hatte sie noch Interessen. Hier in dieser großen Stadt hat sie den ganzen Tag nichts zu tun, als ihren Groll gegen mich zu nähren. Ah, dieser Krieg! Ich habe oft das Gefühl, als befänden wir uns alle im Magen einer zusammengerollten Riesenschlange. Da liegen wir und werden von ihr verdaut. In gewisser Hinsicht ist es besser draußen im Schützengraben; dort ist man jenseits des Hasses, die Soldaten haben einen höheren Standpunkt erreicht als wir. Es ist erstaunlich, daß sie noch weiterkämpfen können, bis die Boches geschlagen sind; das ist seltsam und doch großartig. Hat Ihnen Barra erzählt, wie alle diese Kämpfer, wenn sie zurückkommen, in Zukunft die Welt einrichten und regieren wollen? Aber dazu wird es nie kommen; sie werden voneinander getrennt und zerstreut werden, werden sich wieder ins Leben einfügen und kommandieren lassen wie zuvor. Die Zunge und die Feder werden sie regieren, die Leute, die nichts vom Krieg gesehen haben, werden sie regieren."

„O!" rief Noel, „aber sie werden in Zukunft sicher die Tapfersten und Stärksten sein."

Der Maler lächelte.

„Der Krieg macht die Menschen einfach und unkompliziert," sagte er. „Aber das Leben im Frieden ist weder einfach noch unkompliziert, es ist verwickelt, voll wechselnder Einflüsse, denen sich die Menschen anpassen müssen. Die Listigen, die Klugen, die Anpassungsfähigen werden in Friedenszeiten immer regieren. Es ist tragisch, daß alle

diese tapferen Soldaten glauben, die Zukunft gehöre ihnen."

„Barra hat etwas Merkwürdiges gesagt," murmelte Noel. „Er sagte, daß sie alle ein ganz klein wenig verrückt seien."

„Dieser Barra ist ein seltsam genialer Kerl. Sie sollten einige seiner früheren Bilder sehen. Verrückt ist nicht ganz die richtige Bezeichnung, aber irgendeine Schraube ist los, und das merkt man allen an; sie haben den Maßstab verloren, werden in eine bestimmte Richtung gedrängt. Dieser Krieg, Mademoiselle, ist wie ein großes Treibhaus; das Wachstum jeder Pflanze wird forciert, jede Tugend, jede Leidenschaft, Haß und Liebe, Intoleranz und Gier und Geiz, Mut und Energie, ja sogar Selbstaufopferung — alles wird übertrieben und weit über die natürliche Kraft, über die vorhandene Leistungsfähigkeit hinaus ausgenützt, bis eine gewaltige, wild wuchernde Ernte emporschießt. Dann — krach! kommt der Rückschlag und diese Pflanzen welken und faulen und verkommen. Wir, die wir das Leben mit dem Auge des Künstlers sehen, sind jedoch die einzigen, die das empfinden, aber wir sind nur wenige. Die wahre Form der Dinge geht verloren. Man sieht alles wie durch einen Nebel von Blut. Die Menschen haben Angst davor, gerecht zu sein. Bedenken Sie doch, daß wir alle nicht nur unsere Feinde hassen, sondern auch jene, die anders sind als wir. Sehn Sie sich die Straßen an — sehn Sie nur, wie Männer und Frauen einander in die Arme stürzen, wie die Göttin Venus in diesem Treibhaus regiert. Ist es da nicht natürlich, daß die Jugend, die im Begriff ist zu sterben, gierig nach Vergnügen, nach Liebe, nach Vereinigung strebt, ehe der Tod kommt?"

Noel blickte zu ihm auf. ‚Jetzt,' dachte sie, ‚werde ich's ihm sagen.'

„Ja," erwiderte sie, „das alles ist wahr, auch mir ist es so gegangen. Ich möchte, daß Sie es wissen. Wir konnten nicht

heiraten — wir hatten keine Zeit mehr. Und er ist gefallen. Aber sein Sohn lebt. Deshalb war ich so lange weg. Jeder soll es wissen." Sie sprach gefaßt, doch ihre Wangen brannten.

Des Malers Hände zuckten empor, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen, dann erklärte er ruhig:

„Meine tiefste Verehrung, Mademoiselle, und meine wärmste Anteilnahme. Und Ihr Vater?"

„Es ist schrecklich für ihn."

Der Maler sagte sanft: „Ah Mademoiselle, ich bin nicht so überzeugt davon. Vielleicht leidet er nicht so sehr, wie Sie glauben. Vielleicht geht ihm nicht einmal Ihr Kummer gar so nahe. Er lebt in einer Welt für sich. Ich glaube, seine eigentliche Tragödie besteht darin, daß er lebt und doch nicht genügend lebt, um die Wirklichkeit zu fühlen. Kennen Sie die Beschreibung einer alten Frau von Anatole France: ‚Elle vivait, mais si peu'? Paßt das nicht auf die Kirche von heutzutage: ‚Elle vivait, mais si peu'? Mir kommt Ihr Vater immer so vor wie ein schöner, dunkler Kirchturm zur Nachtzeit, bei dem man nicht wahrnehmen kann, was ihn mit der Erde verbindet. Ihr Vater kennt das Leben nicht, und er wird es auch nie kennen lernen."

Noel sah ihn forschend an. „Was verstehen Sie unter ‚Leben', Monsieur? Ich lese immer vom Leben und die Menschen sprechen davon, daß man etwas vom Leben sehen soll. Was ist es, wo ist es? Ich sehe nie etwas, was man Leben nennen könnte."

Der Maler lächelte.

„Etwas vom Leben sehen," sagte er, „ah, das ist eine andre Sache. Sich amüsieren! Nach meiner Erfahrung können sich diejenigen Leute, die etwas vom Leben sehen wollen, dabei nicht amüsieren. Sie wissen, wenn man sehr durstig ist, so trinkt und trinkt man, aber trotzdem wird der Durst nicht gelöscht.

Es gibt Gelegenheiten, bei denen man vom Leben etwas zu sehen bekommt, wie man zu sagen pflegt; aber die einzigen, die sich dort amüsieren, sind ein paar langweilige Burschen wie ich, die hingehen, um bei einer Tasse Kaffee zu schwatzen. Übrigens, in Ihrem Alter ist das vielleicht anders."

Noel schlang die Hände ineinander, und ihre Augen schienen im Dunkel zu leuchten. „Ich sehne mich nach Musik und Tanz, nach Licht und schönen Dingen und Menschen; aber nichts von alledem kann ich haben."

„Nein, das werden Sie nirgends finden, weder in dieser noch in einer andern Stadt. Foxtrot und Ragtime und bemalte, gepuderte Gesichter und herausfordernde Blicke und halb betrunkene junge Männer und Frauen mit geschminkten Lippen — das alles gibt es im Überfluß. Aber Rhythmus und Schönheit und Charme — das finden Sie nirgends. Als ich noch jünger war, hab' ich in Brüssel viel vom Leben gesehen, wie man so sagt; aber niemals unverdorbene Schönheit. Alles wandelte sich zu Asche im Mund. Ah, Sie können darüber lächeln, aber ich weiß, was ich sage. Das Glück kommt nie, wenn man es sucht, Mademoiselle; Schönheit finden Sie nur in der Natur und in wahrer Kunst, niemals in diesen falschen, lächerlichen Surrogaten. Hier in der Nähe ist ein Lokal, das von Belgiern besucht wird; wollen Sie sich davon überzeugen, wie recht ich habe?"

„Gerne."

„Très bien! Gehn wir hinein!"

Sie traten in die Drehtür, die den Besucher in einen hell erleuchteten Vorraum förmlich hineinstieß. Nach einigen Schritten blickte der Maler Noel zögernd an, hierauf wandte er sich von der Tür, die er gerade öffnen wollte, weg, in ein Zimmer zur Rechten. Es war groß, voll von Gold und Plüsch und Marmortischen, an denen Pärchen saßen, junge Männer in

Uniform oder ältere in Zivil, miteinander oder mit jungen Frauenzimmern. Noel betrachtete eine nach der andern, während sie den großen Saal durchschritten, bis sie ein leeres Tischchen fanden. Sie sah, daß einige hübsch waren und andere bloß so taten, daß fast alle gepudert waren und gefärbte Augenbrauen und Lippen hatten, so daß sie es zuletzt peinlich empfand, ihr Gesicht nicht hergerichtet zu haben. Oben auf einer Galerie spielte eine kleine Kapelle eine einschmeichelnde, leere, nichtssagende Melodie, und das Summen der sprechenden und lachenden Menschen war geradezu betäubend.

„Was möchten Sie nehmen, Mademoiselle?" fragte der Maler. „Es ist gerade neun Uhr; wir müssen rasch bestellen."

„Kann ich so ein grünes Getränk haben?"

„Deux crêmes de menthe," sagte Lavendie zum Kellner.

Noel war zu sehr mit ihrer Umgebung beschäftigt, um das merkwürdig bittere Lächeln zu bemerken, das um seine Lippen spielte. Sie betrachtete prüfend die Gesichter der Frauen, deren Augen sie verstohlen, kalt und fragend musterten, und die Gesichter der Männer, deren Augen verstohlen, warm und neugierig auf ihr ruhten.

„Ob wohl Vater je in einem solchen Lokal war?" fragte sie, während sie das Glas mit der grünen Flüssigkeit an den Mund führte. „Schmeckt das gut? Es riecht nach Pfefferminz."

„Es hat eine schöne Farbe. Auf Ihr Wohl, Mademoiselle!" und er stieß mit ihr an.

Noel nippte, setzte das Glas ab und nippte wieder.

„Es schmeckt gut, aber furchtbar süß. Kann ich eine Zigarette haben?"

„Des cigarettes," sagte Lavendie zum Kellner, „et deux cafés noirs. Und wenn wir uns jetzt noch vorstellen, Mademoiselle," murmelte er, nachdem man sie bedient hatte, „daß

jeder von uns auch eine Flasche Wein getrunken hat, werden wir alle Vorstufen zum sogenannten Laster hinter uns haben. Amüsant, nicht wahr?" Er zuckte die Achseln.

Sein Gesicht schien Noel plötzlich trübe, fast verdrossen.

„Seien Sie mir nicht böse, Monsieur; für mich ist alles so neu."

Des Malers Gesicht zeigte wieder sein wehmütig freundliches Lächeln.

„Pardon! Ich habe mich gehen lassen. Aber es tut mir weh, Schönheit an einem Ort wie diesem zu sehen. Sie paßt nicht zu dieser Melodie, zu diesen Stimmen, zu diesen Gesichtern. Unterhalten Sie sich, Mademoiselle, genießen Sie alles! Beobachten Sie, wie diese Menschen einander ansehn, welche Art von Liebe aus ihren Augen leuchtet! Schade, daß wir nicht hören können, was sie sprechen. Glauben Sie mir, ihre Gespräche sind überaus kultiviert, ganz vergeistigt. Diese jungen Frauen tragen ihr Scherflein bei, wie man zu sagen pflegt, tragen zur Erholung all dieser Leute bei, die im Dienst des Vaterlandes stehn. Laßt uns essen, trinken und lieben, denn morgen sind wir tot. Wer schert sich um das Einfache, Schöne in der Welt in Zeiten wie diese? Das Haus des Geistes liegt verödet."

Er sah sie von der Seite an, so als wollte er tief in ihre Seele blicken.

Noel erhob sich. „Ich möchte gehn, Monsieur."

Er half ihr in den Mantel, zahlte, und wieder suchten sie ihren Weg zwischen den kleinen Tischchen, durch das Summen der schwatzenden, lachenden Menschen und den Tabakrauch, während eine andere, leere, nichtssagende Melodie hinter ihnen ertönte.

„Dort drin," sagte der Maler, indem er auf eine Tür wies, „wird getanzt. Ja, so ist es! London im Krieg! Eigentlich

geht es in allen Großstädten so zu. Hat Ihnen dieser Anblick des ‚Lebens' Vergnügen gemacht, Mademoiselle?"

„Ich glaube, man muß tanzen, um glücklich zu sein. Kommen Ihre Freunde hieher?"

„O nein, sie treffen sich in einem Zimmer, in dem es viel weniger fein zugeht, wo sie Domino spielen, Kaffee und Bier trinken und schwatzen. Sie können das Geld nicht so hinauswerfen."

„Warum haben Sie mich nicht dorthin geführt?"

„Mademoiselle, Sie könnten in jenem Zimmer jemanden sehen, den Sie vielleicht eines Tages wieder treffen würden; dort, wo wir uns aufhielten, waren Sie sicher — das hoffe ich wenigstens."

Noel zuckte die Achseln. „Ich glaube, jetzt kommt es nicht mehr darauf an, was ich tue."

Und eine plötzliche Erregung würgte sie in der Kehle, eine Erinnerung an die Vergangenheit, die Mondnacht, die dunkle alte Abtei, die Wälder und den Fluß. Zwei Tränen liefen ihr über die Wangen.

„Ich mußte gerade an etwas denken," sagte sie mit erstickter Stimme. „Es ist schon wieder gut."

„Chère Mademoiselle!" murmelte Lavendie. Und während des ganzen Heimwegs war er schüchtern und unglücklich. Als sie ihm an der Tür die Hand reichte, sagte sie leise:

„Es tut mir leid, daß ich so dumm war. Herzlichen Dank, Monsieur. Gute Nacht!"

„Gute Nacht und schöne Träume! Bessere Zeiten werden kommen und Friede und Glück wieder in der Welt herrschen. Wir werden nicht ewig in so unnatürlichen Zuständen leben. Gute Nacht, chère Mademoiselle!"

Noel schlich sich leise ins Kinderzimmer hinauf. Ein Nachtlicht brannte, die Kinderfrau und der Kleine schliefen fest.

Auf den Zehenspitzen ging sie in ihr Zimmer hinüber. Dort fühlte sie sich plötzlich so müde, daß sie sich kaum entkleiden konnte, und doch auch wieder seltsam beruhigt, als hätte diese plötzliche Erregung Cyril und die Vergangenheit in ihr für immer ausgelöscht.

DRITTES KAPITEL

I

Noels erster Zusammenstoß mit der öffentlichen Meinung erfolgte am nächsten Tag. Das Kind war soeben von seinem Spaziergang heimgekehrt. Es schlummerte behaglich; sie hatte es in seinem Zimmer zurückgelassen und war im Begriff, die Treppe hinunterzugehen, als ihr aus der Halle jemand zurief: „Guten Tag!" Unten stand in Khakiuniform der Hilfsgeistliche ihres Vaters, Adrian Lauder. Einen Augenblick blieb sie zögernd stehen, ging dann hinunter und legte ihre Hand in seine. Er war ein plumper, etwa dreißigjähriger Mann mit gelblicher Gesichtsfarbe, den die Uniform mit dem weißen, hinten geschlossenen Stehkragen unvorteilhaft kleidete. Nur der lebhafte Ausdruck seiner Augen wirkte versöhnlich; er verriet die denkbar besten Absichten und einen Hang zur Sentimentalität, wenn er etwas Schönes sah.

„Ich habe Sie eine Ewigkeit nicht gesehen," sagte er unbeholfen und folgte ihr in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

„Ja," erwiderte Noel. „Wie gefällt es Ihnen an der Front?"

„O!" rief er, „die Leute halten sich prachtvoll!" und seine Augen glänzten. „Ich freue mich so, Sie wiederzusehen."

„Wirklich?"

Diese Frage schien ihn zu verwirren; er stotterte:

„Ich wußte gar nicht, daß Ihre Schwester ein Kind hat. Ein herziges Kind!"

„Sie hat auch keines."

Lauder sperrte den Mund auf. ‚Wie dumm er aussieht!' dachte sie.

„O! Also ein Schützling — wahrscheinlich aus Belgien?"

„Nein, es gehört mir, es ist mein Kind." Sie wandte sich um und streifte den Ring vom Finger. Als sie Lauder wieder ansah, hatte er seine Fassung noch nicht erlangt. Er sah unglücklich drein, als hätte man ihm so etwas nicht antun dürfen.

„Machen Sie doch kein solches Gesicht!" sagte Noel. „Haben Sie mich nicht verstanden? Es ist mein Kind — meines." Sie streckte ihm die Linke hin. „Sehn Sie, ich habe keinen Ehering."

Er stotterte: „Wirklich, Sie sollten nicht — Sie sollten nicht — — !"

„Was denn?"

„Scherzen über — über solche Dinge; wahrhaftig nicht!"

„Man ist nicht zum Scherzen aufgelegt, wenn man ein Kind hat, ohne verheiratet zu sein."

Lauder klappte plötzlich zusammen. Er sah aus, als wäre knapp neben ihm eine Bombe geplatzt. Dann aber raffte er sich auf, gab sich einen Ruck, wie man in solchen Fällen zu tun pflegt, und sagte mit sonderbarer Stimme, steif und ungelenk: „Ich kann es nicht — man kann unmöglich — es ist nicht — —"

„Doch," entgegnete Noel. „Wenn Sie es mir nicht glauben, fragen Sie Vater."

Er griff sich an den Kragen. Sie hatte den absurden Gedanken, daß er ihn herunterreißen wolle, und rief: „Bitte nicht!"

„S i e!" sagte er. „S i e! Aber — —"

Noel kehrte ihm den Rücken und trat ans Fenster. Sie blickte hinaus, ohne irgendetwas zu sehen.

„Ich mag es nicht verheimlichen," sagte sie, ohne sich umzuwenden, „jeder soll es erfahren. Das ist einfach nicht auszuhalten — nicht auszuhalten!", und sie stampfte mit dem Fuß auf. „Sehn Sie nicht, wie dumm es ist — wenn ein jeder den Mund vor Staunen aufreißt!"

Ein leiser Ausruf des Schmerzes entfuhr ihm, und ihr Gewissen regte sich plötzlich. Er hielt die Lehne eines Sessels umklammert, sein Gesicht hatte den Ausdruck von Schwerfälligkeit verloren, ein mattes Rot färbte seine Wangen. Noel hatte das Gefühl, als wäre sie eines Verrats überführt worden. Es war sein Schweigen, dieser seltsame Blick eines ganz unpersönlichen Schmerzes, für den er keine Worte fand und in dem sie etwas viel Tieferes als bloße Mißbilligung sah — etwas, was in ihr selbst ein Echo fand. Rasch schritt sie an ihm vorbei und verließ das Zimmer. Sie lief die Treppe hinauf und warf sich auf ihr Bett. Nicht als ob ihr Lauder etwas bedeutet hätte! Sie selbst war schuld an diesem furchtbaren Gefühl, das sie jetzt zum erstenmal mit schmerzlicher Deutlichkeit empfand: Sie hatte Verrat an ihrem Stand geübt, hatte das Recht verwirkt, als anständige Frau zu gelten, ihre stille Zurückhaltung und gute Erziehung preisgegeben und die Liebe, die seit ihrer Kindheit an sie verschwendet worden, mit schwarzem Undank gelohnt, denn sie hatte sich wie irgendein verwahrlostes gewöhnliches Mädchen aufgeführt. Bisher hatte sie das nie so deutlich empfunden, nicht einmal damals, als Gratian davon erfuhr und die Schwestern, keines Wortes mächtig, zu beiden Seiten des Kamins gestanden waren. Damals erfüllten Noel noch die Leidenschaft und der Kummer um den Toten. Aber das war jetzt vorbei, als hätte sie nie etwas derartiges empfunden. Und sie fand keine Entschuldigung, nichts, was sie vor dieser erdrückenden Demütigung und diesem Kummer hätte schützen können. Sie war verrückt gewesen!

Sie mußte verrückt gewesen sein! Dieser Belgier Barra hatte recht: Sie waren alle ‚ein ganz klein wenig verrückt' in diesem ‚Treibhaus', das der Krieg geschaffen. Sie vergrub ihr Gesicht tief in die Kissen, so daß sie kaum zu atmen vermochte; ihr Kopf, ihre Wangen und Ohren glühten. Wenn er bloß Abscheu gezeigt, irgendetwas getan hätte, was ihren Gerechtigkeitssinn beleidigt, ihren Zorn oder das Gefühl in ihr erregt hätte, das Schicksal habe sie grausam behandelt! Aber er war bloß dagestanden wie die verkörperte Bestürzung, wie jemand, dem eine tief verankerte Illusion zerstört wurde. Es war entsetzlich! Dann sprang sie auf, von dem Gefühl gepackt, daß sie nicht still sitzen könne, daß sie gehen, laufen, der Empfindung entfliehen müsse, Verrat und Betrug verübt zu haben. Unten war alles still, sie schlich die Treppe hinab und zur Tür hinaus. Ohne zu wissen, wohin sie eilte, schlug sie den Weg ein, den sie täglich in ihr Spital gegangen war. Die Bäume und Sträucher strömten an diesem letzten Apriltag in ihrem Blätter- und Blütenschmuck einen süßen Duft aus. Die Hunde liefen munter umher, und die Menschen sahen im Sonnenlicht fast glücklich drein. ‚Wenn ich mir selbst entrinnen könnte, dann wäre mir alles gleichgültig,' dachte sie. ‚Es ist leicht, von den Menschen, von London, ja vielleicht sogar von England zu fliehen — aber vor sich selbst, unmöglich!' Sie kam an ihrem Spital vorbei und betrachtete es ohne Interesse: die Fahne des Roten Kreuzes, die sich von der Mauer abhob, einen Soldaten in seinem blauen Anzug mit der roten Binde, der eben herauskam. Sie hatte viel traurige Stunden hier erlebt, aber keine so traurige wie diese. Sie kam an der Kirche vorbei, die gegenüber Leilas Wohnung lag. Plötzlich stieß sie gegen einen großen Mann, der um die Ecke bog, und merkte, daß es Fort war. Sie nickte ihm zu und wollte an ihm vorübereilen; er jedoch hatte ihr die Hand

entgegengestreckt und sie konnte nicht anders, als ihre hineinlegen. Sie blickte ihn fest an und sagte:

„Sie wissen über mich Bescheid, nicht wahr?"

Sein offenes Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, als wolle er ein Hindernis nehmen. ‚Jetzt wird er lügen,' dachte sie bitter. Aber er log nicht.

„Ja, Leila hat es mir erzählt."

‚Jetzt wird er versuchen, mich reinzuwaschen!' dachte sie.

Er sagte: „Ich bewundere Ihren Mut."

„Ich bin nicht mutig."

„Es ist schwer, sich selbst zu kennen. Sie könnten wohl nicht ein paar Minuten langsamer gehn? Ich habe denselben Weg wie Sie."

„Ich weiß nicht, wohin ich gehe."

„Ich auch nicht."

Schweigend gingen sie zusammen weiter.

„Ich wünschte von Herzen, ich wäre wieder in Frankreich," erklärte Fort unvermittelt. „Man kommt sich hier nicht rein vor."

Noel stimmte ihm innerlich zu.

Ah! Fliehen können — vor sich selbst fliehen können! Aber bei dem Gedanken an ihr Kind wurde sie wieder mutlos. „Kann Ihr Bein nicht mehr geheilt werden?" fragte sie.

„Nein."

„Das ist schrecklich."

„Hunderttausende würden es als ein besonderes Glück betrachten; und das ist es auch, sobald man es vorzieht, lebendig zu sein statt tot, was ich entschieden tue, trotz meiner schlechten Laune."

„Wie geht es Kusine Leila?"

„Sehr gut. Sie schuftet weiter in ihrem Spital; sie ist ein ganz famoser Kerl." Er blickte sie jedoch nicht an und wieder

trat Schweigen ein, bis sie bei Lords Kricketplatz stehenblieben.

„Ich kann Ihnen nicht zumuten, in diesem Schneckentempo mit mir weiterzugehn."

„O, das macht nichts!"

„Ich wollte Ihnen nur eines sagen: Wenn ich Ihnen je in irgendeiner Richtung nützlich sein kann, bitte verfügen Sie über mich."

Er drückte ihr die Hand und lüftete den Hut. Noel ging langsam weiter. Diese kurze Unterredung mit all dem Unausgesprochenen und bloß Angedeuteten hatte ihre Nervosität nur noch gesteigert, aber doch auch in gewisser Hinsicht ihrem wunden Herzen wohlgetan. Hauptmann Fort verachtete sie also nicht, das war sicher; und er verbarg einen Kummer, so wie sie, das hatte sie an seinem Gesicht und dem Ton seiner Stimme erkannt, als er von Leila sprach. Sie beschleunigte ihre Schritte. Georges Worte fielen ihr ein: ‚Wenn du dich nicht selber schämst, wird niemand sich deiner schämen!' Leicht gesagt! Die alten Tage, ihre Schulzeit, die kleinen Tanzabende für die Jugend, die sie zu besuchen pflegte, als alles noch gut und schön war — vorbei, vorbei!

Aber an jenem Tage sollte es noch zu einem neuen Zusammenstoß mit der öffentlichen Meinung kommen. Als sie endlich nach dreistündigem Umherstreifen ermüdet auf dem Square vor ihrem Hause stand, begegnete sie einer Dame, die sie und Gratian seit ihrer Kindheit kannten, einer feinen alten Dame, der Witwe eines höheren Beamten, die ihr Leben in unverminderter Rüstigkeit guten Werken widmete. Ihre Tochter, die Witwe eines Offiziers, der an der Marne gefallen war, begleitete sie. Die beiden Frauen begrüßten Noel mit einer Sturzflut wohlgemeinter Fragen: So war sie also zurückgekehrt vom Lande und fühlte sich wieder ganz wohl? Und arbeitete wieder in ihrem Spital? Und wie ging es ihrem

Vater? Sie hatten gefunden, daß er recht schlecht und müde aussehe. Aber nun, da Gratian wieder zu Hause war — — Wie schrecklich, daß der Krieg Mann und Frau trennte! Und wem gehörte das süße kleine Kind, das sie im Hause hatten?

„Mir," erwiderte Noel und ging mit erhobenem Kopf geradewegs an ihnen vorbei. In jedem Nerv spürte sie die beleidigten, erschrockenen, aufs äußerste befremdeten Blicke der beiden treuen alten Freundinnen, die sie auf der Straße hatte stehen lassen; sie konnte sich vorstellen, wie sie sich von ihrem Erstaunen erholten und weitergingen, vielleicht ohne ein Wort zu sprechen, und wie sie, sobald sie um die Ecke bogen, zu reden begannen: ‚Was ist nur mit Noel los? Was hat sie gemeint?' Sie nahm den kleinen goldenen Ring aus ihrer Tasche und warf ihn so weit sie konnte in den Garten des Square. Dies bewahrte sie davor, in Tränen auszubrechen, und gefaßt trat sie ins Haus. Der Lunch war längst vorbei, doch ihr Vater war nicht weggegangen; er begegnete ihr in der Halle und zog sie mit sich ins Speisezimmer. „Du mußt essen, mein Kind," bat er. Und während sie die Mahlzeit hinunterwürgte, die er für sie hatte aufheben lassen, nahm er seine Lieblingsstellung ein: ein Fuß ruhte auf dem Kamingitter, während eine Hand das Sims umschloß.

„Dein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, Daddy," bemerkte sie tonlos. „Alle wissen es jetzt. Ich habe es Mr. Lauder, Monsieur Lavendie und den Dinnafords erzählt."

Sie sah, wie sich seine Finger lösten und wieder schlossen. „Ich bin froh darüber," sagte er.

„Tante Thirza gab mir einen Ehering, aber ich hab' ihn weggeworfen."

„Mein teures Kind," begann er. Doch die Stimme versagte ihm, so sehr bebten seine Lippen.

„Ich möchte dir noch einmal sagen, Daddy, daß es mir um deinetwillen schrecklich leid tut. Und auch, daß ich mich schäme. Ich glaubte erst, ich würde mich nicht schämen, aber ich habe mich geirrt. Nur kommt es mir grausam vor, und ich fühle mich vor Gott nicht schuldig; und es hat auch keinen Sinn, mir Reue zu predigen."

Pierson wandte sich um und blickte sie an. Noch lange Zeit konnte sie diesen Blick nicht vergessen.

II

Als Jimmy Fort Noel verließ, fühlte er sich ganz besonders elend. Seit jenem Tag, da Leila ihm von dem Unglück des jungen Mädchens erzählt hatte, war er sich bewußt, daß seinem Verhältnis nur Mitleid zu Grunde lag. Eines Tages war er seltsamerweise von Gewissensbissen befallen worden und hatte Leila einen Heiratsantrag gemacht; sie hatte ihn abgewiesen und war dadurch in seiner Achtung noch gestiegen, denn das Beben ihrer Stimme und der Blick ihrer Augen verrieten ihm deutlich, daß sie ihn nicht deshalb abwies, weil sie ihn nicht genug liebte, sondern weil sie fürchtete, seine Zuneigung zu ihr könne sich verringern. Sie hatte in ihrem Leben reichlich Erfahrungen gesammelt.

Heute benützte er die Mittagspause dazu, um ihr einige Blumen zu bringen und einen Brief zurückzulassen, daß er am Abend nicht kommen könne. Mit dem Hausschlüssel, den sie ihm gegeben hatte, öffnete er ihre Wohnung, stellte dann die japanischen Azaleen sorgsam in die ‚Famille Rose'-Schale und holte Wasser aus ihrem Schlafzimmer. Dann ließ er sich auf dem Sofa nieder und stützte den Kopf in die Hände.

Obwohl er so weit in der Welt herumgekommen war, hatte

er niemals viel mit Frauen zu tun gehabt. Und er besaß nichts von der Natur des Franzosen, der das, was ihm das Leben an Vergnügungen bietet, auf der Habenseite bucht und die natürliche und meist baldige Lösung solcher Affären als gegeben hinnimmt. Es war ein Vergnügen gewesen und jetzt war es kein Vergnügen mehr; aber dieser Umstand brachte die Sache nicht zur Lösung und sprach ihn nicht frei. Ein dunkler, tiefwurzelnder Trieb gebot ihm, ihrer nicht müde zu scheinen, solange sie seiner nicht müde war. Und er suchte ein wenn auch noch so schwaches Anzeichen für das Erlöschen ihrer Neigung zu finden, aber vergebens. Im Gegenteil, er hatte das bedrückende Gefühl, daß sie seiner wahrscheinlich schon müde geworden wäre, wenn er sie wirklich geliebt hätte. Für sie war er noch immer der nicht eroberte Mann trotz seines loyalen Bemühens, erobert zu erscheinen. Er hatte an jenem Abend nach dem Konzert in der Queen's Hall einen verhängnisvollen Fehler begangen, als er sich, halb von Mitleid, halb von seinen eigenen Wünschen getrieben, hatte gehen lassen.

Nach der Begegnung mit Noel kam ihm seine Torheit erst so recht zum Bewußtsein. Wie hatte er nur solch ein niederträchtiger Narr sein können, sich an Leila zu binden, noch dazu nach einem Abend, den er in Gesellschaft dieses Mädchens verbracht! War es die leise, undefinierbare Ähnlichkeit zwischen den beiden gewesen, die ihn dazu getrieben hatte? ‚Ich war ein Esel,' dachte er, ‚ein verdammter Esel! Für ein einziges Lächeln dieses Mädchens hätte ich jederzeit jede Stunde mit Leila geopfert.'

Das plötzliche Wiedersehen mit Noel nach all den Monaten, während deren er ehrlich, doch ohne jeden Erfolg bemüht gewesen war, ihre Existenz zu vergessen, brachte ihm stärker denn je zum Bewußtsein, daß er sie liebe, so sehr liebe, daß der bloße Gedanke an Leila einen Widerwillen in ihm hervorrief. Und doch

verbot es ihm der Instinkt des Gentleman, sein Geheimnis der einen oder der andern zu verraten. Es war eine entsetzlich verzwickte Sache! Er nahm einen Wagen, denn es war spät geworden. Auf dem ganzen Weg ins Kriegsministerium stand ihm die Gestalt des Mädchens und ihr von kurzem Haar umrahmtes Gesicht vor Augen. Und eine furchtbare Versuchung trat an ihn heran. War s i e nicht jetzt eigentlich das richtige Objekt für Mitleid und Ritterlichkeit geworden? Hatte er nicht ein Recht darauf, ihr in dieser schrecklichen Lage seinen Schutz angedeihen zu lassen? Leila hatte ihr Leben gelebt; aber vor Noel lag noch ein langes, verpfuschtes Leben. Und dann verzog er das Gesicht zu einer Grimasse des Ekels, denn er war sich seiner Heuchelei deutlich bewußt. Nicht Ritterlichkeit war die Triebfeder seiner Handlungsweise, sondern Liebe! Liebe! Liebe zu der Unerreichbaren! Und schweren Herzens betrat er das große Gebäude, wo er in einem kleinen Zimmer neben seinem Telephon, inmitten ziffernbedeckter Akten, sein Leben verbrachte. Der Krieg ließ alles trübe und aussichtslos erscheinen. Kein Wunder, daß ihm irgendeine Ablenkung willkommen gewesen — so sehr willkommen, daß er jetzt nicht mehr davon loskam!

VIERTES KAPITEL

I

Daß ein Familiengeheimnis öffentlich bekannt wird, ist nur eine Frage der Zeit. Wenn aber dieses Geheimnis eine Familie betrifft, die durch die Autorität und das Ansehen der Kirche unantastbar scheint, stellen sich einer solchen Entdeckung viele kleine Hindernisse in den Weg. So auch hier: das Unwahrscheinliche der Sache; die wirkliche Hochachtung vor Pierson; die instinktive Abwehr jener, die sich mit einer Einrichtung solidarisch erklären, deren Niederlage auch ihre Kraft vermindern würde; endlich das Empfinden, daß ein solcher Skandal zu schön wäre, um wahr zu sein. Die Dinnafords hätten aus Selbsterhaltungstrieb weiter darüber geschwiegen, solchen Eindruck hatte Noels gottlose Rede auf sie gemacht. Gerade das Ungeheuerliche daran rief in ihnen die Meinung wach, daß ein Mißverständnis vorliege, daß Noel sie habe zum besten halten wollen. Sie hofften, die alte Kinderfrau würde diese Ansicht bestätigen, und fingen sie ab, als sie das Kind spazieren führte, erhielten aber nur die kurze Auskunft: „O ja, es gehört Miß Noel. Ihr Mann ist gefallen — armes Ding!" Sie fühlten sich belohnt. Sie waren ja von vornherein davon überzeugt gewesen, daß das Ganze ein Mißverständnis sei. Erleichtert atmeten sie bei den Worten ‚ihr Mann' auf. Also eine dieser übereilten Kriegstrauungen, die der gute Pfarrer nicht gebilligt hatte und die deshalb verschwiegen worden war. Sehr begreiflich und überaus traurig! Doch ein Fünkchen Mißtrauen hielt sie davor zurück, dem guten

Pfarrer einen Beileidsbesuch abzustatten, was nicht hinderte, daß sie den Gerüchten und dem Klatsch, der ihnen zu Ohren kam, entschieden widersprachen. Aber eines Tages, als die ihnen befreundete Mrs. Curtis gar zu überzeugt behauptet hatte: „Sie trägt ja keinen Ehering, das kann ich beschwören, ich habe genau hingesehn," beschlossen sie, Mr. Lauder zu fragen. Er mußte es wissen und würde natürlich keine Ausflucht gebrauchen. Bei ihrer Frage erwies es sich so deutlich, wie genau er Bescheid wußte, daß sie am liebsten auf die Antwort verzichtet hätten. Der arme junge Mann war puterrot geworden.

„Ich ziehe es vor, nichts zu erwidern," sagte er. Die weitere kurze Unterredung verlief ganz besonders unbehaglich. Und ein mehr oder weniger starkes Unbehagen hatte innerhalb einiger Wochen nach Noels Rückkehr Piersons ganze Gemeinde erfaßt. Man konstatierte, daß beide Schwestern nicht mehr dem Gottesdienst beiwohnten. Gewisse Leute, die in der bestimmten Erwartung hingegangen waren, Noel dort zu sehen, blieben wieder aus, als sie nicht erschien. So unverfroren war sie doch nicht, in die Kirche zu kommen! Und Gratian schämte sich zweifellos zu sehr! Auch fiel es auf, daß der Pfarrer besonders ernst und mager aussah. Als die Gerüchte sich zur Gewißheit verdichteten, bewegten sonderbar gemischte Gefühle die Gemeinde: zum Teil sympathisierten sie mit Pierson, zum Teil verdammten sie ihn. Es war etwas an der Sache, was dem englischen Charakter besonders gegen den Strich ging. Piersons bloße Gegenwart an jedem Sonntag und seine priesterlichen Handlungen schienen den Leuten das gezeichnete und schamrote Antlitz des Privatlebens seiner Tochter zu zeigen und die Unfähigkeit der Kirche, ihre Herde zu hüten, in grelles Licht zu rücken. Wenn ein Vater seine eigene Tochter nicht auf den rechten Weg bringen konnte, wie

wollte er dann andere leiten! Er sollte sein Amt niederlegen — so dachte man, sprach es jedoch noch nicht aus. Er war so lange dort gewesen, hatte so viel Geld für die Kirche und die Gemeinde ausgegeben, und man liebte seine sanfte, träumerische Art. Er war ein Gentleman und hatte vielen geholfen; und obgleich seine Vorliebe für Musik und Ausschmückung des Gotteshauses stets Ärgernis erregte, hatte die Kirche doch ein gewisses Ansehen dadurch erlangt. Die Frauen wenigstens hatten sich immer darüber gefreut, wenn ihre Kirche die Frauen anderer Pfarrsprengel herüberzog. Moralische Vergehen, die in Friedenszeiten zu offen vor aller Augen lagen, um übersehen zu werden, fanden jetzt im Krieg weniger Beachtung, da die Gemüter durch Nahrungssorgen und Luftangriffe in Anspruch genommen waren. Natürlich konnte es nicht so weiter gehen! Trotzdem geschah vorläufig gar nichts.

II

Wenn jemand ins Gerede kommt, erfährt er stets als letzter, was man über ihn sagt, und so kam auch Pierson nichts Bestimmtes zu Ohren. Er schien wie sonst seiner täglichen Arbeit nachzugehen. Und dennoch ging eine heimliche, unmerkliche Veränderung vor. Selbst tödlich verwundet, hatte er die Empfindung, daß die andern ebenso litten wie er. Aber einige Wochen verstrichen, ehe es zu dem Vorfall kam, der zornige Abwehr in ihm hervorrief und seinen Beschützerimpuls weckte.

Eines Tages erschütterte ihn plötzlich eine geringfügige Roheit bis in die tiefste Seele. Er kam von einem langen Rundgang in seinem Pfarrsprengel zurück und bog gerade in den Square ein, als er jemanden leise hinter sich sagen hörte:

„Wie geht's dem kleinen Bankert?"

Kalter Ekel schnürte ihm die Kehle zu. Er rang nach Atem, wandte sich schnell um und gewahrte, wie zwei große Lausbuben sich rasch entfernten. Mit unterdrückter Wut rannte er ihnen nach, packte sie an den Schultern und drehte sie so heftig herum, daß sie ihm gegenüberstanden. Er schüttelte die Burschen, die ihn mit aufgesperrtem Mund erschreckt anstarrten, aus Leibeskräften.

„Wie könnt ihr euch unterstehen, solch ein Wort zu gebrauchen!" Der Ausdruck seines Gesichts und seiner Stimme mußte furchtbar sein, denn ihre entsetzten Mienen brachten ihm plötzlich seine Heftigkeit zum Bewußtsein und er gab sie frei. In zwei Sekunden hatten sie die nächste Ecke erreicht. Dort blieben sie einen Augenblick stehen, und einer von ihnen rief „Großpapa!", worauf sie verschwanden. Seine Lippen und Hände bebten und ein Gefühl überlief ihn, das er seit Jahren nicht gekannt hatte: das Gefühl momentaner Schwäche, das einen nach einem mörderischen Wutanfall überkommt. Er ging über den Platz, lehnte sich an das Gartengitter und dachte: ‚Gott verzeih' mir meine Sünde, aber ich hätte sie umbringen können! Ich hätte sie umbringen können!' Ein Teufel war in ihn gefahren. Hätte er eine Waffe bei sich gehabt, so wäre er vielleicht zum Mörder geworden. Entsetzlich! Nur einer der Burschen hatte ihn beschimpft, und doch hätte er sie beide umbringen können. Und sie hatten recht — und das Wort war in aller Munde — im Mund aller niedrigen, gemeinen Leute — und galt dem Kinde seiner Tochter! Bei diesem furchtbaren Gedanken, den man ihm auf so rohe Weise zum Bewußtsein gebracht hatte, zuckte er zusammen und packte die Gitterstäbe, als wollte er sie biegen.

Von diesem Tag an fühlte er sich immer mehr von den

Menschen ausgestoßen. Immer mehr wuchs in ihm die Empfindung vollkommener Zusammengehörigkeit mit Noel und ihrem geächteten Söhnchen; immer leidenschaftlicher wünschte er, die beiden stets beschützen zu können, und wurde immer mehr angeekelt von den Stimmen, die rings um ihn flüsterten, von den deutenden Fingern und der wachsenden Mißgunst. Er begann die tiefe, verborgene Wahrheit einzusehen, wie leicht die Verleumdung den Einfluß und den Ruf der Heiligkeit bei jenen vernichtet, denen er kraft ihrer Berufung zukommt; wie unschätzbar es ist, sich rein zu fühlen, und wie schwer, dies zu fühlen, wenn die Meinung andrer einen beschmutzt.

Er trachtete, so viel wie möglich bei Noel zu sein; manchmal gingen sie abends zusammen spazieren, ohne je von der Sache zu sprechen, um die ihre Gedanken unaufhörlich kreisten. Zwischen sechs und acht saß Noel gewöhnlich dem Maler im Salon; dann und wann wohnte Pierson den Sitzungen bei und spielte ihnen vor. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß jede männliche Gesellschaft Noel gefährdete. Dreimal war Jimmy Fort bei ihnen nach dem Dinner erschienen. Er hatte so wenig zu sagen, daß man kaum verstand, weshalb er eigentlich gekommen war. Aber Pierson mit dem aus Angst um seine Tochter geschärften Blick bemerkte, wie Forts Augen nicht von ihr abließen. ‚Er bewundert sie,' dachte er und tat sein Möglichstes, um den Charakter dieses Mannes zu ergründen, der ein solch unstetes Leben geführt hatte. ‚Könnte ich Nollie diesem Mann anvertrauen?' fragte er sich dann. ‚Soweit ist es gekommen, daß ich auf irgendeinen braven Mann warten muß, der sie heiraten wird — meine kleine Nollie, die gestern noch ein Kind war!'

In diesen traurigen, schmerzlich einsamen Wochen fand er in Leilas Wohnzimmer eine Art Zufluchtsstätte und verbrachte dort oft eine halbe Stunde, wenn sie vom Spital zurück war.

Das kleine schwarzbespannte Zimmer mit seinen japanischen Drucken und seinen Blumen wirkte beruhigend auf ihn, ebenso Leila, von deren letzter Verirrung er nichts ahnte — vielleicht fühlte er, daß auch sie nicht allzu glücklich war. Er kannte während jener Tage keine andere Freude, als sie zu beobachten, wie sie Blumen ordnete, französische Liedchen sang oder neben ihm saß, wenn er ihr sein Herz ausschüttete. Auch Leila beobachtete ihn und dachte: ‚Armer Edward! Du hast nie gelebt und wirst auch niemals leben!' Manchmal aber kam ihr der Gedanke: ‚Vielleicht ist er zu beneiden. Wenigstens fühlt er nicht, was ich fühle. Warum habe ich mich wieder verliebt?'

In der Regel sprachen sie nicht über Noel, doch eines Abends sagte sie offen ihre Meinung:

„Du hast einen großen Fehler gemacht, als du Noel zurückkommen ließest, Edward. Du kämpfst gegen Windmühlen. Wenn nichts Böses daraus entsteht, kannst du von Glück sagen. Eines schönen Tages wird ihr die Geduld reißen und sie wird etwas Unüberlegtes tun. Und sie wird sich viel eher gehen lassen, wenn sie merkt, daß sich die Bosheit der Leute mehr gegen dich richtet als gegen sie. Ich an deiner Stelle würde sie aufs Land zurückschicken, ehe es zum Schlimmsten kommt."

„Das ist unmöglich, Leila. Wir müssen es gemeinsam tragen."

„Nein, Edward, du mußt die Dinge nehmen, wie sie sind."

Pierson seufzte schwer.

„Wenn ich nur in die Zukunft sehen könnte!" sagte er. „Nollie ist so anziehend und hat doch nichts mehr, was sie schützen könnte. Sie glaubt nicht mehr an Gott und auch nicht an das Ideal einer braven Frau. Am Tag nach ihrer Rückkehr sagte sie mir, daß sie sich schäme. Aber seit damals —

hat sie nichts dergleichen getan. Sie ist so stolz, meine arme kleine Nollie. Dabei sehe ich, wie die Männer sie bewundern. Unser belgischer Freund malt sie. Er ist ein braver Mensch; aber er findet sie schön und das ist ganz begreiflich. Und auch dein Freund, Hauptmann Fort. Väter sind angeblich blind, aber manchmal haben sie sehr scharfe Augen."

Leila stand auf und ließ die Jalousie herunter.

„Diese Sonne!" sagte sie. „Kommt Jimmy Fort oft zu euch?"

„O nein, sehr selten. Aber trotzdem — kann ich es sehen."

‚Du Tölpel — du blinder Narr!' dachte Leila. ‚Du willst sehen! Du siehst ja nicht einmal, was jetzt mit mir vorgeht!'

„Wahrscheinlich tut sie ihm leid," sagte sie in merkwürdigem Ton.

„Warum sollte sie ihm leid tun? Er weiß ja nichts."

„Doch, ich hab' es ihm gesagt."

„Du hast es ihm gesagt?"

„Ja," wiederholte Leila trotzig, „und nun tut sie ihm leid."

Noch immer merkte dieser ‚Mönch' neben ihr nichts und faselte weiter:

„Nein, nein, es ist nicht nur Mitleid. Ich irre mich bestimmt nicht, seine Blicke verraten ihn. Ich habe mir schon Gedanken darüber gemacht. Was sagst du dazu, Leila? Er ist zu alt für sie, aber er scheint ein ehrenhafter, braver Mann zu sein."

„O, ein sehr ehrenhafter, braver Mann." Sie preßte die Hand auf den Mund, um ein bitteres Auflachen zu unterdrücken. Er, der nie etwas sah, hatte doch Forts Blick bemerkt, wenn er Noel ansah, und war überzeugt, daß er sie liebte. Wie deutlich seine Blicke sprechen mußten! Sie verlor ihre Selbstbeherrschung.

„Das ist ja recht interessant," sagte sie in etwas verächtlichem Tonfall, so wie Noel gewöhnlich sprach; „du mußt

nämlich wissen, daß er mehr als mein Freund ist, Edward." Sein Zusammenzucken machte ihr Vergnügen. ‚Dieser blinde Narr!' dachte sie, tief verletzt, daß er sie so offensichtlich für nicht mehr konkurrenzfähig hielt. Dann tat es ihr leid, denn sein Gesicht war so still und ernst geworden. Sie wandte sich ab und sagte:

„Mein Herz wird nicht darüber brechen. Ich kann einen Verlust ertragen. Aber ich kann mich auch meiner Haut wehren; und vielleicht werde ich gar nicht verlieren." Sie brach zornig einen Geranienzweig ab und drückte ihn an die Lippen.

„Verzeih mir," sagte Pierson langsam. „Das hab' ich nicht gewußt. Ich bin albern. Ich dachte, daß bei deiner Liebe zu den armen Soldaten kein Raum mehr für andere Gefühle in dir sei."

Leila lachte schrill auf. „Was hat das damit zu tun? Hast du nie etwas von Leidenschaft gehört, Edward? O, sieh mich nicht so an! Glaubst du, daß eine Frau in meinem Alter nicht mehr leidenschaftlich sein kann? So viel wie je, mehr denn je, weil ihr alles entgleitet."

Sie nahm die Hand von den Lippen, aber ein Geranienblatt haftete noch daran wie ein Blutstropfen. „Was ist dein ganzes Leben bisher gewesen," fuhr sie heftig fort, „Unterdrückung der Leidenschaft, weiter nichts! Ihr Mönche verdreht mit euren salbungsvollen Worten die Natur und versucht, etwas zu verbergen, was dem größten Dummkopf klar ist. I c h habe meine Leidenschaft nicht unterdrückt, Edward, das ist der ganze Unterschied."

„Und bist du darum glücklicher?"

„Ich war es und werde es wieder sein."

Ein leises Lächeln huschte über Piersons Gesicht. „Wirst du es sein?" sagte er. „Hoffentlich. Ich sehe die Dinge nur von einer andern Seite, Leila."

„O, Edward, sei nicht gar so nachgiebig. Du glaubst doch sicher, daß ein Mensch wie ich überhaupt nicht lieben kann."

Er stand mit gesenktem Kopf vor ihr; da empfand sie, daß er trotz seiner Naivität und Blindheit etwas besaß, das ihr fern und unverständlich war, und rief aus:

„Ich war nicht nett zu dir. Verzeih mir, Edward! Ich bin so unglücklich!"

„Ein alter Grieche hat gesagt: ‚Gott ist die Hilfe, die der Mensch dem Menschen bringt.' Es ist nicht wahr, aber es ist schön. Leb' wohl, liebe Leila, und kränke dich nicht."

Sie drückte ihm die Hand und wandte sich dem Fenster zu. Sie sah, wie seine schwarze Gestalt im Sonnenschein über die Straße ging und beim Kirchengitter um die Ecke bog. Er schritt rasch und aufrecht. Selbst von seiner Silhouette hatte man den Eindruck, daß da ein Blinder ging — einer, der nichts von dieser Welt sah. Sie hatte sich nie von der orthodoxen Tradition ihrer Mädchenjahre befreien können, und obwohl er ihr auf die Nerven ging, empfand sie, daß er ein Heiliger sei. Als er ihren Blicken entschwunden war, trat sie in ihr Schlafzimmer. Was er ihr gesagt hatte, war ihr eigentlich nicht neu. Sie hatte es längst gewußt. O, sie hatte es gewußt! ‚Warum habe ich Jimmys Antrag nicht angenommen? Warum habe ich ihn nicht geheiratet? Ist es jetzt zu spät?' dachte sie. ‚Könnte ich — würde er es noch immer tun?' Aber dann schreckte sie der Gedanke, ihn zu heiraten, nun, da sie die Gewißheit besaß, daß er dieses Mädchen liebte!

Lang betrachtete sie ihr Gesicht im Spiegel und studierte mit gespannter Aufmerksamkeit die kleinen scharfen Linien und Falten unter der leichten Puderschicht. Sie prüfte ihr Haar, das vorn stellenweise geschickt aufgefärbt war. Ob es wohl jemand bemerkte? War die Täuschung vollkommen? Es schien ihr plötzlich, als ob es doch auffallen müßte. Sie

befühlte und glättete ihre Kehle, wo die Haut etwas locker und voll geworden war, reckte sich und fuhr mit den Händen ihre ganze Gestalt entlang, als suchte sie Spuren von Schlaffheit oder Fülle. Dabei dachte sie bitter: ‚Ich bin nicht mehr auf der Höhe. Ich tue alles, was in meiner Macht steht.' Ein kleines Gedicht, das Fort ihr einmal gezeigt hatte, ging ihr durch den Kopf:

‚Alte Zigeunerin Zeit,
Mußt du so eilen?
Wenn du nur einen Tag
Wolltest verweilen!'

Was konnte sie sonst noch tun? Er sah es nicht gern, daß sie sich die Lippen färbte. Sie hatte sein Mißfallen bemerkt und wie er sich den Mund nach einem Kuß abwischte, wenn er sich unbeobachtet glaubte. ‚Ich brauch' es nicht!' dachte sie. ‚Noels Lippen sind auch nicht röter. Was hat sie vor mir voraus? Jugend — Taufrische!' Die dauerten nicht lange! Aber doch lange genug, um sie zu ‚erledigen', wie ihre Soldaten zu sagen pflegten. Und plötzlich überkam sie eine Empörung gegen sich selbst, gegen Fort, gegen dieses frostige Nebelland, und sie fühlte eine ungeheure Sehnsucht nach der Sonne und nach den Blumen Afrikas, wo sie die ganzen fünf Jahre vor dem Krieg leichtsinnig-glücklich in den Tag hinein gelebt hatte. High Constantia zur Zeit der Weinlese! Wie lange war das her — zehn, elf Jahre? O, diese zehn Jahre noch vor sich zu haben — und mit ihm zusammen! Zehn Jahre in der Sonne! Damals hätte er sie geliebt und nie aufgehört, sie zu lieben! Und auch sie wäre seiner nicht müde geworden wie all der andern. ‚In einer halben Stunde,' dachte sie, ‚wird er kommen und mir gegenüber sitzen; und ich werde sehen, wie er sich abmüht und sich zwingt, zärtlich zu sein! Wie erniedrigend ist das! Aber mir ist alles gleich; ich will ihn nur haben!'

Sie suchte im Schrank nach irgendeinem Kleid, nach einer neuen Farbe oder irgendetwas Besonderem, das ihr von Nutzen sein könnte. Aber all diese kleinen Kunstgriffe hatte sie ja schon längst versucht — sie war am Ende ihrer Weisheit. Und sie wurde so traurig und mutlos, daß sie nicht einmal ihr Kleid wechselte, sondern sich in ihrer Pflegerinnentracht auf den Divan legte und tat, als ob sie schliefe, während das Mädchen den Tisch deckte. So lag sie verstimmt und regungslos da und versuchte, Mut zu fassen; sie fühlte, daß sie geschlagen war, sobald sie sich besiegt gab, denn sie wußte, daß sie ihn nur durch Mitleid an sich fesselte. Als sie seine Schritte auf der Treppe vernahm, fuhr sie sich schnell mit den Händen über die Wangen, wie um das Blut zurückzutreiben, und lag dann vollkommen still. Sie hoffte, daß sie blaß sei, und wirklich sah sie bleich aus, mit Ringen unter den Augen, denn sie hatte während der letzten Stunde viel gelitten. Durch die Wimpern sah sie, wie er stehen blieb und sie überrascht anblickte. Schlief sie, oder war sie krank? Sie rührte sich nicht, sie wollte ihn beobachten. Er ging auf den Zehenspitzen durch das Zimmer und betrachtete sie. Zwischen seinen Augen erschien eine Falte. ‚Oho, mein lieber Freund,' dachte sie, ‚mein Tod käme dir wohl recht gelegen!' Er beugte sich etwas über sie und plötzlich hätte sie gern gewußt, ob sie auch anmutig daliege, und bedauerte, daß sie sich nicht umgezogen hatte. Sie sah ihn, wie er in anscheinender Verwirrung kaum merkbar die Achseln zuckte. Es war ihm entgangen, daß sie sich nur schlafend stellte. Wie lieb sein Gesicht aussah, gar nicht gemein, oder hinterhältig, oder gefühllos! Sie öffnete die Augen und ihr Blick verriet ihre Verzweiflung, ohne daß sie es wollte. Er kniete nieder, ergriff ihre Hand und bedeckte damit seine Lippen.

„Jimmy," sagte sie sanft, „ich bin dir lästig. Armer Jimmy!

Nein, widersprich mir nicht, ich weiß, was ich weiß!" ‚Um Gottes Willen, was rede ich da?' dachte sie. ‚Das ist sehr, sehr gefährlich. Ich dürfte auf keinen Fall —!' Sie zog seinen Kopf an sich und drückte ihn ans Herz. Dann sagte ihr der Instinkt, daß es höchste Zeit war, ihre Taktik zu ändern; hastig stand sie auf, küßte ihn auf die Stirn, streckte sich und lachte.

„Ich schlief und träumte — träumte, daß du mich liebtest. Komisch, nicht wahr? Komm jetzt! Wir haben Austern, das letztemal in dieser Saison."

Beide schienen zu wissen, daß sie in einen Abgrund hineingeblickt hatten, und den ganzen Abend vermieden sie es mit äußerster Behutsamkeit, Liebesgefühle für einander zu erwecken oder irgendein gefährliches Thema zu berühren, das eine Szene hätte heraufbeschwören können. Leila sprach unaufhörlich von Afrika.

„Sehnst du dich nicht nach der Sonne, Jimmy? Könnten wir nicht — könntest du nicht hinfahren? O, warum hört dieser elende Krieg nicht auf! Alles, was wir hier in England haben — den ganzen Wohlstand, das Behagen, die Kultur und Kunst und Musik würde ich für das Licht und die Sonne dort draußen geben. Du nicht?"

Fort bejahte es, aber er wußte nur zu gut, daß etwas da war, was er nicht hergeben würde. Und sie wußte es ebenso gut.

Beide waren fröhlicher als seit langem. Als er jedoch weggegangen war, warf sie sich wieder auf den Divan und weinte bitterlich, das Gesicht ins Kissen gedrückt.

FÜNFTES KAPITEL

Pierson war nicht gerade enttäuscht, als er wegging. Vielleicht war er früher von Leilas Läuterung gar nicht so überzeugt gewesen. Aber ein Gefühl der Trostlosigkeit und wachsender Vereinsamung hatte ihn überfallen. Er hatte eine Zufluchtsstätte der Ruhe und des Behagens verloren, ein Zauber und eine gewisse Wärme waren aus seinem Leben geschwunden. Er hielt es nicht einmal für seine Pflicht, Leilas Seele zu retten, indem er sie zu einer Heirat mit Fort überredete. Immer war er zu zartfühlend, gewissermaßen zu sehr Gentleman gewesen, um den gröberen Pflichten seines Priesteramtes nachzukommen. Wie oft hatte ihn nicht dieses Zartgefühl in seinem Berufsleben gehindert! Während der acht Jahre seiner Ehe war alles um so viel sicherer, klarer und einfacher gewesen durch die Liebe und den Rat seiner Gefährtin. Bei ihrem Tod hatte es sich wie ein Schleier um seine Seele gelegt. Niemand hatte mehr aufrichtig mit ihm gesprochen, war er doch ein Geistlicher. Niemand hatte ihm je ins Gesicht gesagt, daß er wieder hätte heiraten sollen, daß ihm die Ehelosigkeit physisch und psychisch schadete, ihm das Leben verbarg und entstellte; ihn zwar nicht, wie viele andere, unduldsam und grausam machte, aber mit weltfremder Verträumtheit und dunkler schmerzlicher Sehnsucht unablässig quälte. Während all dieser ehelosen Jahre war er nur in seiner Musik glücklich gewesen oder während der langen Wanderungen, die er fern von der Stadt unternahm und bei denen er sich in die Schönheit der

Natur versenkte. Aber seit dem Ausbruch des Krieges hatte er nur ein einziges Mal London verlassen, als er jene drei Ferientage in Kestrel verbrachte.

Auf dem Heimweg ging er angstvoll alle Tatsachen durch, die ihm den Verdacht eines tieferen Gefühles Forts zu Noel nahegelegt hatten. Wie oft war er seit ihrer Rückkehr bei ihnen gewesen? Nur dreimal — stets am Abend, und keine Sekunde mit ihr allein! Vor dem Unglück seiner Tochter wäre ihm an Forts Betragen nichts aufgefallen; doch vorsichtig geworden, hatte er gesehen, wie er sie fast ehrerbietig anblickte, hatte bemerkt, wie sanft seine Stimme klang, wenn er zu ihr sprach, und hatte einmal, als Noel aufstand und das Zimmer verließ, Forts schmerzlichen Blick und das Erlöschen seiner ganzen Anteilnahme wahrgenommen. Und wie stand es um Noel? Zweimal hatte er sie dabei überrascht, wie sie, von Fort unbemerkt, ihn mit sinnender Neugier ansah. Er erinnerte sich, daß sie schon als kleines Mädchen die Erwachsenen zu beobachten pflegte und sich eines Tages unerwartet einem von ihnen anschloß und ihm ganz ergeben war. Jawohl, er mußte sie warnen, ehe sie sich möglicherweise mit Fort einließ. Bei seinen überspannten Moralbegriffen sank dieser plötzlich stark in seiner Achtung. Er war also nicht nur Freidenker, sondern führte auch ein freies Leben! Arme kleine Nollie! Schon wieder in Gefahr! Jeder Mann war wie ein Wolf, bereit, sich auf sie zu stürzen! — Er traf Lavendie und Noel im Salon vor dem Bild an, das sich der Vollendung näherte. Lange betrachtete er es, dann wandte er sich ab.

„Sieht es mir nicht ähnlich, Daddy?"

„Es sieht dir ähnlich, aber es tut mir weh. Ich weiß nicht recht, warum."

Er sah Lavendie lächeln: das Lächeln eines Malers, der kritisiert wird.

„Mißfällt Ihnen vielleicht das Kolorit, Monsieur?"

„Nein, nein, es sitzt tiefer! Der Ausdruck! Worauf wartet sie eigentlich?"

Das abwehrende Lächeln schwand von Lavendies Lippen.

„So sehe ich sie, Monsieur le curé."

Pierson wandte sich wieder dem Bild zu und bedeckte plötzlich die Augen. „Sie sieht besessen aus," erklärte er und verließ das Zimmer.

Lavendie und Noel blieben zurück und starrten das Bild an, bis der Maler bemerkte:

„Ich glaube, daß noch immer auf das eine Ohr etwas zu viel Licht fällt."

Als Noel an diesem Abend hinaufgehn wollte, hielt Pierson sie zurück. „Nollie, ich habe dir etwas zu sagen. Hauptmann Fort ist verheiratet, wenn er auch nicht getraut ist."

Er sah ihr Erröten und fühlte, wie ihm selbst das Blut zu Kopf stieg.

Sie entgegnete ruhig: „Ich weiß, mit Leila."

„Hat sie es dir gesagt?"

Noel schüttelte den Kopf.

„Woher weißt du es dann?"

„Ich hab' es erraten. Behandle mich nicht mehr als Kind, Daddy. Es ist sinnlos."

Er setzte sich in den Sessel vor dem Kamin und bedeckte das Gesicht mit den Händen. An dem Zittern seiner Hände und dem Zucken seiner Schultern sah sie, daß er seiner Bewegung Herr zu werden suchte, vielleicht weinte er sogar. Sie setzte sich auf seine Knie und preßte seine Hände und sein Gesicht an sich. „Lieber, lieber Daddy!" flüsterte sie.

Pierson legte den Arm um sie und so saßen sie lange eng aneinandergeschmiegt, ohne ein Wort zu sprechen.

SECHSTES KAPITEL

I

Der nächste Tag nach diesem verhaltenen Gefühlsausbruch war ein Sonntag. Da in Noel über Nacht der Wunsch erwacht war, ihrem Vater so viel Liebes als nur möglich zu erweisen, fragte sie ihn:

„Möchtest du, daß ich in die Kirche gehe?"

„Gewiß, Nollie."

Wie hätte er anders antworten können! Für ihn war die Kirche eine Stätte des Trostes und der Vergebung, wohin die Menschen ihre Sünden und Sorgen trugen, die Zuflucht der Sünder, der Quell des Erbarmens, der Verzeihung und der Liebe. Nach all diesen Jahren nicht daran zu glauben, wäre gleichbedeutend mit der Verleugnung seines Lebenswerkes und der Herabsetzung des Gotteshauses gewesen.

So ging Noel mit ihm zur Kirche, denn Gratian war über das Wochenende zu George gefahren. Leise glitt sie durch das Seitenschiff und setzte sich in den leeren Kirchenstuhl der Familie, unterhalb der Kanzel. Den Blick unverwandt auf den Altar gerichtet, ahnte sie nichts von der Aufregung, die ihre Gegenwart in diesen fünf Viertelstunden hervorrief. Hinter ihr brüteten stumm und geheimnisvoll Verwunderung, Mißbilligung und Unwillen in der Gemeinde. Sie war's, die nach und nach aller Augen auf sich zog, und jeder der Anwesenden fühlte sich als ihr Richter. Während der Gottesdienst mit seinem eintönigen Sprechen und Singen seinen Fortgang nahm, vereinigten sich die Blicke all der Seelen, die da

knieten, standen oder saßen, auf jenes gläubig gesenkte Köpfchen — solche Frömmigkeit schien ihnen lächerlich! Dieses Mädchen, das ihren Vater, ihren Glauben und ihre Klasse verraten hatte, störte ihre Andacht. Gewiß sollte sie bereuen und dafür war die Kirche der rechte Ort; und doch war es schamlos von ihr, diese Reue vor aller Augen zu zeigen. Sie war ein Makel, der den reinen Kristall der kirchlichen Autorität viel zu offenkundig trübte, ein allzu sichtbarer Riß im Ornat ihres Priesters. Während der drei letzten Wochen war sie der Brennpunkt besorgten Unbehagens und ängstlichen Forschens gewesen. Mütter hatten bei dem Gedanken gezittert, daß ihre Töchter sie sehen könnten, Frauen bei der Vorstellung, daß ihre Männer sie sahen. Was die Männer bei ihrem Anblick empfanden, schwankte zwischen Verdammung und etwas wie Begierde. Die jungen Leute waren neugierig und hätten gerne gekichert. Alte Jungfern konnten es kaum mitansehen. Hie und da fand sich ein Mensch, der das Leben kennen gelernt hatte und dem sie einfach leid tat. Alle, die sie persönlich kannten, zerbrachen sich den Kopf, wie sie sich benehmen sollten, wenn sie Noel beim Hinausgehen begegneten. Denn obgleich nur ein halbes Dutzend in ihre unmittelbare Nähe kommen würde, wußten doch alle, daß es gerade sie treffen könnte, und viele hielten eine solche Annäherung sogar für ihre Pflicht, um ein für alle Mal ihre Stellungnahme zu bekunden. Die menschliche Natur und die Ehrfurcht vor der Kirche wurden in der Tat auf eine allzu harte Probe gestellt. Alles war dazu angetan, um in jedem einzelnen den Herdeninstinkt der Verteidigung zu wecken, der so bald zum Angriff übergeht: die Unbeweglichkeit dieser jungen Gestalt; die Unmöglichkeit, ihr Gesicht zu sehen und dadurch ihren Gemütszustand zu beurteilen; und schließlich eine geheime Scham darüber, daß etwas, was mit den Sinnen zu-

sammenhing, sie im Hause des Herrn so stören und verwirren konnte. Noel stand, saß und kniete, und alles, was um sie vorging, kam ihr nur halb zum Bewußtsein.

Ein oder das andre Mal sah sie die Augen ihres Vaters auf sich gerichtet und, noch im Banne des Mitleids und der Reue, die der vorangegangene Abend in ihr erweckt, überkam sie beim Anblick seines mageren, ernsten Gesichts ein Gefühl der Verehrung. Doch fast die ganze Zeit trugen ihre Züge den Ausdruck, den Lavendie auf der Leinwand festgehalten hatte — als erwarte sie beständig die höchsten Augenblicke des Lebens, die flüchtige Erfüllung, die das Dasein dem Menschenherzen nur selten gewährt. Dieser Blick war weder hungrig noch unbefriedigt, sondern träumerisch und erwartungsvoll, stets bereit, warm und beseelt aufzuleuchten, um dann wieder in Träumerei zu versinken.

Als die letzten Orgeltöne verklungen waren, blieb sie ganz still sitzen, ohne sich umzusehen. Da kein zweiter Gottesdienst abgehalten wurde, leerte sich die Kirche hinter ihr und die Gemeinde hatte sich längst auf dem Platz und in die Straßen zerstreut, als sie hinaustrat. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie in die Sakristei gehen solle, dann wandte sie sich um und kehrte allein nach Hause zurück.

Gerade dieses ängstliche Vermeiden jedes Kontaktes führte wahrscheinlich die Entscheidung herbei. Es ist immer gefährlich, wenn Gefühle zurückgedrängt werden und sich nicht Luft machen können. Die Leute glaubten sich um etwas betrogen. Wäre Noel mitten unter jene getreten, deren Andacht sie durch ihre Gegenwart gestört, hätten einige ihr vor aller Augen die Verachtung der Gesellschaft bekunden können, so hätte sich vielleicht die gekränkte Moral zufrieden gegeben und man hätte die Sache auf sich beruhen lassen, denn mit der Zeit gewöhnt man sich an alles. Und schließlich nahm der

Krieg die Gemüter mehr in Anspruch als die Befolgung der Moralgesetze. Doch nichts dergleichen war geschehen und das Gefühl, sie würden einen Sonntag um den andern dieselbe Schmach erdulden müssen, brachte mehr als ein Dutzend verschiedener Personen derart auf, daß sie an diesem Abend ebensoviele Briefe, unterzeichnet oder anonym, an eine bestimmte Adresse richteten. London ist kein Ort für eine Gemeindeverschwörung und so konnte eine Situation, die auf dem Lande mehr oder weniger öffentliche Versammlungen und möglicherweise einen gemeinsamen Beschluß gezeitigt hätte, vielleicht nur auf diese Weise geklärt werden. Abgesehen davon, gibt es immer wieder Leute, die am Schreiben anonymer Briefe ein rätselhaftes Vergnügen finden; denn solche Ergüsse befriedigen einen verborgenen Gerechtigkeitssinn, eine unwiderstehliche Sehnsucht, mit jenen abzurechnen, die einen beunruhigt und beleidigt haben, ohne dem Übeltäter die Möglichkeit zu bieten, die Beschwerde mit einer neuen Beleidigung zu vergelten.

Aufgegebene Briefe pflegen ihren Bestimmungsort häufig zu erreichen.

II

Mittwoch vormittags, zur Stunde, die er seinen Pfarrkindern gewidmet hatte, saß Pierson in seinem Arbeitszimmer, als das Mädchen meldete: „Kanonikus Rushbourne, Sir," und er vor sich einen alten Studienfreund erblickte, mit dem er jedoch in den letzten Jahren selten zusammengekommen war. Sein Besucher, ein untersetzter, grauhaariger Mann von würdevoller Gestalt, hatte ein rundes, rosiges, gutmütiges Gesicht, hellblaue, etwas funkelnde Augen und machte den Eindruck

nüchterner Bravheit. Er ergriff Piersons Hand und sagte mit tönender Stimme, die durch berufsmäßige Gewöhnung noch salbungsvoller klang:

„Mein lieber Edward! Wie viele Jahre haben wir uns nicht gesehn! Erinnerst du dich noch an den lieben guten Blakeway? Ich habe ihn erst gestern getroffen. Er ist noch ganz der alte. Ich freue mich außerordentlich, dich wiederzusehen!" Und er lachte leise und nervös auf. Dann sprach er ein paar Augenblicke über den Krieg und die alte Studentenzeit, während Pierson ihn anblickte und dachte: ‚Warum ist er eigentlich hergekommen?'

„Du hast etwas auf dem Herzen, Alec," unterbrach er ihn endlich.

Kanonikus Rushbourne beugte sich in seinem Sessel vor und antwortete mit sichtlicher Anstrengung: „Ja, ich wollte etwas mit dir besprechen, Edward. Ich hoffe, daß es dir nicht unangenehm sein wird, ich hoffe es ganz bestimmt."

„Warum sollte es mir unangenehm sein?"

Kanonikus Rushbournes Augen funkelten mehr denn je, aus seinem Gesicht sprach aufrichtige Güte.

„Ich weiß, daß du vollkommen berechtigt bist, mir zu sagen: ‚Kümmere dich um deine eigenen Sachen!' Aber als dein alter Freund habe ich mich entschlossen, zu dir zu kommen, um dir zu ersparen — eh — —" Er stotterte und fing wieder von vorne an: „Ist dir bekannt, daß — eh — daß man in deinem Pfarrsprengel deine Stellung für — für eine sehr heikle hält? Ohne einen Vertrauensbruch zu begehen, kann ich dir mitteilen, daß man an deine Vorgesetzten geschrieben hat; du wirst vielleicht verstehen, was ich meine. Sei überzeugt, lieber Freund, nur meine alte Zuneigung für dich treibt mich hieher, nichts andres."

In dem Schweigen, das folgte, hörte man seinen etwas

asthmatischen Atem gehen, während er unaufhörlich über seine fleischigen Knie strich und sein ganzes Gesicht vor freundlicher Besorgnis leuchtete. Die Sonne schien hell auf die beiden von einander so verschiedenen schwarzgekleideten Gestalten, so daß man auf ihren abgetragenen Kleidern den leichten Stich ins Grünliche wahrnahm, den die Gewänder von Geistlichen zeigen.

Endlich sagte Pierson: „Ich danke dir, Alec, ich verstehe schon."

Der Kanonikus stieß einen schweren Seufzer aus. „Du hast nicht daran gedacht, wie leicht die Leute den Aufenthalt deiner Tochter in deinem Haus mißdeuten könnten; sie halten es für — für eine Art Herausforderung. Meiner Meinung nach konnten sie es auch gar nicht anders auffassen. Und deshalb, fürchte ich — —"

Er hielt plötzlich inne, da Pierson die Augen geschlossen hatte.

„Willst du damit sagen, daß ich zwischen meiner Tochter und meiner Gemeinde zu wählen habe?"

Der Kanonikus schien durch einen Wortschwall der Beantwortung dieser einfachen Frage ausweichen zu wollen.

„Mein Besuch ist vollkommen inoffiziell, lieber Freund. Ich weiß natürlich gar nichts Bestimmtes. Aber man ist offenbar sehr ungehalten, und das wollte ich dir sagen. Wahrscheinlich bemerkst du nicht, daß — —"

Pierson hob abwehrend die Hand. „Darüber kann ich nicht sprechen."

Der Kanonikus stand auf. „Glaub' mir, lieber Edward, es tut mir sehr, sehr leid. Ich mußte dich aber warnen." Er reichte ihm die Hand. „Adieu, lieber Freund, sei mir nicht böse!" Dann verließ er das Zimmer. In der Halle stieß ihm unerwartet etwas so Peinliches zu, daß er es seiner Frau am Abend kaum zu erzählen vermochte.

„Als ich meinen armen Freund verließ," berichtete er, „rannte ich fast in einen Kinderwagen; die junge Mutter, die ich kannte, als sie noch so klein war," — er hielt die Hand in Hüftenhöhe — „machte ihn zum Ausfahren zurecht. Ich fürchte, daß ich in meinem Schrecken mit einer sehr dummen Frage herausplatzte: ‚Ist es ein Bub?' Das arme junge Ding sah zu mir auf. Sie hat so große Augen, wunderschöne, seltsame Augen. ‚Haben Sie mit Daddy über m i c h gesprochen?' ‚Mein liebes Kind,' antwortete ich, ‚ich bin doch ein alter Freund des Hauses. Sie dürfen mir's nicht übel nehmen.' Darauf sagte sie: ‚Wird man von ihm verlangen, daß er seine Entlassung nimmt?' ‚Das hängt von Ihnen ab,' erwiderte ich. Warum habe ich so etwas gesagt, Charlotte? Ich hätte einfach den Mund halten sollen. Armes junges Ding, so jung noch! Und das kleine Kind!"

„Sie hat es sich ja selber eingebrockt, Alec," entgegnete seine Frau.

SIEBENTES KAPITEL

I

Nachdem sich die Tür hinter dem Besucher geschlossen hatte, ging Pierson mit wachsender Entrüstung in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Seine Tochter oder seine Gemeinde! Der alte englische Grundsatz: ‚Mein Haus ist meine Burg,' war durch diesen Besuch verletzt worden. Sollte er seiner Tochter keine Zuflucht gewähren, ihr nicht helfen dürfen, durch freimütiges Bekennen die innere Kraft und den Frieden wiederzugewinnen? Handelte er nicht gerade als wahrer Christ, indem er für sich und seine Tochter den allerschwersten Weg wählte? Sollte er seinen Entschluß widerrufen und seiner Tochter Seelenheil gefährden, oder sollte er sein Amt aufgeben? Es war grausam, ihm nur diese beiden Wege offen zu lassen. Hier war der Mittelpunkt seiner Welt, hier der einzige Ort, wo ein so einsamer Mensch wie er noch hoffen konnte, sich halbwegs heimisch zu fühlen. Tausend feine Fäden verknüpften ihn mit seiner Kirche, seiner Gemeinde, mit diesem Hause — und hier weiterzuwohnen, wenn er seine Kirche aufgab, stand ganz außer Frage. Staunen und Entrüstung gewannen die Oberhand in ihm; er tat doch gerade das, was seinem Gefühl nach seine Pflicht war, und deshalb wurde er von seiner Gemeinde angegriffen!

Ein leidenschaftliches Verlangen zu ergründen, was seine Pfarrkinder eigentlich dachten und fühlten, diese Pfarrkinder, denen er als Freund zur Seite gestanden und für die er so lange gearbeitet hatte, packte ihn, und er verließ das Haus.

Doch noch ehe er den Platz überquert hatte, kam ihm zum Bewußtsein, wie lächerlich sein Vorhaben war. Er konnte doch nicht zu den Leuten gehn und sagen: ‚Steht mir Rede und offenbart mir eure innersten Gedanken.' Und plötzlich merkte er, wie fremd er eigentlich allen gegenüberstand. Hatte ihm seine geistliche Fürsorge je ihre Herzen eröffnet? Und nun, da er es so bitter nötig hatte, die Wahrheit zu erfahren, schien ihm jeder Weg verschlossen. Aufs Geratewohl trat er in den Laden eines Papierhändlers; der Mann sang den Baß im Kirchenchor. Während der letzten sieben Jahre hatten sie einander jeden Sonntag gesehen. Als er aber jetzt mit dem brennenden Verlangen nach Wahrheit ihm vor dem Ladentisch gegenüberstand, da schien es ihm, als sehe er ihn zum erstenmal. Das russische Sprichwort: ‚Das Herz eines andern ist ein dunkler Wald,' fiel ihm plötzlich ein, während er fragte:

„Nun, Hodson, was hört man von Ihrem Sohn?"

„Nichts, Mr. Pierson, gar nichts, danke, Sir; es ist kein Brief mehr gekommen."

Der Mann trug einen kurzen angegrauten Bart, ganz ähnlich zugestutzt wie der seine; und während Pierson ihm ins Gesicht sah, war es ihm, als könne er dessen Gedanken lesen: ‚Nun, Sir, was hört man von Ihrer Tochter?' Kein Mensch würde ihm je geradeheraus seine Gedanken sagen. Er kaufte zwei Bleistifte und ging. Auf der andern Seite der Straße hatte ein Vogelhändler seinen Laden, der jetzt von seiner Frau geführt wurde, da der Mann im Feld stand. Sie war Pierson nicht gewogen, denn sie wußte, daß er ihrem Gatten Vorstellungen gemacht hatte, weil er Lerchen und andere ungezähmte Vögel gefangen hielt. Entschlossen überquerte er die Straße, blieb vor dem Geschäfte stehen und blickte in der fast krankhaften Erwartung zum Schaufenster hinein, von dieser ihm übel ge-

sinnten Frau noch am ehesten die Wahrheit zu erfahren. Sie stand im Laden und trat in die Tür.

„Haben Sie Nachrichten von Ihrem Mann, Mrs. Cherry?"

„Nein, Mr. Pierson, diese Woche nichts."

„Ist er schon an der Front?"

„Nein, Mr. Pierson, noch nicht."

Ihr Gesicht war ausdruckslos, vollkommen unbewegt. Pierson hatte das unsinnige Verlangen, ihr zuzurufen: ‚Um Himmels willen, Weib, sag' doch, was du eigentlich denkst; sag', was du von mir und meiner Tochter hältst. Scher' dich nicht um mein Priestergewand!' Aber er war ebensowenig imstande, so zu sprechen, als sie ihm zu antworten vermochte, was sie dachte. Und mit einem ‚Guten Morgen!' ging er weiter. Kein Mensch würde ihm etwas sagen, höchstens ein Betrunkener. Er kam an einem Wirtshaus vorbei und sogar da blieb er einen Augenblick zögernd stehen; der Gedanke jedoch, daß er vielleicht Beschimpfungen Noels anhören müßte, hielt ihn zurück. Und jetzt wurde er sich auch klar über sich selbst. Obwohl er ausgezogen war, um die Wahrheit zu erfahren, wollte er sie in Wirklichkeit gar nicht hören, hätte sie nicht einmal ertragen können. Zu lange hatte keinerlei Kritik an ihn herankommen können, zu lange hatte er ein Amt bekleidet, in dem er den andern seine Meinung sagen durfte. Und während er so in der belebten Straße stand, überfiel ihn plötzlich die Sehnsucht nach dem Land, wie immer, wenn ihn etwas bedrückte. Er zog sein Notizbuch hervor; ein glücklicher Zufall fügte es, daß er einen beinahe freien Tag hatte. Ganz in der Nähe fuhr ein Autobus vorbei, der ihn weit hinaus ins Grüne bringen würde. Er kletterte aufs Dach und fuhr bis nach Hendon; dort stieg er aus und ging zu Fuß weiter. Es war ein strahlend heißer Maitag und alles stand in voller Blüte. Er ging die schnurgerade Straße entlang, bis

auf die Höhe von Elstree Hill. Einige Sekunden betrachtete er die Schulkapelle, die Kricketwiesen und jenseits das weite Land. Überall herrschte tiefe Stille, denn es war Mittagszeit. Ein Pferd stand angebunden da, und eine umherstreichende Katze blieb wie erstaunt über das schwarze Ungetüm Pierson stehen; dann kroch sie geduckt unter der Zauntür hindurch, machte einen Buckel und rieb sich an seinem Bein, wobei sie die Schwanzspitze umbog und hin und her bewegte. Pierson beugte sich hinab und streichelte ihren Kopf; die Katze miaute leise und schritt zierlich über die Straße. Pierson ging weiter, am Dorf vorbei, stieg über einen Zauntritt und schlug einen Feldweg ein. Am Rand einer Wiese voll jungen Klees, im Schatten einer Weißdornhecke, streckte er sich aus; sein Hut lag neben ihm, die Hände hielt er über der Brust gefaltet wie ein in Stein gehauenes Bildnis eines Kreuzfahrers auf einem alten Sarkophag. Obwohl er ebenso ruhig dalag wie solch ein steinerner Ritter, waren seine Augen nicht geschlossen; sie blickten empor ins Blaue, wo eine Lerche jubilierte. Ihr Gesang erquickte sein Gemüt; dieses leidenschaftlich sorglose Singen weckte all seine Liebe zum Schönen, aber auch seine Empörung über diese mörderische, unbarmherzige Welt. O, daß er sich doch mit diesem Lied hätte aufschwingen können, in ein Land voll heiterer Geister, wo nichts unschön, hart, erbarmungslos ist, wo ewige Liebe aus dem sanften Antlitz des Erlösers strahlt! Der Duft des Weißdorns in der sonndurchwärmten Luft durchdrang seine Sinne; er schloß die Augen, aber sogleich kehrten seine widerstreitenden Gedanken — wie aus Rache für seine kurze Flucht aus der Wirklichkeit — mit doppelter Intensität zurück. Diese Sache rührte an die tiefsten Wurzeln seines Wesens, sie war von erschreckender und geheimnisvoller Bedeutung. Wenn er seiner Gemeinde nicht mehr vorstehen durfte, weil er seinem Gewissen gefolgt war,

dann war alles auf Sand gebaut, dann hatte seine Tätigkeit keinen tieferen Inhalt, sondern wurzelte bloß im Hergebrachten. Wo blieb die Nächstenliebe, wo die Vergebung für aufrichtig gebüßte Sünden? Entweder hatte er ein Unrecht begangen, als er offenes Bekennen und Buße von Noel heischte, oder seine Gemeinde war im Unrecht, wenn sie ihm die Ausführung dieses Entschlusses verwehrte. Es gab nichts, was diese Gegensätze überbrücken konnte. Aber wenn er im Unrecht war, jetzt, da er den schwersten Schritt bereits getan hatte — wohin konnte er sich wenden? Seine Kirche war aller Ideale beraubt. Ihm war, als hätte man ihn über den Rand der Erde hinabgestoßen, er hatte den Boden unter den Füßen verloren und dichte Nebel umhüllten sein Haupt. ‚Ich kann kein Unrecht begangen haben,' dachte er; ‚jeder andere Weg wäre so viel leichter gewesen. Ich habe meinen Stolz zum Opfer gebracht und den Stolz meiner armen Tochter; wie gerne hätte ich ihr das erspart! Wenn wir dafür gesteinigt und verworfen werden sollen, wo bleibt dann die lebendige Kraft der Religion, die ich so liebte? Wo bleibt dann der Sinn des Ganzen? Habe ich einem Trugbild gedient? Ich kann es, ich will es nicht glauben. Irgendetwas ist nicht in Ordnung mit mir, etwas ist nicht in Ordnung — aber was?' Er drehte sich um, lag auf dem Gesicht und betete. Er betete um Erleuchtung und um Befreiung von diesen Zornausbrüchen, die ihn immer wieder durchtobten; mehr noch darum, das Empfinden loszuwerden, daß man ihn persönlich beleidigt und schändlich verraten habe. Er war loyal bestrebt gewesen, stets das Rechte zu tun, hatte sein Zartgefühl unterdrückt und den geheimen, so leicht verletzbaren Stolz auf sein Kind und auf sich selbst geopfert. Und dafür sollte er jetzt ausgestoßen werden! Das Gebet oder vielleicht die Berührung mit dem duftenden Klee brachte ihm bald eine gewisse Beruhigung.

In der Ferne erblickte er den Kirchturm von Harrow. Die Kirche! Nein! Sie war nicht im Unrecht, konnte es niemals sein. Der Fehler lag an ihm. ‚Ich bin unpraktisch,' dachte er, ‚ich weiß, daß ich es bin. Agnes hat es immer gesagt, Bob und Thirza sind der gleichen Meinung. Alle halten mich für unpraktisch und verträumt. Ob das wohl eine Sünde ist?' Im Felde nebenan grasten Lämmer; er beobachtete ihre Sprünge, und die Spannung in seinem Herzen löste sich. Er klopfte den Blütenstaub des Klees von seinem schwarzen Gewand und machte sich auf den Heimweg. Knaben spielten jetzt auf den Kricketwiesen, er blieb eine kleine Weile stehen und sah ihnen zu. Seit Kriegsausbruch hatte er nicht mehr Kricket spielen gesehen; er vernahm das Aufschlagen der Stöcke, die schrillen Knabenstimmen und von Ferne das Surren eines Flugzeugs auf dem Weg nach Hendon — die Welt schien sich verändert zu haben! Einer der Knaben hatte einen guten Schlag geführt. „Bravo!" rief er. Dann wurde er sich plötzlich bewußt, wie wenig er hieher paßte und wie sonderbar er sich auf dem grünen Rasenplatz ausnahm, und schritt auf der Straße nach London weiter. Sollte er zurücktreten, oder die weitere Entwicklung der Dinge abwarten, oder sollte er Noel fortschicken? Von diesen drei Wegen schien ihm der letzte der am wenigsten gangbare. ‚Stehe ich der Gemeinde wirklich so fern,' fragte er sich, ‚daß ich auf ihr Verlangen um dieser Sache willen gehen müßte? Wenn dem so ist, dann lieber sofort. Es wäre nur ein Mißerfolg mehr in meinem Leben. Aber noch will ich es nicht glauben; ich kann es nicht glauben.'

Es war heiß zum Verschmachten und er war sehr müde geworden, bis er endlich auf dem Autobus saß und der Luftzug seine heißen Wangen kühlte. Erst um sechs war er wieder zu Hause; seit dem Frühstück hatte er nichts mehr gegessen. Mit der Absicht, ein Bad zu nehmen

und sich dann bis zum Dinner niederzulegen, ging er die Treppe hinauf.

Oben herrschte ungewohnte Stille. Er klopfte an die Tür des Kinderzimmers, es war leer. Er schritt hindurch und betrat Noels Zimmer; aber auch das war leer. Der Kleiderschrank stand offen, als wäre er in Eile ausgeräumt worden, auch von ihrem Toilettentisch waren alle Gegenstände entfernt. Voll Unruhe läutete er heftig. Von unten drang der schrille Ton der altmodischen Glocke herauf. Das Stubenmädchen kam herein.

„Wo sind Miß Noel und die Kinderfrau, Susan?"

„Ich hab' Sie nicht kommen hören, Sir. Miß Noel hat mir diesen Brief für Sie übergeben. Sie — ich — —"

Pierson unterbrach sie mit einer Handbewegung. „Danke, Susan. Bitte, bringen Sie mir Tee." Er behielt den Brief uneröffnet in der Hand, bis sie gegangen war. Ein Schwindel befiel ihn; er setzte sich neben Noels Bett und las:

‚Liebster Daddy!

Der Mensch, der heute morgen bei Dir war, sagte mir, was Dir bevorsteht. Das lasse ich einfach nicht zu. Ich schicke die Kinderfrau mit dem Kleinen sofort nach Kestrel und werde die Nacht bei Leila verbringen, bis ich mich entschlossen habe, was ich tun soll. Ich weiß, daß es ein Fehler war zurückzukommen. Es ist mir gleich, was mit mir geschieht, aber ich lasse es nicht zu, daß Du zu Schaden kommst. Es ist abscheulich von den Leuten, daß sie Dich für mein Vergehen strafen wollen. Ich mußte mir von Susan Geld leihen — sechs Pfund. Ach, lieber Daddy, verzeih mir!

Deine Dich liebende

Nollie'

Er las den Brief mit unendlicher Erleichterung. So wußte er wenigstens, wo sie war — das arme, eigensinnige, vorschnelle Kind mit dem liebevollen Herzen; er wußte, wo sie war, und konnte sie erreichen. Nachdem er gebadet und Tee getrunken hätte, wollte er zu Leila gehen und sie zurückbringen. Arme kleine Nollie, die glaubte, sie könne diese äußerst schwierige Frage lösen, indem sie einfach das Haus verließ! Er beeilte sich nicht, denn er war sehr erschöpft, und es war fast acht Uhr, als er sich auf den Weg machte. Für Gratian, die gewöhnlich erst nach neun aus dem Spital zurückkam, hinterließ er eine Botschaft.

Es war noch nicht dunkel und in der kühleren Luft genossen seine ausgeruhten Sinne die Schönheit dieses Abends. ‚Gott hat die Welt so geschaffen,' dachte er, ‚daß es eine Freude ist zu leben, im Sonnenschein, beim Licht des Mondes oder in sternenheller Nacht, so sehr wir auch kämpfen und leiden müssen. Sogar wir Menschen können ihre Schönheit nicht verderben!' In Regent's Park waren Goldregen und Flieder noch in Blüte, obwohl der Juni vor der Tür stand, und im Vorübergehen warf er ihnen einen langen Blick zu, wie ein Liebender seiner Erwählten. Plötzlich befielen ihn Gewissensbisse. Mrs. Mitchett und ihre dunkeläugige Tochter, die sie in jener Silvesternacht zu ihm gebracht hatte, fielen ihm ein; in jener Nacht, in der er die Tragödie seiner eigenen Tochter erfahren. Hatte er seither auch nur ein einziges Mal an sie gedacht? Wie war es d i e s e m armen Mädchen ergangen? Er war mit dem verschlossenen Geschöpf zu ungeduldig gewesen. Was wußte er von den Herzen andrer, da er nicht einmal sein eigenes Herz kannte, das Gefühl des Zorns und Aufruhrs in sich nicht zu meistern vermochte, seine eigene Tochter nicht in den sicheren Hafen zu leiten verstand! Und Leila? War er in Gedanken mit ihr nicht zu streng gewesen? Wie gewaltig und

unerforschlich war doch der Trieb des Geschlechts, der sich alles Lebenden bemächtigte, es packte, mit sich fortriß und dann ausgesogen und wehrlos liegen ließ! Einige mit Munition beladene Wagen von mattgrauer Farbe rumpelten vorbei, auf denen sonnverbrannte junge Menschen in braunen Uniformen saßen. Lebenskraft, Todeskraft — war es nicht ein und dasselbe? Die große, unerforschliche, treibende Kraft, der man nicht entrinnen konnte, außer in die Arme des himmlischen Vaters? Blakes liebe alte Verse fielen ihm ein:

Und eine kurze Spanne ist auf Erden uns gegeben,
Damit wir reifen für der Liebe Glast,
Und sonnverbrannte Glieder, junges Leben
Sind Schatten nur und eine Erdenlast.

Und kann die Seele erst den heißen Hauch ertragen,
Dann schwinden hin die Schatten und der Ewige spricht:
‚Werft eure Bürde ab, ihr Lämmlein laßt das Zagen,
Freut euch in meines Zeltes goldnem Licht!‘

Den heißen Hauch der Liebe ertragen! Die Lämmer, die er heute nachmittag im Felde beobachtet hatte, wie sie hüpften und umhersprangen, wie komisch sie mit den zitternden Schwänzchen wackelten und mit den schwarzen Schnauzen im Grase schnupperten — welch kleine Wunder sorgloser Freude inmitten der Wiesenblumen! Lämmer und Blumen und Sonnenschein! Hungersnot, Gier und die großen grauen Kanonen! Ein Irrgarten, eine Wildnis! Aber wenn der Glaube nicht wäre, wo gäbe es dann einen Ausweg, einen Pfad, der den Menschen aus dem hoffnungslosen Labyrinth hinausführte? ‚Gott erhalte uns den Glauben an die Liebe, an die Barmherzigkeit und an ein Leben nach dem Tode!‘ dachte er. Ein Blinder mit einem Hund, um dessen Hals eine kleine Büchse für Kupfermünzen hing, drehte seinen Leierkasten, als er vorbeikam. Pierson warf

einen Shilling in die Büchse. Der Mann hörte auf zu spielen und schien ihn mit weißlichen Augäpfeln anzublicken. „Danke vielmals, Sir, jetzt kann ich heimgehn. Komm, Dick!“ Mit dem Stock tastete er sich um die Ecke, während sein Hund ihn an der Leine hinter sich herzog. Eine Amsel, die in den Blüten eines Akazienbaums verborgen saß, stimmte ihr Abendlied an, und wieder rumpelte ein großer grauer Munitionswagen zum Parktor hinaus.

II

Von der Kirche schlug es neun, als er Leilas Wohnung erreichte; er ging hinauf und klopfte. Das Klavierspiel drinnen verstummte; Noel öffnete die Tür. Als sie sah, wer draußen stand, schrak sie zurück.

„Warum bist du gekommen, Daddy?“ fragte sie. „Das hättest du nicht tun sollen.“

„Bist du allein?“

„Ja, Leila hat mir ihre Schlüssel gegeben. Sie bleibt heute bis zehn Uhr im Spital.“

„Du mußt wieder mit mir nach Haus kommen, mein Kind.“

Noel schloß das Klavier und setzte sich auf den Divan. Ihr Gesicht zeigte denselben Ausdruck wie damals, als er ihr sagte, daß sie Cyril Morland nicht heiraten könne.

„Aber Nollie,“ wandte er ein, „sei doch vernünftig. Wir müssen es gemeinsam durchkämpfen.“

„Nein.“

„Das ist kindisch, Nollie. Glaubst du, der bloße Umstand, daß du nicht zu Hause bist, könnte mich an meiner Pflicht irre machen?“

„Nein, aber meine Anwesenheit war doch schuld. Diesen

Leuten ist alles egal, solange es nicht zu einem öffentlichen Skandal kommt."

„Nollie!"

„Aber es ist so, Daddy; natürlich ist es so, und du weißt es auch. Wenn ich fort bin, werden sie dich bloß bemitleiden, weil du eine mißratene Tochter hast. Und werden auch recht haben. Ich bin eine mißratene Tochter."

Pierson lächelte. „Genau so hast du's als kleines Kind gemacht."

„Ich wollte, ich wäre wieder ein kleines Kind, oder zehn Jahre älter als ich bin. Jetzt bin ich weder ein Kind noch ein erwachsener Mensch. Aber da ich auf keinen Fall zu dir zurückkomme, Daddy, so hat das Ganze keinen Sinn."

Pierson setzte sich neben sie.

„Ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht," sagte er ruhig. „Vielleicht habe ich aus Stolz damals einen Fehler begangen, als ich von deinem Unglück erfuhr. Vielleicht hätte ich gleich damals die Folgen meines Irrtums auf mich nehmen, mein Amt niederlegen und sofort mit dir abreisen sollen. Schließlich, wenn jemand nicht dazu geeignet ist, die ihm anvertrauten Seelen zu betreuen, dann sollte er auch mit Anstand zurücktreten können."

„Aber du bist geeignet," rief Noel leidenschaftlich, „du bist geeignet, Daddy!"

„Ich fürchte, nicht. Irgendetwas mangelt mir, ich weiß nicht genau was; irgendetwas Wesentliches mangelt mir."

„O nein. Du bist nur zu gut — das ist dein Fehler."

Pierson schüttelte den Kopf. „Nicht, Nollie!"

„Doch," rief Noel. „Du bist zu sanft und du bist zu gut. Du bist barmherzig und du bist ehrlich und glaubst an ein künftiges Leben; das ist deine ganze Schuld, Daddy. Meinst du wirklich, diese Leute, die uns fortjagen wollen, glauben an all das?

Sie denken nicht einmal im Traum daran, was immer sie reden mögen. Ich hasse sie und manchmal hasse ich auch die Kirche; entweder ist sie hart und engherzig, oder sie gibt sich mit dem Schein zufrieden." Als sie den Ausdruck auf ihres Vaters Gesicht bemerkte, hielt sie inne; es war ein ganz merkwürdiger Ausdruck von Schmerz und Entsetzen, als wäre sein eigener, noch nicht geäußerter Verrat ans Tageslicht gezerrt worden.

„Du sprichst irre," seine Lippen bebten. „Du sollst solche Dinge nicht sagen; das ist schlecht und gotteslästerlich."

Noel biß sich auf die Lippen; sie saß steif und still an ein großes blaues Kissen gelehnt. Dann aber brach es wieder aus ihr hervor:

„Jahraus jahrein hast du für diese Leute geschuftet, aber sie haben es dir weder mit Freude noch mit Liebe gedankt; und sie würden sich keinen Pfifferling darum scheren, wenn dir das Herz bräche. Alles ist ihnen gleichgültig, solange der Schein gewahrt wird. Daddy, wenn du es zuläßt, daß sie dir weh tun, werd' ich es dir nie verzeihen."

„Und wenn du mir jetzt weh tust, Nollie?"

Noel drückte seine Hand gegen ihre heiße Wange.

„O nein, o nein! Das tu' ich nicht — das will ich nicht. Einmal hab' ich's getan. Nie wieder."

„Gut, mein Kind! Dann komm mit mir nach Hause und wir wollen überlegen, was geschehen soll. Damit, daß du wegläufst, ist nichts getan."

Noel ließ seine Hand sinken. „Nein. Zweimal schon hab' ich dir nachgegeben, und beide Male war es ein Irrtum. Wäre ich nicht dir zuliebe Sonntag in die Kirche gegangen, dann wäre es vielleicht nie so weit gekommen. Du siehst die Dinge nicht, wie sie wirklich sind, Daddy. Ich habe alles bemerkt, obwohl ich in der vordersten Reihe saß. Ich wußte sogar, was sie für Gesichter machten und was in ihnen vorging."

„Man muß tun, was recht ist, Nollie, und sich um nichts anderes kümmern."

„Ja, aber was ist das Rechte? Es wäre ein Unrecht, dich zu schädigen, und ich werd' es auch nicht tun."

Da verstand Pierson, daß es nutzlos sei, sie umstimmen zu wollen.

„Was willst du also machen?"

„Wahrscheinlich werd' ich morgen nach Kestrel fahren. Ich weiß, daß Tantchen mich gern aufnimmt; ich werde mit Leila darüber sprechen."

„Du wirst mir doch auf jeden Fall mitteilen, wohin du gehst?"

Noel nickte.

„Daddy, du siehst so schrecklich müde aus. Ich werde dir eine Medizin geben." Sie ging zu einem kleinen, dreieckigen Wandschrank und holte gebückt etwas hervor. Medizin! Es war nicht sein Körper, der eine Medizin brauchte; seine Pflicht zu erkennen — das allein konnte ihn heilen!

Das Knallen eines Pfropfens scheuchte ihn aus seinen Gedanken auf. „Was machst du da, Nollie?"

Noel erhob sich mit gerötetem Gesicht; in einer Hand hielt sie ein Glas Champagner, in der andern ein Kek.

„Das mußt du nehmen. Ich werd' auch ein wenig trinken."

„Mein Kind," sagte Pierson erschrocken, „das gehört doch nicht dir."

„Trink doch, Daddy! Leila würde es mir niemals verzeihen, wenn ich dich so weggehen ließe! Übrigens sagte sie mir, ich solle mich bedienen. Trink doch! Du kannst ihr dann ein hübsches Geschenk schicken. Trink aus!" Und sie stampfte mit dem Fuß auf.

Pierson nahm das Glas, trank schluckweise und knabberte das Kek. Das tat wohl! Er hatte gar nicht gewußt, wie

ausgehungert er war. Noel kam wieder von dem Wandschrank zurück; auch sie hielt ein Glas und ein Kek in der Hand.

„So, nun siehst du schon besser aus. Du mußt jetzt sofort nach Hause fahren, in einem Wagen, wenn du einen bekommst; und sage Gratian, daß sie dich auffüttern muß, oder es wird bald überhaupt nichts mehr von dir da sein; und wenn nichts mehr von dir da ist, dann kannst du auch deine Pflicht nicht erfüllen."

Pierson lächelte und leerte das Champagnerglas.

Noel nahm ihm das Glas aus der Hand. „Heute bist du mein Kind, und ich werde dich zu Bett schicken. Mach' dir keine Sorgen, Daddy, es wird noch alles gut werden." Sie nahm ihn beim Arm, ging mit ihm hinunter und warf ihm von der Türschwelle noch eine Kußhand zu.

Wie im Traum ging er weg. Das Tageslicht war noch immer nicht ganz geschwunden, aber der bereits abnehmende Mond war aufgegangen, und die Scheinwerfer hatten ihre nächtlichen Wanderungen begonnen. Von dem Himmel voll von Geistern und Schatten schien ihm eine Eingebung zu kommen. Sprach nicht aus allem das Walten der Vorsehung? Warum sollte er nicht nach Frankreich gehen! Jetzt noch? Warum nicht? Ein Besserer als er, der die Herzen der Menschen verstand, der die Welt kannte, würde seinen Platz einnehmen; und er würde dort sein, wo der Tod alles einfach machte und wo er nicht mehr fehlgehen konnte. Er ging schnell und schneller, und ein berauschendes Gefühl der Erleichterung überkam ihn. Thirza und Gratian würden Nollie besser behüten, als er es getan. Ja, dieser Weg war ihm bestimmt! Das Mondlicht strömte jetzt auf die Stadt herab; alles war stahlblau gefärbt, sogar die Luft war stahlblau; eine Traumstadt von wunderbarer Schönheit, die er begeistert durchschritt. Bald würde er dort sein, wo dieser arme Junge, wo so viele Millionen anderer

ihr Leben gelassen hatten; dort, wo berstende Granaten in den Morast und in die zerrissene graue Erde einschlugen, wo Christus täglich aufs neue gekreuzigt ward — endlich würde er ins Feld kommen, was schon drei Jahre lang das Ziel seiner Wünsche war. Ja, es war ihm bestimmt!

Und zwei Frauen, denen er begegnete, blickten einander an, als er vorbeigegangen war, und das Wort ‚Pfaff', das ihnen auf der Zunge lag, kam nicht über ihre Lippen.

ACHTES KAPITEL

Auch Noel war fröhlich, als hätte sie einen Sieg davongetragen. Sie fand etwas Konservenfleisch, das sie mit einem Salzkek hungrig verzehrte, und trank den Rest des Champagners dazu. Dann suchte sie nach Zigaretten und setzte sich ans Klavier. Sie spielte alte Weisen: ‚Es steht ein Wirtshaus in der Stadt', ‚Ich liebt' ein blondes Mägdelein', ‚Mähst du das Korn', ‚Clementine', ‚Auf den Dünen', und sang den Text dazu, soweit sie ihn in Erinnerung hatte. Ein köstliches Gefühl durchströmte sie, und einmal stand sie auf und tanzte im Zimmer umher. Sie kniete auf der Fensterbank und blickte hinaus, als die Tür aufging, und ohne sich zu erheben, rief sie:

„Ist das nicht eine herrliche Nacht! Daddy war hier! Ich hab' ihm Champagner gegeben und den Rest selbst getrunken — —;" da bemerkte sie eine Gestalt, die viel zu groß war, um die Leilas zu sein, und eine männliche Stimme sagte:

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung — ich bin es, Jimmy Fort."

Noel erhob sich hastig. „Leila ist nicht zu Hause; aber sie muß gleich kommen — es ist zehn Uhr vorbei."

Er stand stocksteif in der Mitte des Zimmers.

„Wollen Sie sich nicht setzen? Nehmen Sie doch eine Zigarette."

„Danke."

Sie fühlte etwas wie boshaftes Vergnügen, als sie beim Auf-

leuchten seines Feuerzeugs einen Augenblick lang sein Gesicht sah.

„Ich geh' jetzt," sagte sie. „Wollen Sie so gut sein und Leila ausrichten, daß ich doch nicht bleiben konnte." Sie schritt auf den Divan zu, um ihren Hut zu nehmen. Als sie ihn aufgesetzt hatte, merkte sie, daß Fort dicht vor ihr stand.

„Noel — wenn Sie mir erlauben, Sie so zu nennen?"

„Bitte sehr."

„Gehn Sie nicht weg; i c h werde gehn."

„O nein! Um keinen Preis." Sie versuchte, an ihm vorbeizuschlüpfen, aber er faßte sie am Handgelenk.

„Ach bitte! Nur eine Minute!"

Noel stand regungslos und blickte ihn an, während er sie noch immer am Handgelenk festhielt. Er fragte ruhig:

„Möchten Sie mir sagen, warum Sie hier sind?"

„O, nur um Leila zu besuchen."

„Zu Hause ist es zu einer Krise gekommen, nicht wahr?"

Noel zuckte die Achseln.

„Sie haben hier wohl Zuflucht gesucht?"

„Vor wem?"

„Nicht böse werden! Vor der Notwendigkeit, Ihren Vater zu kränken."

Sie nickte.

„Ich wußte, daß es dazu kommen wird. Was wollen Sie jetzt tun?"

„Mich amüsieren." Was sie sagte, war albern, aber es war ihr ernst damit.

„Lächerlich! Aber warum sind Sie so böse? Sie haben ja ganz recht. Nur müssen Sie es richtig anstellen, glauben Sie nicht? Setzen Sie sich!"

Noel versuchte sich loszumachen.

„Nein; bitte, setzen Sie sich!"

Noel setzte sich; doch als er ihre Hand losließ, lachte sie. Hier saß er sonst mit Leila, hier würden die beiden wieder sitzen, sobald sie fort war. „Wie komisch! Nicht wahr?“ sagte sie.

„Komisch?“ brummte er barsch. „Das sind die meisten Dinge in dieser komischen Welt.“

Sie vernahm das Geräusch eines Autos, das unweit vom Hause anhielt, und sie setzte die Füße fest und sprungbereit auf den Boden. Wäre es möglich, aufzuspringen, an ihm vorbeizuschlüpfen, ehe er sie wieder am Arm packte, und das Auto zu erwischen?

„Wenn ich jetzt fortgehe,“ sagte er, „wollen Sie mir dann versprechen, zu bleiben, bis Leila kommt?“

„Nein.“

„Wie dumm! Versprechen Sie's doch!“

Noel schüttelte den Kopf. Seine Verlegenheit bereitete ihr ein seltsames Vergnügen.

„Ist Leila nicht ein glücklicher Mensch? Kein Kind, keinen Gatten, keinen Vater, gar nichts. Herrlich!“

Sie sah, wie er den Arm hob, als wolle er einen Schlag abwehren. „Arme Leila!“ sagte er.

„Warum tut sie Ihnen leid? Sie hat ihre Freiheit! — Und sie hat S i e !“

Sie wußte, daß ihn das verletzen würde, aber das war gerade ihre Absicht.

„Darum brauchen Sie sie nicht zu beneiden.“

Im selben Augenblick bemerkte Noel eine Gestalt an der Tür.

Sie sprang auf und rief außer Atem:

„O, da bist du ja, Leila! Vater ist hier gewesen und wir haben deinen Champagner getrunken!“

„Ausgezeichnet! Es ist aber recht dunkel hier!“

Noel fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß. Das Licht flammte auf und Leila trat näher. In ihrer Pflegerinnentracht sah sie blaß aus, doch ruhig und selbstbeherrscht; sie hatte die vollen Lippen fest aufeinander gepreßt, aber Noel merkte, wie sich ihre Brust hob und senkte. Beschämung und verwundeter Stolz stürmten auf das junge Mädchen ein. Warum war sie nicht längst davongelaufen? Warum hatte sie sich in dieser Situation erwischen lassen? Leila würde glauben, daß sie sich an ihn herangemacht hatte! Abscheulich! Widerlich! Warum sprach er nicht — warum sprach denn niemand? Endlich sagte Leila:

„Ich hatte dich nicht erwartet, Jimmy; ich bin froh, daß du dich nicht gelangweilt hast. Noel bleibt über Nacht hier. Gib mir eine Zigarette. Setzt euch doch! Ich bin schrecklich müde."

Sie sank in einen Stuhl und lehnte sich mit übereinander geschlagenen Beinen zurück. Noel bewunderte sie in diesem Augenblick. Leila hatte das gut herausgebracht und sah dabei so ruhig aus. Fort bot ihr Feuer; seine Hand zitterte, sein Gesicht verriet Reue und Bedauern.

„Gib Noel auch eine und zieh die Vorhänge zu, Jimmy. Rasch! Es macht zwar keinen Unterschied, denn es ist draußen noch so licht wie am Tag. Setz' dich, liebe Noel."

Aber Noel blieb stehen.

„Worüber habt ihr gesprochen? Über ‚Liebe und Lampions', oder bloß über mich?"

Fort, der gerade den letzten Vorhang zuzog, wandte sich bei diesen Worten um; verlegen stand die große Gestalt an der Wand; ungewohnt sich zu verstellen, sah er drein, als wäre er gezüchtigt worden. Noel hätte sich nicht gewundert, wenn sein Gesicht Striemen gezeigt hätte.

Mühsam suchte er nach Worten:

„Ich weiß es selbst nicht genau; wir hatten kaum zu sprechen angefangen, nicht wahr?"

„Die Nacht hat kaum begonnen," sagte Leila. „Unterhaltet euch weiter, während ich mich umkleide."

Sie erhob sich, die Zigarette zwischen den Lippen, und begab sich ins Schlafzimmer. Im Vorbeigehen warf sie Noel einen Blick zu. Über diesen Blick hatte sich das Mädchen nie ganz klar werden können. Es lag darin etwas wie eine dunkle, unergründliche Frage, wie Vorwurf und Erbitterung, wie Stolz und Todesahnen — so hätte ein angeschossenes Tier sie anblicken können. Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, kam Fort geradewegs auf Noel zu.

„Gehn Sie doch zu ihr!" rief Noel; „sie braucht Sie. Sehn Sie denn nicht, daß man Sie braucht?"

Und ehe er eine Bewegung machen konnte, war sie bei der Tür. Sie rannte die Treppe hinab und in die mondbeschienene Nacht hinaus. Das Auto, das unweit gehalten hatte, setzte sich eben in Bewegung. Sie stürzte hin und rief:

„Irgendwohin! Piccadilly!" Sie sprang hinein und warf sich in die Kissen des Wagens.

Es dauerte einige Minuten, bis sie zu sich kam; sie fühlte, daß sie das Schütteln nicht länger ertragen könne, ließ den Wagen halten und stieg aus. Wo war sie? Bond Street! Ziellos begann sie die enge, lange, bei Tag so verkehrsreiche Straße hinabzugehen, die bei Nacht völlig verödet lag. Wie furchtbar diese letzten Minuten gewesen waren! Keiner von ihnen hatte gesprochen, und doch waren alle ihre Gedanken bloßgelegt worden, seine, Leilas und die ihren! Es schien ihr, als hätte man sie beim Stehlen ertappt und ihres ganzen Stolzes, ihrer ganzen Anständigkeit beraubt. Ihre frühere glückliche und gehobene Stimmung war vorbei und einem Gefühl der Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit gewichen. Was immer sie

auch tat, war unrecht, alles nahm ein schlechtes Ende, wozu bemühte sie sich dann? Das Mondlicht, das zwischen den hohen Häusern auf die Straße flutete, verursachte ihr ein seltsam schwindliges Gefühl. ‚Besessen', nannte sie ihr Vater. Sie lachte. ‚Nach Hause gehe ich aber nicht,' dachte sie. Die lange Straße machte sie ungeduldig; sie bog ab und war plötzlich auf dem Hanover Square. Sie stand vor einer weißen Kirche, in der sie mit fünfzehn Jahren einmal Brautjungfer bei der Hochzeit einer Kusine gewesen. Sie sah alles wieder vor sich — ihr Kleid, die Lilien in ihrer Hand, die Chorhemden, das Brautgewand —, alles erschien ihr unwirklich und wie von Mondlicht übergossen. ‚Was wohl aus ihr geworden ist!' dachte sie. ‚Er ist wahrscheinlich tot, wie Cyril!' Sie sah das Gesicht ihres Vaters, während er das Brautpaar traute, sie hörte seine Stimme ‚In Glück und Unglück, in Reichtum und Armut, in Gesundheit und Krankheit, bis der Tod euch scheidet.' Und oben auf der Kirche schien das Mondlicht sich zu bewegen und zu zittern — vielleicht waren es aufgescheuchte Tauben. Dann erschien ihr an Stelle des hochzeitlichen Bildes Monsieur Barra, wie er auf seinem Stuhle saß und auf den Boden starrte, während die kleine Chica ihre Puppe wiegte. ‚Alle sind verrückt, Mademoiselle, alle ein wenig verrückt. Millionen von Menschen mit weißen Seelen, aber alle ein ganz klein wenig verrückt!' Und dann sah sie wieder Leilas Gesicht mit jenem Ausdruck in den Augen. Wieder fühlte sie den heißen Druck, mit dem Fort ihr Gelenk umklammert hielt, und im Weitergehen rieb sie es mit der andern Hand. Sie bog in die Regent Street ein. Die in weitem Bogen geschwungene Straße, in unwirkliches Blau getaucht, und das orangefarbene Licht der abgeblendeten Laternen erhöhten noch den Eindruck der Unwirklichkeit. ‚Liebe und Lampions! Ich würde gern Kaffee trinken,' dachte sie plötzlich. Das Lokal, in das Lavendie sie

damals geführt hatte, war ganz in der Nähe. Sollte sie hingehn? Warum nicht? Irgendwo mußte sie ja bleiben. Sie betrat die gläserne Drehtür. Aber kaum war sie drin, als sie sich blitzartig an den Ausdruck von Abscheu in Lavendies Gesicht erinnerte, an die Frauen mit den geschminkten Lippen, an das grüne, nach Pfefferminz riechende Getränk, und ein Gefühl des Ekels überkam sie. Sie machte die ganze Umdrehung der Türe mit und stand lachend wieder auf der Straße. Ein großer, junger Mann in Uniform rief ihr zu: „Hallo! Kommen Sie mit, tanzen wir!" Sie schrak zusammen, wich zurück und entfernte sich, so schnell sie konnte. Dann kam sie an einer Frau vorbei, deren Blick sie zu versengen schien; diese Augen, die dick gepuderten Wangen und der ordinäre rote Mund — waren sie nicht eine vorüberhuschende Vision des Lasters! Noel erschauerte und stürzte davon, sie hatte das Gefühl, daß ihre einzige Rettung in der Flucht liege. Sie konnte jedoch nicht die ganze Nacht umherirren und vor dem nächsten Morgen würde kein Zug nach Kestrel gehn. Aber wollte sie denn wirklich dort bleiben und sich vor Kummer verzehren? Plötzlich fiel ihr George ein. Warum sollte sie nicht zu ihm an die See fahren? Er würde wissen, was das Beste für sie sei. An der untersten Stufe der ‚Waterloo-Säule' blieb sie stehen. Alles lag ruhig und menschenleer, die großen Gebäude leuchteten weiß, die Bäume in verschwommenem Blau, und von ihren blühenden Wipfeln wehte ein erquickender Hauch. Noch immer empfand sie dieses seltsame Gefühl der Besessenheit, das der Mond in ihr auslöste; sie fühlte sich so zart und leicht wie ein Vogel in den Lüften. Ein matter Lichtschein umsäumte die Fenster des Marineministeriums. Der Krieg! Wie wunderschön auch die Nacht, wie süß der Duft des Flieders sein mochte — der Krieg ging unaufhörlich weiter! Sie wandte sich ab und ging durch den Torbogen auf den Bahnhof zu.

Eben war ein Zug mit Verwundeten angekommen; sie stand in der Hurrah schreienden Menge und sah zu, wie die Ambulanzen davonfuhren. Die Erregung trieb ihr Tränen in die Augen, die langsam ihre Wangen hinunterliefen. Ein grauer Wagen nach dem andern glitt sicher und geräuschlos vorbei, und jedesmal brach die Menge von neuem in laute Zurufe aus. Jetzt war der letzte Wagen fort und sie konnte hineingehn. Beim Büfett nahm sie eine große Tasse Kaffee und Gebäck. Nachdem sie sich über die Abfahrtszeit des Frühzuges unterrichtet hatte, ging sie in den Wartesaal für Damen, setzte sich in eine Ecke und zählte den Inhalt ihrer Börse. Zwei Pfund fünfzehn — genug, um in ein Hotel zu gehen. Aber ohne Gepäck, das war so auffallend; und sie konnte ja auch in der Ecke hier schlafen, wenn sie müde war. Was taten Mädchen, die kein Geld hatten und keine Freunde, zu denen sie gehen konnten? In die Ecke dieses öden, leeren, grüngestrichenen Wartesaals gedrückt, kam ihr die Grausamkeit und Härte des Lebens zum Bewußtsein wie nie zuvor, mehr noch als zu der Zeit, da sie ihrer Niederkunft entgegensah. Wie gut es ihr doch immer gegangen war und auch jetzt noch ging! Alle waren nett zu ihr. Es drohte ihr keine wirkliche Not oder Gefahr. Aber für Frauen — und auch für Männer —, die sich auf nichts sonst verlassen konnten als auf ihrer Hände Arbeit, ihre Gesundheit und irgendeinen glücklichen Zufall, für die mußte es schrecklich sein. Jene Frau, deren Blick sie geradezu versengt hatte — vielleicht besaß die niemanden, gar nichts. Und Leute, die krank zur Welt kamen, und die armen Frauen, die sie manchmal in den ärmlicheren Gegenden im Sprengel ihres Vaters mit Gratian aufgesucht hatte und deren es Millionen gab — zum erstenmal schien sie jetzt das Leben dieser Leute zu begreifen und mit ihnen zu fühlen. Und dann erinnerte sie sich wieder an den Ausdruck

in Leilas Gesicht — Leila, die sie beraubt hatte. Und das Schlimmste daran war, daß sie trotz des reuigen Mitgefühls eine gewisse Befriedigung nicht unterdrücken konnte. Sie war nicht schuld daran, daß er Leila nicht liebte, sie war nicht schuld daran, wenn er sie selber liebte! Und das tat er — sie wußte es. Das Bewußtsein, daß jemand sie liebte, war so trostreich. Und dennoch — wie schrecklich! Und sie, sie war die Ursache! Trotzdem hatte sie niemals etwas gesagt oder getan, um ihn zu gewinnen. Nein, sie hätte es nicht verhindern können.

Sie war schläfrig geworden und schloß die Augen. Und allmählich überkam sie ein wohliges Gefühl, als lehne sie den Kopf an jemandes Schulter, so wie sie als Kind sich oft an ihren Vater gelehnt hatte, wenn sie in Wales oder Schottland spät abends von einer langen Wagenfahrt zurückkamen. Sie meinte sogar die feuchte, weiche Luft des Westens auf ihrem Gesicht und den Augenlidern zu spüren, seine rauhe Joppe zu riechen, das Klappern der Hufe und das Rollen der Räder zu hören und die hereinbrechende Dämmerung wahrzunehmen. Dann glaubte sie ganz dunkel und schlaftrunken zu erkennen, daß es nicht ihr Vater war, sondern jemand — jemand — dann nichts — nichts mehr.

NEUNTES KAPITEL

Das Pfeifen einer Lokomotive weckte sie; verwundert blickte sie auf. Während des Schlafs war ihr Kopf zur Seite geglitten und ihr Hals furchtbar steif geworden. Sie hatte Kopfweh und fröstelte. Es war fünf Uhr vorbei. ‚Wenn ich nur Tee bekommen könnte!' dachte sie. ‚Jedenfalls bleibe ich nicht länger hier.' Sie wusch sich und rieb ihren Hals so lange, bis sich das steife Gefühl etwas verlor; dann trank sie eine Tasse Tee und ihre alte Abenteuerlust kehrte wieder. Da ihr Zug erst in einer Stunde ging, blieb ihr Zeit genug für einen Spaziergang, um sich zu erwärmen, und sie schritt zum Themseufer. Im leichten Frühnebel sah alles ein wenig geheimnisvoll aus, aber schon begaben sich viele Leute zu ihrer Arbeitsstätte. Noel ging den Strom entlang und betrachtete durch den schimmernden Nebel hindurch das Anschwellen des Wassers zur Flutzeit, dem die Möwen ein gespenstisches Leben verliehen. Sie machte bei der Blackfriars-Brücke kehrt und setzte sich auf eine Bank unter einer Platane, gerade als die Sonne aufging. Eine kleine, kränkliche Frau mit magerem Gesicht von ungesunder Farbe saß schon dort; sie hielt sich so still und schien ihre Umgebung so wenig zu bemerken, daß es Noel auffiel — woran mochte sie wohl denken? Sie beobachtete die Frau und sah, wie sich ihr Gesicht verzog und die Tränen langsam über die Furchen rollten, bis sich Noel schließlich ein Herz faßte, näherrückte und fragte:

„Was fehlt Ihnen denn?"

Die Frau war so überrascht, daß sie zu weinen aufhörte; ein Paar kleine graue Augen starrten Noel an, geduldige Äuglein über einer platten Nase.

„Ich hab' ein Kind gehabt. Es ist gestorben — sein Vater ist in Frankreich gefallen ... Ich wollt' ins Wasser gehn, aber es sieht so schrecklich aus, und jetzt werd' ich nie mehr den Mut dazu haben."

Die letzten Worte: ‚Jetzt werd' ich nie mehr den Mut dazu haben,' erschütterten Noel. Ihr Arm schob sich langsam die Banklehne entlang und legte sich um eine Schulter, die nur Haut und Knochen war.

„Weinen Sie doch nicht!"

„Es war mein erstes. Ich bin achtunddreißig. Ich werd' nie mehr ein Kind haben. O, warum bin ich nicht ins Wasser gegangen!"

Wieder verzog sich ihr Gesicht und Tränen tropften aus ihren Augen. ‚Natürlich muß sie jetzt weinen,' dachte Noel, ‚so lange weinen, bis sie sich leichter fühlt.' Und sie streichelte die Schulter der kleinen Frau, die einen Geruch von alten Kleidern ausströmte, wenn man ihr nahekam.

„Auch der Vater meines Kindes ist in Frankreich gefallen," sagte Noel schließlich. Die traurigen Äuglein sahen sie neugierig an.

„Wirklich? Aber Ihr Kind ist doch am Leben?"

„O ja, Gott sei Dank."

„Das freut mich. Es tut so schrecklich weh. Den Mann verlieren war längst nicht so arg, wie das Kind verlieren." Ein Sonnenstrahl traf mit grausamer Deutlichkeit eine Wange dieses unsagbar demütigen Gesichts.

„Kann ich nicht irgendetwas für Sie tun?" fragte Noel leise.

„Nein, danke, Miß. Ich geh' nach Haus. Ich wohn' nicht

weit von hier. Danke! Danke!" Sie hob den Kopf, warf Noel noch einen ihrer halberstaunten Blicke zu und entfernte sich die Kaimauer entlang. Als sie verschwunden war, ging Noel zum Bahnhof zurück. Der Zug stand schon da, sie stieg ein und setzte sich in ein Abteil, in dem sich noch drei Mitreisende befanden, alle in Khaki, schweigsam und mißmutig, wie Männer, die früh aufstehn müssen. Der eine war groß, dunkelhaarig und ungefähr fünfunddreißig, der zweite klein und etwa fünfzig, mit kurzgeschnittenem, spärlichem, grauem Haar; der dritte mittelgroß und gewiß schon fünfundsechzig, mit einer langen Reihe farbiger Ordensbändchen auf seinem Waffenrock und kahlem, wohlgeformtem, schmalem Kopf, das graue Haar an den Schläfen zurückgekämmt; die beherrschten Züge des mageren Gesichts und der herabhängende Schnurrbart zeigten einen Typus der alten Schule. Ihn betrachtete Noel. Wenn er zum Fenster hinaussah oder in Gedanken versunken dasaß, gefiel ihr sein Gesicht; sobald er sich jedoch an den Schaffner wandte oder mit den andern sprach, gefiel er ihr nicht halb so gut. Es schien ihr, als habe der alte Kauz ein doppeltes Ich: das eine zum Gebrauch, wenn er allein war, das andere, das er allmorgendlich anlegte, für die Welt. Sie unterhielten sich über irgendeinen Gerichtshof, wo sie Recht zu sprechen hatten. Noel hörte nicht zu, aber ein oder das andere Mal kamen ihr ein paar Worte zum Bewußtsein.

„Wieviele sind's denn heute?" hörte sie den alten Kauz fragen, und der kleine Kurzgeschorene antwortete: „Hundertvierzehn."

Der Eindruck, den die schäbige, arme kleine Frau mit ihrem Kummer auf Noel gemacht hatte, war noch so frisch, daß sie vor diesem adretten alten Soldaten mit dem schmalen regelmäßigen Gesicht zurückschauderte, der vielleicht Tag für Tag das Schicksal von ‚Einhundertvierzehn' in seiner festen, ener-

gischen Hand hielt. Verstand er aber auch ihre Sorgen und Nöte? Gewiß nicht! Dann bemerkte sie, daß er sie mit seinem scharfen Blick prüfend ansah. Wüßte er um ihr Geheimnis, so würde er nun denken: ‚Eine Dame, die sich so benimmt! Das ist vollkommen unmöglich!' Und sie hätte vor Scham in den Boden versinken mögen. Doch wahrscheinlich dachte er bloß: ‚Zu jung, um so früh morgens allein zu reisen. Aber hübsch!' Wie würde er wohl dreinsehn, wenn er die Wahrheit wüßte! Wie kam es aber, daß dieser alte Militär, der ihr vollkommen fremd war, nur durch einen zufälligen Blick und sein strenges Gesicht sie dazu brachte, sich ihrer Schuld tiefer zu schämen als bisher? Das war ihr ein Rätsel. Er schien ein engherziger, konventioneller alter Mann zu sein, aber er hatte die Macht, Schamgefühl in ihr zu erwecken, da sie empfand, daß er an seine Götter glaubte und ihnen treu blieb; da sie wußte, daß er eher sterben würde, als von seinen geheiligten Prinzipien abweichen. Sie wandte sich zum Fenster und biß sich voll Ärger und Verzweiflung auf die Lippen. Es half nichts, niemals; zu keiner Zeit würde sie sich an ihre Lage gewöhnen können. Und wieder kam dieselbe Sehnsucht über sie wie in ihrem Traum: ihr Gesicht in jenen Mantel zu verbergen, den Geruch der Wolljoppe einzuatmen, sich hineinzuschmiegen, geborgen zu sein, zu vergessen. ‚Wäre ich diese arme, einsame kleine Frau gewesen und hätte alles verloren,' dachte sie, ‚dann w ä r e ich ins Wasser gegangen. Ich hätte einen Anlauf genommen und mich hineingestürzt. Es ist nur ein glücklicher Zufall, daß ich am Leben bin. Ich werde diesen alten Mann nicht mehr sehn, dann wird mir leichter zu Mute sein.'

Sie hatte sich am Bahnhof Schokolade gekauft und knabberte nun daran, den Blick auf die Felder draußen geheftet, die mit Gänseblümchen und den ersten Butterblumen und

Primeln besät waren. Die drei Militärs sprachen jetzt mit vorsichtig gedämpfter Stimme. Sie fing Worte auf wie ‚Frauenzimmer', ‚unter Aufsicht', ‚eine wahre Landplage' und bekam rote Ohren. Die gestrige Aufregung, die fast schlaflose Nacht und das erschütternde Schicksal der kleinen Frau hatten sie überempfindlich gemacht; sie hatte das Gefühl, als würde sie auch zu diesen ‚Frauenzimmern' gerechnet. ‚Auf der nächsten Station steig' ich aus,' dachte sie. Aber als der Zug hielt, stiegen die drei Herren aus. Sie fühlte ein letztes Mal den scharfen, verschleierten Blick des alten Generals prüfend auf sich ruhen und sah ihm eine Sekunde lang fest in die Augen. Er berührte seine Kappe, fragte: „Wollen Sie das Fenster offen oder geschlossen haben?" und blieb noch, um es halb hoch zu ziehen. Seine höfliche Korrektheit machte sie noch unglücklicher. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, ging sie in ihrem leeren Abteil auf und ab; aus ihrer Lage gab es ebensowenig einen Ausweg wie aus diesem fahrenden, gepolsterten Waggon! Und plötzlich glaubte sie wieder Forts Stimme zu vernehmen: ‚Bitte, setzen Sie sich!' und fühlte seine Finger um ihr Handgelenk. O, seine Gegenwart tat ihr wohl, er würde ihr nie Vorwürfe machen oder sie an die Vergangenheit erinnern! Und jetzt würde sie ihn wahrscheinlich nie mehr wiedersehn.

Endlich hielt der Zug. Da sie Georges Wohnung nicht kannte, wollte sie ihn in seinem Spital aufsuchen. Sie beabsichtigte, um halb zehn dort zu sein, nahm auf dem Bahnhof ein bescheidenes Frühstück und ging dann in die Stadt. Wie verzaubert sah der Strand mit seinen Kreidefelsen im Frühlicht eines schönen Morgens aus. Aber die Straßen waren schon sehr belebt. Hier merkte man erst richtig, daß Krieg war. Sie kam an zerstörten Häusern vorbei. Große und kleine Güterwagen wurden lärmend rangiert und rumpelten unauf-

hörlich vorüber. Wasserflugzeuge und Aeroplane flogen wie riesige Vögel durch den leuchtenden Nebel, und nichts als Uniformen, wohin man blickte. Doch Noel sehnte sich nach dem Meer. Sie ging westwärts bis zu einem kleinen Strand, setzte sich auf einen Stein und breitete weit die Arme aus, um die Sonnenwärme auf Gesicht und Brust zu spüren. Die Flut hatte fast ihren höchsten Stand erreicht, und die Wellen des Meeres schimmerten strahlend blau. Eine Offenbarung — die größte Offenbarung in der ganzen Welt, außer der Sonne. Weit und frei, ließ das Meer alles Menschliche klein und vergänglich erscheinen. Es tat Noel gut, wie ein tröstender Freund. Zwar konnte es grausam und furchtbar sein, Schrecken verbreiten und zu schrecklichen Taten verführen; aber seine unendliche Fläche, sein ewiger Gesang, sein herber Geruch waren das beste Heilmittel für Noel. Sie ließ Sand und Muscheln durch die Finger gleiten und freute sich darüber wie ein Kind, zog Schuhe und Strümpfe aus, watete im Wasser und ließ die Beine wieder in der Sonne trocknen.

Als sie den Strand verließ, war es, als hätte ihr jemand gesagt:

‚Du machst dir zu viel Sorgen! Hier hast du Sonne, Meer und Luft; genieße sie. Die kann man dir nicht nehmen.‘

Im Spital mußte sie in einem kleinen kahlen Zimmer eine halbe Stunde auf George warten.

„Nollie! Großartig! Ich hab' eine Stunde Zeit. Sehen wir zu, daß wir aus diesem Friedhof hinauskommen. Wir können einen ordentlichen Spaziergang über die Hügel machen. Sehr lieb von dir, mich zu besuchen. Was gibt's Neues?“

Als sie ihm alles erzählt hatte, drückte er freundlich ihren Arm. „Ich hab' gewußt, daß es so nicht gehn wird. Dein Vater hat vergessen, daß er ein öffentliches Amt bekleidet und daher auf die allgemeine Verurteilung gefaßt sein mußte. Aber

obwohl du auf und davon bist, wird er seine Entlassung nehmen, Nollie."

„Das darf er nicht," rief Noel.

George schüttelte den Kopf.

„Doch, du wirst sehn, daß er seine Entlassung nimmt. Er hat nicht einen Funken praktischen Verstand."

„Dann hab' ich sein Leben verdorben, gerade als ob — nein, das darf er nicht!"

„Setzen wir uns hierher. Ich muß um elf zurück sein."

Sie nahmen auf einer Bank Platz, vor sich die grünen Klippen, tief unter sich die dunkelblaue klare See.

„Warum muß er seine Entlassung nehmen," rief Noel wieder, „jetzt, da ich weg bin? Er wird sich dann ganz verloren fühlen."

George lächelte.

„Er wird sich wieder finden, Nollie. Er wird dort sein, wo er hingehört, wo die Kirche ist und die Priester nicht sind — in den Wolken!"

„Sprich nicht so!" rief Noel wild.

„Nein, ich reiße keine Witze. Die Welt hat keine Verwendung für Heilige in Amt und Würden. Gegen ein heiliges Symbol ist nichts einzuwenden, selbst wenn man nicht daran glaubt; aber niemand kann einen Menschen brauchen, der Seher und Heiliger sein, und gleichzeitig einen gewöhnlichen Sterblichen in Fragen des praktischen Lebens beraten will. Das Beispiel der Heiligen läßt man sich gefallen, aber Vorschriften machen sollen sie uns nicht. Dir, Nollie, hat er seine Erlösung zu verdanken."

„Aber Daddy liebt seine Kirche."

George runzelte die Stirn. „Natürlich wird es ihm sehr schwer fallen! Jedermann muß sich an einem Ort wohlfühlen, wo er so lang den Ton angegeben hat. Und die Kirche hat

ja einen gewissen Reiz: das Murmeln der Beter, der Weihrauch, das Dämmerlicht; es ist etwas Schönes daran, wirkt wie ein angenehmes Narkotikum. Aber man verlangt ja gar nicht von ihm, daß er selbst darauf verzichtet, nur die andern soll er nicht mehr damit beglücken. Mach' dir keine Sorgen, Nollie; ich glaube nicht, daß er je zu seinem Beruf getaugt hat, man muß dazu dickhäutiger sein als er."

„Aber all die Leute, denen er hilft?"

„Warum soll er den Leuten nicht auch ferner helfen!"

„Aber wie soll er weiterleben -- — Mutter ist doch in dem alten Haus gestorben!"

George brummte. „Er lebt ja nur in seinen Träumen, Nollie; Träume von der Vergangenheit und von der Zukunft, von den Menschen und wie er ihnen helfen könnte. Du weißt, wir streiten uns jedesmal, sobald wir zusammenkommen, und doch kann ich ihn gut leiden. Aber ich hätte ihn noch viel lieber und würde nur halb so oft mit ihm streiten, wenn er aufhören wollte, seine Autorität geltend zu machen. Dann würde er mir wirklich imponieren. Es liegt etwas Liebes in seinem Wesen, das weiß ich ganz gut."

„Ja," stimmte Noel eifrig zu.

„Es ist ein seltsamer Zwiespalt in ihm," philosophierte George. „Er paßt nicht in unsere Zeit; vom geistlichen Standpunkt aus steht er himmelhoch über den meisten andern Pfarrern, vom weltlichen tief unter ihnen. Und doch, glaub' ich, hat er das Rechte getroffen. Die Kirche sollte auf Erden ein verlorener Posten sein, Nollie; dann würden wir an sie glauben. Statt dessen ist sie eine Art Geschäft, das niemand allzu ernst nimmt. Siehst du, die Kirche als geistige Macht kann sich in unserm Zeitalter nicht behaupten — hat auch gar keine Aussichten, und deshalb hat sie ihre geistigen Ziele für Geld und Einfluß eingetauscht. Dein Vater repräsentiert das,

was die Kirche nicht ist. — Aber was hast du jetzt vor, Nollie? In meiner Pension ist noch ein Zimmer frei; außer mir ist nur eine alte Dame dort, die den ganzen Tag strickt. Wenn Gracie sich versetzen lassen kann, werden wir ein Haus mieten und du nimmst das Kind zu dir. Man wird dir dein Gepäck vom Londoner Bahnhof herschicken, wenn du darum schreibst. Gracie hat ein paar Sachen hier, die kannst du inzwischen anziehn."

„Ich werde Vater telegraphieren müssen."

„Das werd' ich schon besorgen. Komm um halb zwei auf meine Bude, ich werde alles arrangieren. Bis dahin bleib' lieber hier."

Als er sie verlassen hatte, schlenderte sie noch eine Weile umher und legte sich dann ins kurze Gras, unter dem die Kreide stellenweise zum Vorschein kam. Sie konnte ein entferntes Grollen hören, ein schwaches Geräusch, das sich im Boden fortpflanzte: das anhaltende Donnern der flandrischen Kanonen. ‚Ob der Tag auch dort so schön ist?' dachte sie. ‚Wie furchtbar, nichts Grünes zu sehen, keine Schmetterlinge und Blumen, nicht einmal den Himmel — durch die Staubwolken, die die Granaten aufwirbeln. Wird der Krieg denn niemals aufhören?' Eine leidenschaftliche Liebe zur Erde wallte in ihr auf, zu dieser warmen grünen Erde, auf der sie ausgestreckt lag, so dicht daran geschmiegt, daß sie sie mit ihrem ganzen Körper fühlen konnte und die weichen Grashalme ihr Gesicht berührten. Ein schmerzliches und doch süßes Gefühl quälte sie, die Sehnsucht, von der Erde in die Arme geschlossen zu werden, eine Erwiderung ihrer eigenen Liebe zu finden. Sie lebte — und sehnte sich nach Liebe, nicht nach Tod, nicht nach Einsamkeit. Und dort draußen, wo die Kanonen donnerten, hatten Millionen Soldaten den gleichen Gedanken!

ZEHNTES KAPITEL

Pierson hatte fast die ganze Nacht über Andenken vergangener Tage, den beruflichen Aufzeichnungen und Erinnerungen aus der kurzen Zeit seiner Ehe verbracht. Der Gedanke, der ihn auf seinem Heimweg im Mondlicht berauscht hatte, hielt ihn auch bei dieser traurigen Aufgabe des Ordnens und Vernichtens aufrecht. Die Arbeit war nicht so groß, wie man hätte meinen können, denn trotz seiner Verträumtheit hatte er alle Pfarrangelegenheiten mit erstaunlichem Ordnungs- und Geschäftssinn geführt. Und doch hielt er, überwältigt von seinen Erinnerungen, hundertmal in jener Nacht inne. Jede Ecke, Lade, Photographie, Aufzeichnung war mit seinem Leben in diesem Hause aufs innigste verbunden. Jedes Möbelstück, jedes Bild, jede Türschwelle barg eine Erinnerung an seine Arbeit, seine Frau, seine Töchter. Lautlos ging er in seinen Hausschuhen zwischen Studierzimmer, Speisezimmer und Salon hin und her, und jedem, der ihn bei der Arbeit in dem trüben Licht gesehen hätte, das von der Eingangstür und dem oberen Gangfenster auf die Treppe fiel, wäre der Gedanke gekommen: ‚Eine arme, arme Seele, die über die Welt von heute trauert.' Noch in dieser Nacht mußte er mit der Vergangenheit abrechnen, solang ihm seine neue Idee Schwungkraft verlieh, mußte alten Zusammenhängen bis in ihre Tiefen nachspüren, um sich ein- für allemal zu vergewissern, ob er die Kraft habe, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Erst als es fünf schlug, war er fertig, und obwohl er sich vor Müdigkeit

kaum noch auf den Beinen halten konnte, setzte er sich doch bei hellem Tageslicht an das kleine Klavier. Die Erinnerung, die ihn zuletzt überkam, war auch seine früheste: Er dachte daran, wie er und seine Frau nach ihrer Hochzeitsreise in dieses Haus zurückgekehrt waren, das vollständig eingerichtet ihrer harrte. Sie hatten die Flitterwochen in Deutschland verbracht — die ersten Tage in Baden-Baden — und waren allmorgendlich von einem Choral aufgeweckt worden, den man unten im Kurgarten spielte, eine zarte, wunderschöne Melodie, als wären sie wirklich im Himmel gewesen. Und leise, so leise, daß die Melodien nur Träume zu sein schienen, begann er diese alten Choräle zu spielen, einen um den andern, so daß die gedämpften Klänge durch das offene Fenster zogen, und die frühwachen Vögel, Katzen und wenigen Menschen, die schon auf der Straße waren, in Verwunderung gerieten.

Er empfing Noels Telegramm noch am selben Nachmittag, gerade als er im Begriff war, zu Leila zu gehen, um etwas über sie zu erfahren. Gleich darauf kam Lavendie. Er fand den Maler untröstlich vor seinem Bilde stehn.

„Hat mich Mademoiselle verlassen?"

„Ich fürchte, wir alle werden Sie bald verlassen, Monsieur."

„Sie verreisen?"

„Ja, ich gehe fort, hoffentlich nach Frankreich."

„Und Mademoiselle?"

„Sie ist an der See, bei meinem Schwiegersohn."

Der Maler fuhr sich mit beiden Händen ins Haar, hielt aber plötzlich inne, als käme ihm die Unschicklichkeit seines Benehmens zum Bewußtsein.

„Mon dieu!" sagte er. „Welch ein Unglück für Sie, Monsieur le curé!" Doch für ihn lag das Unglück so offensichtlich

in dem unvollendeten Bild, daß Pierson sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

„Ach Monsieur," sagte der Maler, dem nichts davon entging. „Comme je suis égoiste! Es ist bedauerlich, wie wenig ich meine Gefühle beherrschen kann. Verglichen mit dem schmerzlichen Abschied von Ihrem Heim muß Ihnen meine Enttäuschung als eine Bagatelle erscheinen. Es muß für Sie eine sehr traurige Zeit sein. Glauben Sie mir, ich verstehe Sie. Aber einem Menschen Sympathie zu beweisen, der seinen Kummer nicht zeigt, wäre aufdringlich, nicht wahr? Ihr vornehmen Engländer gestattet uns nicht, eure Sorgen zu teilen; ihr behaltet sie für euch."

Pierson blickte ihn überrascht an. „Wahr, sehr wahr!" meinte er.

„Ich bin nicht berufen, über das Christentum zu urteilen, Monsieur, aber wir Künstler blicken in die Herzen der Menschen, in unsere eigenen und in die fremden. Ich glaube, wir kennen keinen Stolz — c'est très indélicat. Halten Sie es nicht unter Ihrer Würde, Monsieur, mir von Ihren Sorgen zu erzählen, wie ich von den meinen gesprochen habe?"

Pierson senkte verlegen den Kopf.

„Sie predigen Barmherzigkeit und Liebe aller Menschen zueinander," fuhr Lavendie fort, „wie aber ist das möglich, wenn Sie gleichzeitig durch Ihr Beispiel lehren, daß jeder seine Sorgen für sich behalten soll? Die Menschen folgen dem Beispiel, nicht den Lehren. Sie jedoch treten ihnen fremd gegenüber und nicht als Bruder. Sie erwarten von uns, was Sie selbst nicht geben. Hand aufs Herz, Monsieur: Fühlen Sie nicht, daß Sie mit jeder Offenbarung Ihrer Seele etwas von Ihrer tugendhaften Großartigkeit einbüßen? Und ich werde Ihnen auch sagen, warum, wenn Sie es mir nicht übel nehmen: Sobald Sie Ihr Herz erschließen, haben Sie das Gefühl, an Autorität zu ver-

lieren. Sie dürfen niemals vergessen, daß Sie Beamter sind. Hab' ich nicht recht?"

Pierson errötete. „Ich hoffe, daß auch noch ein andres Gefühl mitspielt. Uns scheint, als drängten wir uns auf, wenn wir von unsern Leiden und tieferen Gefühlen sprächen, als machten wir uns wichtig und beschäftigten uns mit uns selbst, während wir uns doch mit anderen beschäftigen sollten."

„Monsieur, im Grunde sind wir alle mit uns selbst beschäftigt. Selbstlos scheinen zu wollen, ist nur Ihre besondere Art, an der eigenen Vervollkommnung zu arbeiten. Sie geben zu, daß man seinen eigenen Charakter vervollkommnet, indem man andern seine Sorgen nicht aufdrängt. Eh bien! Was ist das anderes, als eine eingehendere Beschäftigung mit dem eigenen Ich? Wir können uns einzig und allein in der Hingabe an unsre Arbeit von uns selbst befreien; ich vergesse alles, wenn ich male. Aber," fügte er plötzlich lächelnd hinzu, „Sie würden ja nicht einen Augenblick Ihre eigene Vervollkommnung vergessen wollen. Das wäre in Ihrem Beruf nicht einmal erlaubt. Ich muß also dieses Bild mitnehmen, nicht wahr? Es ist eine meiner besten Arbeiten. Ich bedaure sehr, es nicht fertiggestellt zu haben."

„Vielleicht ein andres Mal — —"

„Ein andres Mal! Das Bild wird sich nicht verändern, wohl aber Mademoiselle. Sie wird sich plötzlich auf etwas Neues stürzen, und dieses Gesicht wird nicht mehr da sein. Nein, da möchte ich es lieber so behalten, wie es ist. Jetzt ist es ganz aufrichtig." Er hob die Leinwand herunter, stellte sie gegen die Wand und legte die Staffelei zusammen. „Bon soir, Monsieur, Sie waren sehr gütig zu mir." Heftig drückte er Piersons Hand und eine Sekunde lang schien sein Gesicht nur Augen und Geist. „Adieu!"

„Leben Sie wohl," sagte Pierson leise, „der Herr behüte Sie!"

„Ich weiß nicht, ob ich ihm großes Vertrauen schenke," erwiderte Lavendie, „aber ich werde nie vergessen, daß Sie, ein so guter Mensch, es gewünscht haben. Bitte richten Sie Mademoiselle meine verbindlichsten Empfehlungen aus. Wenn Sie es mir gestatten, werde ich morgen meine übrigen Sachen abholen." Er nahm Staffelei und Leinwand und ging fort.

Pierson blieb in dem alten Salon zurück, wartete auf Gratian und dachte über die Worte des Malers nach. Hatten es ihm seine Erziehung und Stellung in der Tat unmöglich gemacht, brüderlich zu empfinden? War dies das Geheimnis der Ohnmacht, die er manchmal empfand? Und war deshalb so wenig lebendige Liebe und Barmherzigkeit in seinen Pfarrkindern? ‚Gott weiß, daß ich mich nicht bewußt andern überlegen gefühlt habe,' dachte er, ‚und doch würde ich mich wahrhaft schämen, den Menschen von meinen Sorgen und Kämpfen zu erzählen. Würde Christus, wenn er auf Erden wandelte, uns zu den Pharisäern zählen, weil wir uns für besser halten als die andern? Aber sicherlich verschließen wir uns vor ihnen nicht so sehr als Christen denn als Gentlemen. Beamte hat er uns genannt. Ich fürchte sehr, daß es wahr ist.' Nun, es würde ja nicht mehr lange dauern. Dort draußen würde er lernen, den Weg zu den Herzen anderer zu finden und auch sein Herz andern zu eröffnen. Leiden und Tod rissen alle Schranken nieder und machten alle Menschen zu Brüdern. So saß er noch immer, als Gratian eintrat. Er ergriff ihre Hand und sagte:

„Noel ist zu George gefahren, und ich möchte, Gracie, daß du dich dorthin versetzen läßt, damit ihr alle zusammenwohnt. Ich gebe mein Pfarramt auf und bewerbe mich um die Stelle eines Feldpredigers."

„Dein Amt gibst du auf? Nach so viel Jahren? Nollies wegen?"

„Ich glaube nicht. Ich glaube, daß die Zeit gekommen ist. Meine Arbeit hier scheint mir unfruchtbar."

„Ach nein! Und selbst wenn sie es wäre, dann ist der Grund nur — —"

Pierson lächelte. „Nur was, Gracie?"

„Vater, ich hab' es ja selber gespürt. Wir wollen selbständig denken und entscheiden, wir wollen Herr unseres Gewissens sein, wir können nicht länger Wahrheiten aus zweiter Hand empfangen."

Piersons Gesicht verfinsterte sich. „Ach," sagte er, „es ist traurig, seinen Glauben zu verlieren!"

„Dafür gewinnen wir an Barmherzigkeit," rief Gratian.

„Das eine schließt das andere nicht aus, mein liebes Kind!"

„Nicht in der Theorie, wohl aber häufig in der Praxis. O Vater, du siehst so müde aus! Bist du wirklich entschlossen? Wirst du dich nicht wie verloren fühlen?"

„Anfangs schon. Aber ich werde mich dort draußen bald zurechtfinden."

Doch der Ausdruck seines Gesichts brachte Gratian aus der Fassung und sie wandte sich ab.

Pierson ging in sein Arbeitszimmer, um sein Entlassungsgesuch zu schreiben. Als er vor dem leeren Blatt saß, kam es ihm erst so recht zum Bewußtsein, wie sehr er sich gegen das öffentliche Verdammungsurteil über sein eigen Fleisch und Blut aufgelehnt hatte, wie seine jetzige Handlungsweise nur das Ergebnis einer rein weltlichen Parteinahme für seine Tochter, einer weltlichen Demütigung war. ‚Nur Stolz,' dachte er. ‚Sollte ich ihn bezwingen und bleiben?' Zweimal legte er die Feder hin und zweimal ergriff er sie wieder. Er konnte ihn nicht besiegen. Bleiben, wo man ihn nicht wollte, geduldet werden — niemals! Und wie er vor dem leeren Blatt saß, versuchte er das, was dem Menschen am schwersten fällt: sich

so zu sehen, wie andere ihn sahen — aber er vernahm überhaupt nicht die Urteile der andern, sondern lauschte sogleich seinem eigenen Gewissen, wie es ja auch nicht anders zu erwarten war. Und wieder überkam ihn, wie stets seit Kriegsausbruch, die quälende Empfindung, daß es eigentlich seine Pflicht wäre, zu sterben. Das Gefühl, daß es seiner nicht würdig sei zu leben, da so viele seiner Pfarrkinder das letzte Opfer gebracht, wurde durch die häusliche Katastrophe und die bittere Enttäuschung noch verschärft. Er litt unter der Empfindung, deklassiert zu sein, und während er so dasaß, schien seine Vergangenheit mehr und mehr in Nebel und Wesenlosigkeit zu versinken. Eine Arbeit und Pflicht nach der andern, die er Tag für Tag, Jahr für Jahr erfüllt hatte, versank; das seltsame Gefühl beschlich ihn, als fiele sein altes Leben von ihm ab, wie die alte Haut von einer Schlange. War alles je Wirklichkeit gewesen? Nun hatte er es abgeschüttelt und sollte in das neue Leben treten, das im Zeichen der großen Wirklichkeit, im Zeichen des Todes stand! Er griff zur Feder und schrieb sein Entlassungsgesuch.

ELFTES KAPITEL

I

Der letzte Sonntag war gekommen, licht und heiter. Obgleich Pierson Gratian nicht darum gebeten, besuchte sie doch jeden Gottesdienst; und sie nach so langer Zeit in dem alten Kirchenstuhl zu sehen, wo er sich einst an dem Anblick seiner Frau erquickt hatte, rührte ihn zutiefst. Er hatte niemandem seine bevorstehende Abreise mitgeteilt, denn er scheute die Falschheit und Unterdrückung des wahren Gefühls, die naturgemäß mit jeder Anspielung und jedem Ausdruck des Bedauerns verknüpft sein mußten. Ganz am Ende seiner letzten Predigt wollte er es ihnen sagen! Dieser Tag verging ihm wie im Traum. Stolz und feinfühlig wie er war, zog er sich infolge der gesellschaftlichen Ächtung von allen zurück und machte keinen Versuch mehr, seine Freunde und Anhänger von den Abtrünnigen zu unterscheiden. Er wußte, daß einige, vielleicht sogar viele, seinen Abgang aufrichtig bedauern würden, aber herauszufinden, wer sie seien, und sie gegen die andern auszuspielen, lag ganz und gar nicht in seiner Natur. Alles oder nichts! Aber als er nun das letzte Mal zur dunklen Kanzel emporschritt, über die Treppe, die er so viel hundertmal hinaufgestiegen war, deutete nichts auf ein Ende hin, und vielleicht dachte er selbst noch nicht daran. Trotz des wunderschönen Sommerabends hatte sich eine große Gemeinde versammelt. Ungeachtet aller Verschwiegenheit waren Gerüchte im Umlauf, und die Neugier war groß. Die anonymen und nichtanonymen Briefschreiber hatten zwar ihre Vorgangsweise nicht

ausposaunt, die abgelaufene Woche jedoch dazu benützt, ihre heimliche Tat vor sich selbst zu rechtfertigen. Dies erreichten sie am besten dadurch, daß sie mit ihren Nachbarn die ernste und peinliche Situation ihres armen Pfarrers besprachen. Der Erfolg zeigte sich in einem regeren Kirchenbesuch, als es seit Anfang des Sommers der Fall war.

Pierson war nie ein großer Redner gewesen, seiner Stimme fehlten Resonanz und Schmiegsamkeit, seinen Gedanken Schwung und Weite; seine Art war nicht frei von dem eintönigen Singsang berufsmäßiger Sprecher. Doch stets erweckte er den Eindruck von Güte und Aufrichtigkeit. An diesem letzten Sonntagabend hielt er wieder die gleiche Predigt, die er zum allererstenmal von dieser Kanzel gehalten, als er mit seiner jungen Frau von seiner Hochzeitsreise zurückgekommen war. ‚Salomo in all seiner Herrlichkeit war nicht bekleidet wie eine von diesen Blumen.' Jetzt fehlte ihm zwar die selige Inbrunst jenes glücklichsten aller Tage, doch ging von seinem abgezehrten Gesicht und seiner müden Stimme umso tiefere Wirkung aus. Gratian, die wußte, daß er ganz zuletzt Abschied nehmen werde, befand sich schon lange vorher in größter Erregung. Sie versuchte, ihre Tränen hinunterzuschlucken, und sah erst auf, als eine längere Pause in seiner Rede sie fürchten ließ, daß ihn die Kraft verlassen habe. Er hatte sich ein wenig nach vorne geneigt und schien nichts zu sehen, doch seine Hände, die den Rand der Kanzel umklammert hielten, zitterten. Tiefes Schweigen herrschte in der Kirche, sein Antlitz und seine Gestalt wirkten sogar auf Gratian seltsam. Als er wieder die Lippen zum Sprechen öffnete, verschwamm ihr alles vor den Augen, so daß sie ihn nicht mehr sah.

„Freunde, ich verlasse euch. Zum letztenmal spreche ich heute zu euch von dieser Kanzel. Andere Arbeit ruft mich. Ich danke euch für alle Güte. Ich danke Gott für alle seine

Güte und bete von ganzem Herzen um seinen Segen für euch. Amen! Amen!"

Der Schleier vor ihren Augen löste sich in Tränen und sie merkte, daß er wieder auf sie herabsah. Sah er sie aber wirklich? Es war ganz gewiß, daß er etwas erblickte, was er inniger liebte — eine Vision, die schöner war als die Wirklichkeit. Sie fiel auf die Knie und barg das Gesicht in der Hand. Kniend hörte sie das Lied an und seinen deutlich und langsam gesprochenen Segen: „Der Friede Gottes, welcher alle Vernunft übersteigt, bewahre euere Herzen und euere Gedanken in der Erkenntnis und Liebe Gottes und Seines Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn; und der Segen Gottes, des Allmächtigen, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes sei mit euch und bleibe bei euch in Ewigkeit. Amen!" Sie verharrte kniend, bis sie allein in der Kirche war. Dann erhob sie sich und ging unbemerkt nach Hause. Er kam nicht nach, aber sie hatte ihn auch nicht erwartet. ‚Es ist zu Ende,' dachte sie unaufhörlich, ‚alles ist zu Ende. Mein geliebter Vater! Jetzt hat er kein Heim mehr; Nollie und ich haben ihn so weit gebracht. Und doch konnte ich nicht anders, und sie vielleicht auch nicht. Arme Nollie! . . .'

II

Pierson war im Gespräch mit den Chorsängern und dem Vorstand in der Sakristei zurückgeblieben; alles ging glatt, denn sein Entlassungsgesuch war genehmigt worden, und er hatte einen seiner Freunde bestimmt, sein Amt bis zur Bestellung eines neuen Pfarrers zu versehen. Als er wieder allein war, ging er in die leere Kirche zurück und bestieg den Orgelchor. Dort oben stand ein kleines Fenster offen; an den

steinernen Pfeiler gelehnt, blickte er hinaus, und Ruhe durchströmte ihn. Erst jetzt, da alles vorüber war, erkannte er, welch schwerer Druck auf ihm gelastet hatte. Man hörte nur das Zwitschern der Sperlinge, denn die Straßengeräusche waren zu dieser sonntäglich ruhigen Stunde des Abendessens fast verstummt. Zu Ende! Konnte es sein, daß er nie mehr hier oben stehen, nie mehr diese Dächer und das Stückchen Garten sehen und das vertraute Gezwitscher der Sperlinge hören würde? Er setzte sich an die Orgel und begann zu spielen. Zum letztenmal sollten ihr Klänge entströmen und im leeren Gotteshause widerhallen. Lange spielte er so, während unter ihm das Gebäude allmählich in Dunkelheit sank. Von allem, was er zurückließ, würde er dies eine am meisten entbehren: das Recht, in der dämmerigen Kirche zu spielen, seine Seele in Klängen zu verströmen, die den leeren, dunklen Raum mit immer neuer Schönheit erfüllten. Von Akkord zu Akkord versank er tiefer in den Fluten und Wogen der Töne, verlor er ganz das Gefühl der Gegenwart, bis die Musik und der dunkle Raum in eines verschmolzen und er sich in verzückter Ekstase verlor. Tief unter ihm breiteten sich Schatten über die Bänke hin bis zum Altar — nichts war mehr sichtbar, nur die Pfeiler und die Mauern. Er begann den langsamen Satz aus Beethovens Siebenter Symphonie zu spielen, den er über alles liebte — verweilte beim Ende, das in ihm stets neue Visionen wachrief. Eine Katze, die den Vögeln aufgelauert hatte, schlich durch das kleine Fenster herein und duckte sich erschreckt, die grünen Augen auf ihn gerichtet. Er schloß die Orgel, ging schnell hinunter und sperrte seine Kirche zum letztenmal ab. Draußen war es wärmer als drinnen und auch heller, denn das Tageslicht war noch nicht ganz erloschen. Er tat ein paar Schritte, dann blieb er stehen und blickte empor. Mauern, Strebepfeiler und Turm waren in weißlichgraue

Schatten gehüllt. Die Spitze des Turms schien bis zu einem Stern hinaufzuragen. ‚Leb' wohl, meine Kirche,' dachte er, ‚leb' wohl für immer!' Er fühlte, wie er die Fassung verlor; da preßte er die Zähne zusammen und ging davon.

ZWÖLFTES KAPITEL

I

Als Noel flüchtete, wollte Fort ihr nacheilen und sie aufhalten; da er aber merkte, daß er sie seines lahmen Fußes wegen unmöglich einholen könne, gab er die Verfolgung auf und trat in Leilas Schlafzimmer.

Sie hatte ihr Kleid abgelegt und stand regungslos vor dem Spiegel, im Mund noch die Zigarette, aus der blaue Rauchringe aufstiegen. Er sah ihr bleiches Gesicht im Spiegel, zwei kleine rote Flecke auf den Wangen und glühende Ohren. Sie schien ihn nicht gehört zu haben, doch er bemerkte, wie ihr Blick sich veränderte, als er auf sein Spiegelbild fiel; eben noch so leer und geistesabwesend, wurde er plötzlich lebhaft und vorwurfsvoll.

„Noel ist weg," sagte er.

Sie antwortete seinem Bild im Spiegel:

„Und du bist noch da? Ach so, natürlich! Ich vergaß dein Bein! Davongelaufen, was? Ich fürchte, ich kam recht ungelegen."

„Nein, i c h war es, der ungelegen kam."

Leila wandte sich um. „Wie konntest du nur über mich reden, Jimmy! Sonst — —" Sie zuckte die Achseln. „Aber das — —!"

„Ich habe nicht über dich geredet. Ich sagte nur, daß man dich um mich nicht zu beneiden braucht. Hab' ich nicht recht?"

Doch sofort bedauerte er seine Worte. Denn im gleichen

Moment blickten ihn ihre eben noch so zornigen Augen forschend und dann tief unglücklich an. Sie rief:

„Ich war zu beneiden, Jimmy! Jawohl, Jimmy, ich war zu beneiden!“ und sie warf sich aufs Bett, das Gesicht in die Kissen gedrückt.

‚Schändlich von mir!‘ ging es Fort durch den Kopf. Wie konnte er sie nur beruhigen, ihr zeigen, daß er sie liebe, obwohl es nicht stimmte; daß er sie begehrte, obwohl er Noel im Sinn hatte? Er trat ans Bett, berührte sie zaghaft und flüsterte:

„Was hast du nur, Leila? Du bist wohl übermüdet. Was ist denn geschehn? Es ist nicht meine Schuld, daß das Mädchen hier war. Warum regst du dich so darüber auf? Sie ist fort. Es ist alles in Ordnung. Es hat sich doch nichts geändert.“

„Nichts!“ klang es erstickt zurück, „gar nichts!“

Er kniete nieder und streichelte ihren Arm, der unter seiner Berührung erbebte, stillzuhalten und auf die nächste Berührung zu warten schien, vielleicht in der Hoffnung auf ein wenig mehr Zärtlichkeit; wieder erbebte sie.

„Sieh mich doch an!“ sagte er. „Was willst du eigentlich? Ich will ja alles für dich tun.“

Sie drehte sich um, richtete sich im Bett auf und saß mit gekreuzten Beinen gegen das Kissen gelehnt, als ob sie eine Stütze brauche. Ihr Gesicht und ihre Gestalt wirkten in dieser Haltung erstaunlich kraftvoll.

„Mein lieber Jimmy,“ sagte sie, „ich will weiter nichts von dir als eine Zigarette. In meinem Alter erwartet man nicht mehr, als man bekommen kann.“ Sie spreizte Daumen und Zeigefinger: „Bitte!“

Fort ging ins andere Zimmer, um die Zigarette zu holen. Mit welch schmerzlicher Zurückhaltung und welch seltsamem, leisem Lächeln hatte sie das gesagt. Kaum jedoch hatte er das Zimmer verlassen, um verwirrt und bestürzt die Zigaretten zu

suchen, kehrten auch schon seine Gedanken mit brennender Teilnahme zu Noel zurück, die er gekränkt hatte, die ungestüm geflohen war, ohne eine Zufluchtsstätte zu haben. Er fand den kleinen Zigarettenkasten aus poliertem Birkenholz und versuchte mit äußerster Anstrengung, Noels Bild zu verdrängen, ehe er wieder zu Leila ging. Sie saß mit verschränkten Armen noch immer unbeweglich da, aber jeder Nerv und jede Fiber in ihr waren bis zum Zerreißen gespannt.

„Nimm dir auch eine," sagte sie, „als Friedenspfeife."

Fort zündete beide Zigaretten an und setzte sich auf den Rand des Bettes. Seine Gedanken schweiften sofort wieder zu Noel zurück.

„Ja," sagte Leila plötzlich, „ich möchte wissen, wohin sie gegangen ist. Sieht ihr das nicht ähnlich? Sie könnte noch einmal etwas Unüberlegtes tun! Armer Jimmy! Es wäre wirklich schade. Also der Mönch war hier und hat Champagner getrunken! Eine gute Idee! Bring' mir auch ein Glas, Jimmy!"

Fort ging wieder ins andere Zimmer, und Noels Bild begleitete ihn. Als er zum zweitenmal zurückkam, hatte Leila wieder das dunkle Seidenkleid angezogen, in dem sie an jenem verhängnisvollen Abend nach dem Konzert in der Queen's Hall ihm so strahlend erschienen war. Sie ergriff das Glas und ging an ihm vorüber in den Salon.

„Komm, nimm Platz," sagte sie. „Tut dir dein Bein weh?"

„Nicht mehr als sonst," und er setzte sich neben sie.

„Willst du dich nicht bedienen? ‚In vino veritas,' lieber Freund!"

Er schüttelte den Kopf und sagte zerknirscht: „Ich bewundere dich, Leila."

„Ausgezeichnet! Du bist auch der einzige." Und sie leerte ihr Champagnerglas auf einen Zug.

„Möchtest du nicht," fragte sie plötzlich, „daß ich eine jener fabelhaft modernen Frauen wäre, die nur aus Verstand und Wohltun bestehn? Wie schön hätte ich dann beim Tee über das Weltall und den Krieg und die Schöpfung diskutiert und hätte dir nie die Mühe aufgehalst, mich zu lieben. Wirklich schade!"

Fort fielen Noels Worte ein: ‚Furchtbar komisch, nicht wahr?'

„Leila," unterbrach er sie, „etwas muß geschehn. Solange du dagegen bist, werde ich das Kind nicht wiedersehn, das verspreche ich dir."

„Jimmy, sie ist kein Kind mehr. Sie ist reif für die Liebe. Und ich — bin schon überreif. Das ist schuld an allem, und ich muß es hinunterwürgen." Sie entriß ihm ihre Hand, ließ das leere Glas fallen und bedeckte das Gesicht. Fort hatte das fürchterliche Gefühl, das den wahren Engländer angesichts einer Szene wie ein Schwindel befällt. Sollte er ihr die Hände vom Gesicht ziehen und sie küssen? Sollte er aufstehn und sie in Ruhe lassen? Reden oder schweigen? Trösten oder zu überreden versuchen? Er aber tat nicht das geringste. Soweit ein Mann diese Wende des Frauenlebens: den endgültigen Verzicht auf Jugend und Schönheit, begreifen kann, verstand er Leila; aber jedenfalls wußte er das eine ganz genau, daß sie nun für immer die Gewißheit hatte, zu lieben, ohne geliebt zu werden.

‚Es ist nicht meine Schuld,' dachte er, ‚ich kann einfach nicht anders!' Nichts, was er sagen oder tun würde, könnte das ändern. Niemand vermag mit Worten eine Frau zu überzeugen, wenn Küsse ihre Leidenschaft verloren haben. Plötzlich nahm sie die Hände vom Gesicht und sagte zu seiner unaussprechlichen Erleichterung:

„Wie langweilig! Du solltest nach Hause gehn, Jimmy!"

Er wollte etwas erwidern, hatte aber zu große Angst, daß seine Stimme falsch klingen würde.

„Beinah hätt's eine Szene gegeben!" bemerkte Leila, „Gott, wie die Männer das hassen — und ich auch! Ich hab' seinerzeit zu viel mitgemacht; es schaut nichts dabei heraus, man wacht nur am nächsten Morgen mit Kopfweh auf. Das hab' ich dir erspart, Jimmy. Komm, gib mir einen Kuß dafür."

Er beugte sich über sie und drückte seine Lippen auf die ihren. Von ganzem Herzen bemühte er sich, die Leidenschaft in ihrem Kusse zu erwidern. Plötzlich schob sie ihn weg und sagte leise:

„Danke. Du hast wirklich dein Möglichstes getan."

Fort fuhr sich mit der Hand über die Augen. Der Anblick ihres Gesichts wühlte ihn im Innersten auf. Ganz abscheulich brutal kam er sich vor. Er ergriff ihre schlaff herabhängende Hand, preßte sie an die Lippen und flüsterte:

„Ich komme morgen herauf. Wir wollen zusammen ins Theater gehen, ja? Gute Nacht, Leila!"

Im Hinausgehn bemerkte er, wie sie ihm nachsah; offenbar erwartete sie, daß er sich umwende. Angst lag in ihrem Blick, doch plötzlich wurden ihre Augen sanft, so sanft, daß sich sein Herz zusammenkrampfte.

Sie warf ihm eine Kußhand zu und lächelte. Ohne zu wissen, was er antwortete, verließ er das Zimmer. Draußen konnte er sich nicht zum Weitergehen entschließen, sondern lehnte sich an das Gartengitter und sah zu ihren Fenstern hinauf. Sie war so gut zu ihm gewesen. Er kam sich vor wie einer, der im Kartenspiel gewonnen und sich mit dem Gewinn davongemacht hatte, ohne seinem Partner die Möglichkeit einer Revanche zu geben. Wenn sie ihn nur nicht geliebt hätte, wenn es nur ein ganz gewöhnliches Verhältnis gewesen wäre, ohne jede Seelengemeinschaft! Aber es war alles eher als das!

Als waschechter Engländer wurde er ein Gefühl der Schuld nicht los und empfand es als eine Niedertracht, daß er ihr keine Genugtuung geben, seine Schuld ihr gegenüber nicht gutmachen konnte. ‚Soll ich noch einmal hinaufgehn?' überlegte er. Der Vorhang bewegte sich. Dann erlosch das Licht oben. ‚Sie ist zu Bett gegangen,' dachte er, ‚ich würde sie nur noch mehr aufregen. Wo Noel jetzt sein mag? Wahrscheinlich werde ich s i e niemals wiedersehn. Eine böse, böse Geschichte! Mein Gott! Wirklich eine böse Geschichte!'

Mühsam setzte er sich in Bewegung, denn sein Bein schmerzte ihn.

II

Leila war sich der Tatsache nur allzu gut bewußt, daß die außerhalb der Moralgesetze Stehenden genau so ehrlich, intensiv und mit derselben Hingabe fühlen wie die andern. Wahrscheinlich sind ihre Gefühle sogar noch ehrlicher und intensiver, so wie der Geschmack der wilden Frucht schärfer ist als der der gezogenen. Sie kannte die öffentliche Meinung: da sie außerhalb der Moralgesetze gelebt, hatte sie nicht halb so viel Anspruch auf ein gebrochenes Herz, als wenn sie Forts Gattin gewesen wäre. Man würde einfach sagen, daß sie kein Recht auf ihn habe; und je früher ein illegitimes Verhältnis abgebrochen würde, umso besser! Und doch fühlte sie sich ebenso unglücklich, als wäre sie verheiratet gewesen. Außerdem hatte sie sich nie jenseits der Moral stellen wollen, nie in ihrem Leben hatte sie das beabsichtigt. Sie glich jenen, die durch die Beichte ihrer Sünden ledig werden und wieder mit reinem Gewissen von vorn anfangen. Nie hatte sie sündigen, stets nur lieben wollen, und ihre jeweilige Liebe war ihr immer so

wichtig, daß alles andre für den Augenblick davor zurücktreten mußte. Sie hasardierte, hatte jedoch bisher ihre Schulden stets beglichen. Aber diesmal war ihr Einsatz der allerhöchste, den eine Frau aufs Spiel setzen kann. Es war ihre letzte Karte, das wußte sie. Solang eine Frau an ihre Anziehungskraft glaubt, ist noch nicht alle Hoffnung für sie verloren, selbst wenn der Vorhang über ein Liebesabenteuer fällt. Aber das Licht dieses Glaubens war plötzlich in Leila erloschen, und sie fühlte, daß sie nun, wenn der Vorhang zum letztenmal gefallen war, im Dunkeln ausharren müsse, bis das Alter sie stumpf und gleichgültig gemacht. Doch zwischen vierundvierzig und dem Greisenalter liegt noch ein abgründig weiter Weg. Es war das erstemal, daß ein Mann ihrer überdrüssig geworden. Aber er war ja von Anfang an ihrer müde gewesen, so kam es ihr wenigstens vor. In einem einzigen kurzen Augenblick sah sie wie ein Ertrinkender alle Stadien ihres Zusammenlebens und sie erkannte, daß in seinem Herzen nie eine echte Flamme geglüht hatte. Ein vernichtendes Gefühl der Scham brannte in ihrem Blut. Tief barg sie das Gesicht in den Kissen. Diesem Mädchen hatte von jeher sein wahres Gefühl gegolten. Ein Gedanke ließ sie plötzlich auflachen. ‚Ich habe auf das falsche Pferd gesetzt; auf Edward hätte ich wetten sollen! Diesem armen Mönch hätte ich den Kopf verdrehen können. Wenn ich nur Jimmy nicht wiedergesehn und seinen Brief zerrissen hätte! Den armen Edward hätte ich dazu bringen können, mich zu lieben.' Aber wenn, wenn — nichts als wenn! Wie dumm! Alles geschieht mit Naturnotwendigkeit! Sie sprang auf und ging in dem kleinen Zimmer hin und her. Ohne Jimmy würde sie unglücklich sein und mit ihm erst recht. ‚Ich kann seinen Anblick nicht ertragen,' dachte sie, ‚und doch kann ich ohne ihn nicht leben! Es ist zu komisch!' Der Gedanke an ihr Spital erfüllte sie mit Abscheu. Tag für Tag dort

hinzugehen, während ihr die Verzweiflung am Herzen nagte, das konnte sie einfach nicht. Sie rechnete im Kopfe aus, wie viel Geld sie besaß. Es war mehr, als sie gedacht, denn Jimmy hatte ihr zu Weihnachten fünfhundert Pfund geschenkt. Erst hätte sie den Scheck am liebsten zerrissen oder ihn Jimmy gegen seinen Willen zurückgegeben; doch die Erfahrung der letzten fünf Jahre hatte sie bestimmt, ihn einzulösen. Nun war sie froh, nicht mit Geld rechnen zu müssen. Sie versuchte, in die Vergangenheit zu flüchten, und dachte an ihren ersten Mann, Ronny Fane, an ihre Zimmer in Madras, mit den Moskitonetzen vor den Fenstern, und an die entsetzliche Hitze dort. Armer Ronny! Welch blasses, zynisches Gespenst beschwor doch dieser Name herauf! Dann dachte sie an Lynch, diesen prosaischen, verläßlichen, nach Pferden riechenden Gesellen. Beide hatte sie geliebt — wenigstens eine Zeit lang. Und sie erinnerte sich an die afrikanische Steppe, an Constantia und den ragenden Tafelberg unter dem Sternenhimmel; an ihre erste Begegnung mit Jimmy, an seinen ehrlichen Blick, die Wölbung seines Kopfes, sein lockiges Haar, an sein gutes, kühnes, offenes Schulbubengesicht. Sogar jetzt, nach monatelanger Gemeinschaft, war die Erinnerung an jenen längst vergangenen Abend, da sie ihm zur Zeit der Weinlese unter den duftenden Schlingpflanzen vorgesungen hatte, ihrem Gefühl noch immer am teuersten. An diesem einen Abend wenigstens hatte er sie begehrt, vor elf Jahren, als sie in ihrer Blüte stand. Damals hätte sie sich behaupten können und Noel wäre vergeblich gekommen. Und dieses Mädchen hatte noch fünfzehn Jahre vor sich, bis es zur vollen Entfaltung gelangte! Fünfzehn Jahre, um die Männer zu bezaubern, und weitere zehn, ehe sie zum alten Eisen kam. Wenn Noel tatsächlich Jimmy heiratete, so würde er ein alter Mann und noch immer in sie vernarrt sein, wenn sie das ‚gefährliche

Alter' von vierundvierzig erreicht hatte. Sie stopfte sich ihr Taschentuch in den Mund, um einen Schrei zu ersticken, und drehte das Licht ab. Die Dunkelheit beruhigte sie etwas. Sie zog die Vorhänge zurück und ließ das Mondlicht herein. Irgendwo dort draußen waren Jimmy und dieses Mädchen und suchten einander, wenn nicht leibhaftig, so doch in Gedanken. Und sicherlich würden sie bald irgendwie, irgendwann zusammenfinden, weil es das Schicksal so beschlossen hatte, dieses Schicksal, das ihrer jungen Kusine eine Ähnlichkeit mit ihr verliehen, das Noel in solch verzweifelte Lage versetzt hatte, die nun Jimmy rührte und ihm jüngeren Männern gegenüber einen Vorsprung gab. Sie erkannte das mit grausamer Klarheit. Gute Spieler verschmerzen ihre Verluste und stolze Frauen halten widerstrebende Liebhaber nicht zurück. Wäre noch ein Schimmer von Hoffnung gewesen, so hätte sie ihren Stolz durch den Schmutz gezerrt, durch Dornen geschleift. Aber es gab keine Hoffnung mehr. Mit geballter Faust führte sie einen Schlag gegen die Nacht, als wollte sie damit das Schicksal treffen, das nicht zu erreichen war — das unbegreifliche, grausame, unentrinnbare Schicksal mit dem spöttisch unmenschlichen Lächeln. Nichts vermochte das Rad der Zeit zurückzudrehen und ihr das zu geben, was das Mädchen besaß. Die Zeit hatte sie ‚erledigt', wie sie jede Frau erledigte, eine nach der andern. Und sie sah sich älter und älter werden, ein Jahr ums andre; ein wenig mehr Puder, etwas mehr Schminke, das Haar gefärbt, bis von Natur nichts mehr übrig war, ein Durchhalten mit allen möglichen kleinen Kunstgriffen — und wozu all dies? Nur um zu verfolgen, wie sein Gesicht kälter und kälter wurde, zu hören, wie er seine Stimme immer mehr zur Sanftmut zwang. Und gleichzeitig zu wissen, daß seine geheime Abneigung wuchs und er sich dachte: ‚Leben und Liebe hältst du von mir fern!' Bis

sie eines Abends, nur weil ihre Nerven sie im Stich ließen, etwas Fürchterliches sagen oder tun und er dann nicht mehr kommen würde. ‚Nein, Jimmy,' dachte sie, ‚geh und bleib bei ihr. Du bist all diesen Kummer gar nicht wert!' Sie zog die Vorhänge zusammen, als könnte sie mit dieser Gebärde das ihr drohende Schicksal ausschließen, drehte das Licht an und setzte sich an ihren Schreibtisch. Einige Sekunden verharrte sie regungslos, das Kinn auf die Hand gestützt, so daß die dunkle Seide ihre Arme bloßließ. Ihr gegenüber in gleicher Höhe hing in seltsam geschnitztem Elfenbeinrahmen ein kleiner Spiegel, den sie vor fünfundzwanzig Jahren in einem indischen Bazar erstanden hatte, und gab ihr Antlitz wieder. ‚Ich bin nicht häßlich,' dachte sie leidenschaftlich, ‚ganz und gar nicht. Ich sehe noch recht gut aus. Wenn nur dieses Mädchen nicht dazwischen gekommen wäre! Und noch dazu ist es meine eigene Schuld. O, warum hab' ich beiden geschrieben, Edward und Jimmy?' Sie drehte den Spiegel um und ergriff eine Feder.

‚Mein lieber Jimmy!' schrieb sie. ‚Es wird für uns beide besser sein, wenn Du für eine Zeit lang Urlaub nimmst. Komm nicht wieder, bis Du von mir hörst. Es tut mir leid, Dich heute Abend so behelligt zu haben. Laß es Dir gut gehn und gönne Dir Ruhe. Sorge Dich nicht. Deine — —'

So weit war sie gekommen, als eine Träne auf das Blatt fiel; sie zerriß es und fing wieder von vorne an. Diesmal kam sie bis zum Schluß: ‚Deine Leila.'

‚Ich muß den Brief sofort aufgeben,' dachte sie, ‚sonst bekommt er ihn vielleicht nicht mehr vor morgen abend. Ein zweitesmal halt' ich so etwas nicht aus!' Sie eilte hinunter und warf den Brief in den Postkasten. Blumenduft erfüllte die Nacht. Sie lief zurück und legte sich nieder; stundenlang warf sie sich schlaflos herum und starrte ins Dunkel.

DREIZEHNTES KAPITEL

I

Leila hatte Mut, aber wenig Ausdauer. Sie war ganz von dem Gedanken beherrscht, fortzukommen, und machte sich sogleich daran, ihre Angelegenheiten zu ordnen und sich eine Einreisebewilligung für Südafrika zu verschaffen. Die Aufregung bei den Einkäufen und Vorbereitungen wirkte als das beste Betäubungsmittel. Die Überfahrt war damals sehr gefährlich, doch die Aussicht auf Gefahr freute sie. ‚Wenn ich untergeh',' dachte sie, ‚umso besser! Lieber ein Ende mit Schrecken . . .' Aber als sie die Einreisebewilligung erhalten und eine Kabine belegt hatte, kam ihr erst ganz zum Bewußtsein, daß ihr Schritt unwiderruflich war. Sollte sie ihn noch einmal sehen oder nicht? In drei Tagen ging ihr Schiff und so mußte sie eine Entscheidung treffen. Wenn er aus Reue liebevoll wäre, so würde sie nicht fest bleiben können, das wußte sie nur allzu gut, und das ganze Elend würde von vorn anfangen und sie schließlich zu dem gleichen Schritt treiben wie jetzt. Bis zum Tag vor ihrer Abreise ließ sie Stunde um Stunde ungenützt verstreichen; zuletzt war die Sehnsucht nach ihm und die Furcht vor einem Wiedersehn so unerträglich geworden, daß sie es nicht mehr aushielt. Am späten Nachmittag — da alles, bis aufs kleinste, erledigt war — ging sie aus, noch immer unentschlossen. Ein seltsames Verlangen, den Finger auf die offene Wunde zu legen, etwas über Noel zu erfahren, trieb sie zu Edwards Haus. Fast unbewußt hatte sie ihr bestes Kleid angezogen und eine Stunde vor dem

Spiegel zugebracht. Das leise Fieber, das mehr von den Qualen der Seele als vom Körper herrührte und sie seit jener Nacht nicht mehr verlassen hatte, rötete ihre Wangen. Sie sah so hübsch wie nur möglich aus. In einem Geschäft in der Baker Street kaufte sie sich eine Gardenia und steckte sie an. Auf dem alten Platz angelangt, erblickte sie zu ihrer Überraschung eine Tafel mit der Aufschrift: ‚Zu vermieten', obwohl das Haus noch bewohnt schien. Sie läutete und wurde in den Salon geführt. Nur zweimal zuvor war sie in diesem Hause gewesen. Kam es vielleicht daher, weil sie selbst so unglücklich war, daß ihr das alte, etwas dürftige Zimmer, erfüllt von Erinnerung an vergangene Tage, ergreifend schien? ‚Wie nur seine Frau ausgesehen haben mag,' dachte sie. Und da sah sie an der Wand, auf einem Hintergrund von schwarzem Samt, jene verblichene Pastellskizze einer schlanken jungen Frau, die etwas nach vorne geneigt dasaß und die Hände im Schoß gefaltet hielt. Das Kolorit gemahnte an Lavendel und altes Elfenbein, stellenweise mit einem Hauch von Rosa. Die sprechenden Augen glichen ein wenig denen Gratians. Die Züge waren fein, lebhaft und gütig. ‚Ja,' dachte Leila, ‚er muß sie sehr geliebt haben. Es muß ihm sehr schwer gefallen sein, sie zu verlieren.' Sie stand noch vor dem Bild, als Pierson eintrat.

„Solch ein liebes Gesicht, Edward. Ich bin gekommen, mich zu verabschieden. Morgen fahre ich nach Südafrika zurück." Als sie seine Hand berührte, dachte sie: ‚Wie hab' ich nur einen Augenblick glauben können, daß ich i h n hätte in mich verliebt machen können!'

„Gehst du — gehst du von ihm weg?"

Leila nickte.

„Das ist sehr tapfer und schön von dir."

„O nein! Not bricht Eisen. Ich verzichte nicht freiwillig

auf das Glück, weit gefehlt! Was aus mir werden wird, weiß ich nicht, aber schwerlich etwas Besseres, darauf kannst du dich verlassen. Ich gehe nur, weil ich mich nicht behaupten kann, und du weißt warum. Wo ist Noel?"

„An der See, bei George und Gratian."

Er sah sie erstaunt an, und der schmerzliche, verständnislose Ausdruck seines Gesichts ärgerte sie.

„Wie ich sehe, ist das Haus zu vermieten. Wer hätte gedacht, daß ein solches Kind zwei alte Kracher, wie wir es sind, entwurzeln könnte! Laß gut sein, Edward, wir sind aus einem Stamm, wir beide. Wir werden uns schon durchschlagen, auf unsere Art, nicht wahr? Wohin gehst du?"

„Ich glaube, man wird mich als Feldprediger anstellen, irgendwo im Orient."

Eine Sekunde lang hatte Leila die verrückte Idee: ‚Soll ich den Vorschlag machen, mit ihm zu gehen? Zwei herrenlose Hunde beisammen?'

„Was wäre wohl geschehen, Edward, wenn du bei jenem Mai-Sportfest um mich angehalten hättest, damals, als wir — ein wenig in einander verliebt waren? Für wen wäre es schlimmer geworden, für dich oder für mich?"

„Du hättest mich nicht genommen, Leila."

„O, das weiß man nie. Aber dann wärest du auf keinen Fall Pfarrer geworden — und auf keinen Fall ein Heiliger."

„Gebrauch' doch nicht dieses dumme Wort! Wenn du wüßtest — —"

„O, ich weiß. Du bist von innerem Feuer verbrannt und beinahe lebendig begraben! Aber du hast wohl deinen Lohn, was immer es auch sein mag, und ich den meinen. Leb' wohl, Edward!" Sie ergriff seine Hand. „Gib mir deinen Segen; ich werd' ihn brauchen."

Pierson legte seine freie Hand auf ihre Schulter, beugte sich zu ihr und küßte sie auf die Stirn.

Leilas Augen füllten sich mit Tränen. „Ach!" sagte sie, „was für eine traurige Welt!" Sie verbarg ihre bebenden Lippen hinter ihrer behandschuhten Linken und wandte sich schnell zur Tür. Noch einmal blickte sie zurück. Er war regungslos stehen geblieben, nur seine Lippen bewegten sich. ‚Er betet für mich!' dachte sie. ‚Wie komisch!'

II

Kaum war sie draußen, hatte sie ihn auch schon vergessen. Der furchtbare Schmerz um Fort nahm wieder überhand, als hätte Pierson, dieses Symbol lebenslänglicher Entsagung, ihre Lebenslust neu aufgepeitscht. Sie wollte, mußte Jimmy wiedersehn, und sollte sie die ganze Nacht aufbleiben, um ihn zu suchen! Es war fast sieben, sicher war seine Arbeit im Kriegsministerium schon beendet. Vielleicht war er in seinem Klub oder zu Hause. Sie machte sich auf den Weg nach seiner Wohnung.

Die kleine Straße nächst dem Buckingham-Tor, wo fast ein Jahr lang kein Spaßvogel mehr ‚Friede' auf die Türen gekreidet hatte, sah nach dem glutheißen Tag wie versengt aus. Der Friseurladen unterhalb seiner Wohnung war noch nicht geschlossen und die Eingangstür daneben stand offen. ‚Ich werde nicht läuten,' dachte sie, ‚sondern gleich hinaufgehn.' Beim Treppensteigen zwang sie ein Schmerz in der Herzgegend zweimal stillzustehn und Atem zu schöpfen, bis sie endlich das zweite Stockwerk erreichte. Dieser Schmerz befiel sie jetzt häufig, als sei ihr Herz vor Sehnsucht physisch krank geworden. Oben angelangt, blieb sie auf dem kleinen

Treppenabsatz vor seiner Wohnungstür stehen, gegen die rot tapezierte Mauer gelehnt. Im Hintergrund stand ein Fenster offen und man konnte undeutlich Gesang vernehmen, einen Chor von Soldatenstimmen. „Vivé-la, vivé-la, vivé-la vé. Vivé la compagnie!" drang es bis zu ihr herauf. ‚O Gott!' dachte sie, ‚laß ihn zu Hause sein, laß ihn lieb zu mir sein. Es ist ja das letztemal.' Halbkrank vor Angst öffnete sie die Tür. Er war tatsächlich zu Hause und lag auf einer Korbchaiselongue an der gegenüberliegenden Wand, die Arme hinterm Kopf verschränkt, die Pfeife im Mund; bei ihrem Eintritt verharrte er regungslos mit geschlossenen Augen, wahrscheinlich hielt er sie für das Stubenmädchen. Geräuschlos wie eine Katze schlich Leila durchs Zimmer, bis sie am Kopfende des Sofas stand. Während sie sein Erwachen aus dieser herausfordernden Lethargie erwartete, sah sie sich satt an seinem schmalen, knochigen Gesicht, das mager und trotzdem gesund aussah. Die Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, erweckte er den Anschein äußerster Widerstandskraft, wie ein Mann, der sich mit zurückgeworfenem Kopf und gefesselten Armen gegen ein Tier strafft, das sich an ihn klammert und ihn kletternd niederzureißen sucht. Die Pfeife brannte und schwacher Rauch entstieg ihr; er warf sein krankes Bein hin und her, da es ihn zu schmerzen schien; sonst jedoch verharrte er eigensinnig in dieser starren Reglosigkeit, als ob er schliefe. Sein dichtes Kraushaar wies auch nicht einen Silberfaden auf, die Zähne, die die Pfeife hielten, schimmerten weiß und kräftig. Sein Gesicht war jung, viel jünger als ihres. Warum liebte sie es — das Antlitz eines Mannes, der ihre Liebe nicht erwiderte? Plötzlich war ihr, als müßte sie das Kissen ergreifen, das vom Sofa heruntergeglitten war, und ihn damit ersticken, wie er so dalag und sich zu weigern schien, von der Außenwelt Kenntnis zu nehmen. Verschmähte Liebe! Welche

Demütigung! Sie war nahe daran, sich abzuwenden und fortzuschleichen. Da drangen aus dem Hintergrund durch die offenstehende Tür die Klänge des Soldatenchors: ‚Vivé-la, vivé-la, vivé-la vé!' zu ihr herein und spannten ihre Nerven auf die Folter. Sie riß die Gardenia von ihrer Brust und warf sie ihm mitten ins Gesicht.

„Jimmy!"

Fort fuhr auf und starrte sie an. Sein verwirrtes Gesicht wirkte so komisch, daß sie in ein nervöses Lachen ausbrach.

„Eines ist sicher, lieber Jimmy, von mir hast du nicht geträumt! In welchen Gärten bist du gewandelt?"

„Leila, du! Das ist — das ist famos!"

„Das ist — das ist famos! Ich wollte dich sehen und bin deshalb hergekommen. Und ich hab' dich gesehen, wie du bist, wenn du nicht bei mir bist. Ich werde daran denken; es soll mir eine Lehre sein!"

„Ich hab' dich nicht kommen gehört."

„Meilenweit, meilenweit warst du weg, mein Lieber. Steck' meine Gardenia in dein Knopfloch. Warte, ich werde sie befestigen. Hast du dich während dieser Woche gut ausgeruht? Gefällt dir mein Kleid? Es ist ganz neu. Du hättest es sicher gar nicht bemerkt, nicht wahr?"

„O doch. Es ist reizend."

„Jimmy, ich glaube, deine Ritterlichkeit ist durch nichts, aber auch gar nichts zu erschüttern."

„Ritterlichkeit? Ich bin gar nicht ritterlich."

„Wenn du gestattest, schließe ich die Tür." Doch er ging selbst hin, schloß die Tür und kehrte zu ihr zurück. Leila sah zu ihm auf.

„Jimmy, wenn du mich jemals nur ein bißchen geliebt hast, sei heute gut zu mir. Und wenn ich anzüglich werde — und

bitter, mach' dir nichts draus, beacht' es gar nicht. Willst du mir das versprechen?"

„Ich verspreche es."

Sie legte ihren Hut ab und setzte sich aufs Sofa, so an seine Brust gelehnt, daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Und in seinem Arm versank sie in eine glückliche Illusion, tiefer, immer tiefer, und suchte zu vergessen, daß eine Wirklichkeit vorhanden war, in die sie zurück mußte. Wie ein Kind bei seinen Spielen umgab sie sich mit einer Scheinwelt: ‚Er liebt mich — liebt mich — liebt mich!' Sich eine Stunde lang so ganz zu verlieren, eine kurze Stunde nur, dafür hätte sie freudig den Rest ihres Lebens hingegeben. Sie drückte seine Hand auf ihr Herz und wandte ihr Antlitz zurück — empor zu dem seinen, aber immer noch mit geschlossenen Augen, um sein Gesicht nicht zu sehen. Der Duft der Gardenia in seinem Knopfloch, schmerzlich süß und betäubend, war kaum zu ertragen.

III

Es dunkelte bereits, als sie ihren Hut aufsetzte, um fortzugehen. Sie war aus ihrem Traum erwacht, nun spielte sie nicht mehr. So stand sie im Zwielicht, ein versteinertes Lächeln auf den Lippen, und bemerkte durch ihre Wimpern hindurch, ohne daß er es ahnte, seinen gequälten Gesichtsausdruck.

„Armer Jimmy!" sagte sie, „ich will dich nicht länger am Abendessen hindern. Nein, bleib hier! Ich geh' allein. Und mach' um Gottes Willen kein Licht."

Sie legte die Hand auf seine Rockklappe. „Die Blume fängt schon an zu welken. Wirf sie weg, ich kann welke

Blumen nicht leiden, und du auch nicht. Nimm dir morgen eine frische."

Sie zog die Blume aus seinem Knopfloch und zerdrückte sie. Dann hielt sie ihm die Wange hin.

„Küß' mich noch einmal, es wird dir nichts schaden."

Einen Augenblick sogen sich ihre Lippen mit aller Kraft an den seinen fest. Dann riß sie sich los, tastete nach der Klinke, öffnete die Tür, schloß sie ihm vor der Nase zu und stieg langsam, ein wenig schwankend, die Treppe hinab. Mit der behandschuhten Rechten fuhr sie die Wand entlang, als suchte sie eine Stütze. Beim letzten Treppenabsatz, wo ein Vorhang Hinterzimmer abtrennte, blieb sie stehen und horchte. Kein Laut. ‚Wenn ich mich hinter diesen Vorhang stelle,' dachte sie, ‚kann ich ihn noch einmal sehen.' Sie schlüpfte hinter den Vorhang, der nur einen kleinen Spalt frei ließ. Es war so finster dort, daß sie nicht die Hand vor den Augen sah. Da hörte sie die Türe gehn und seine langsamen Schritte die Treppe herabkommen. Erst wurden seine Füße sichtbar, dann seine Knie, schließlich die ganze Gestalt, nur die Züge blieben verschwommen. Eine Zigarette im Mund, ging er vorüber. Sie preßte die Hand gegen die Lippen, um sich am Sprechen zu hindern, und die zerdrückte Gardenia berührte ihr Gesicht duftend, kalt und samtweich. Er war weg, die Tür unten hatte sich geschlossen. Eine wilde, sinnlose Sehnsucht überkam sie, wieder hinaufzugehen, auf seine Rückkehr zu warten, sich ihm an den Hals zu werfen, ihm ihre Abreise mitzuteilen und ihn zu bitten, daß sie bei ihm bleiben dürfe. O, er würde es gestatten! Er würde sie verstört und unerträglich mitleidig ansehen und sagen: ‚Aber natürlich, Leila, selbstverständlich!' Nur das nicht, bei Gott, nur das nicht! ‚Ich werde ruhig heimgehn,' flüsterte sie vor sich hin, ‚ganz ruhig. Vorwärts, nimm dich zusammen, sei kein Dummkopf! Vorwärts!' Und sie ging

hinunter auf die Straße. Sie sah ihn am Eingang des Hydeparks, etwa fünfzig Schritte entfernt, sich mühsam fortbewegen und ging ihm nach, als wäre sie sein Schatten, der zu solcher Länge gewachsen war. Langsam folgte sie ihm, stets im gleichen Abstand, unter den Platanen, das Parkgitter entlang, am St. James's-Palast vorbei, in die Pall Mall. Er stieg ein paar Stufen hinauf und verschwand in seinem Klub. Das war das Ende. Sie sah zu dem Gebäude empor: ein ungeheures, steinernes, in Dunkel gehülltes Grab. Ein leerer Wagen vor dem Tor setzte sich eben in Bewegung. Sie stieg ein. „Camelot-Gebäude, St. John's Wood." Nach Atem ringend, warf sie sich in die Wagenpolster und krampfte die Hände ineinander. ‚Nun hab' ich ihn wiedergesehn. Besser eine harte Kruste als gar kein Brot! O Gott! Alles vorbei. Und nicht einmal Brosamen bleiben für mich übrig! Vivé-la, vivé-la, vivé-la vé. Vivé la compagnie!'

VIERZEHNTES KAPITEL

Vor Leilas Besuch war Fort ungefähr eine Stunde lang zwischen Schlafen und Wachen gelegen. Er hatte einen sonderbaren Traum gehabt, der ihn wundersam bewegte. Im trüben Licht, das weder Nacht noch Morgen schien, ging eine lange graue Linie, die ganze Schlachtfront in Frankreich, langsam, ruckweise zum Angriff über; sie bewegte sich ein wenig vorwärts, hielt einen Moment lang inne, wich zurück, und rückte dann wieder weiter vor, unaufhaltsam weiter und weiter. Und bei jedem neuen Vordringen schrien alle Stimmen und seine mit darunter: ‚Hurra! Die Engländer! Hurra! Die Engländer!' Von diesem vordringenden Meer dunkler Gestalten im grauen Morgenlicht mitgeschwemmt zu werden, das Donnern und Toben, die wunderbar rhythmische, stete Bewegung, unaufhaltsam wie die Wogen der steigenden Flut — all das wirkte herrlich und faszinierend. Leben und Tod galten nichts mehr. ‚Hurra, die Engländer!' In diesem Traum fühlte er sich eins mit seinem Land, eins mit jeder Gestalt in dieser langen, zum Angriff schreitenden Front, die im Takt auf- und abwogte, unwiderstehlich weiter, immer weiter. Mitten aus diesem berauschenden Traum war er durch ein Straßengespräch emporgeschreckt und hatte dann die Augen wieder geschlossen, in der vergeblichen Hoffnung, weiterträumen zu können. Doch der Schlaf kam nicht wieder; Fort zündete sich die Pfeife an und dachte staunend an den glühend-phantastischen Realismus seines Traumes. Der Tod des einzelnen bedeutete nichts,

wenn nur sein Vaterland den Sieg errang. In wachen Stunden besaß er kaum diese eindeutige Selbsterkenntnis. Und von welch wunderbar realistischen Bildern war das phantastische Traumgespinst durchwoben, als wäre jemand heimlich am Werk, den Träumer zu überzeugen, trotz seines Widerstandes. Und dann hatte die zarte Blume sein Gesicht getroffen und Leila ihn beim Namen gerufen.

Als sie ihn verlassen hatte, dachte er nur müde: ‚So fängt es also wieder von vorn an!' Was lag daran, da Loyalität und Mitgefühl ihn von der Erfüllung seines Herzenswunsches abhielten. Und dieser Wunsch war lächerlich und unerreichbar wie der Mond. Was lag also daran? Wenn es ihr Vergnügen machte, ihn zu lieben, mochte es so weitergehn! Und doch schien, während er unter den Platanen dahinging, Noel stets vor ihm herzuschreiten, aber er konnte sie nicht erreichen und der Gedanke tat ihm weh, sie nie einholen, nie an ihrer Seite gehen zu können.

Als er zwei Tage später am Abend heimkam, fand er folgende Zeilen vor, die auf dem Briefpapier der Dampferlinie geschrieben waren und den Poststempel Plymouth trugen.

‚Nun leb' wohl, und wär's für immer,
Dann für immer, lebe wohl!
Leila.'

Er las, und ein furchtbares Gefühl überwältigte ihn, als hätte man ihn eines Verbrechens bezichtigt, ohne daß er wußte, ob er es auch wirklich begangen habe. Er raffte sich auf, nahm einen Wagen und fuhr zu ihrer Wohnung. Sie war geschlossen, doch erhielt er ihre Adresse, eine Bank in Kapstadt. Er hatte seine Freiheit wiedererlangt! Ganz benommen von einem wirren Gefühl der Reue und der Erleichterung, hörte er den Chauffeur fragen, wohin er fahren solle. „Wieder

zurück!" Aber nach kurzer Zeit gab er eine neue Weisung, nicht ohne sich einen Augenblick später seines Impulses gründlich zu schämen. Was er vorhatte, war eigentlich so unpassend, als führe er vom Begräbnis seiner Frau in das Boudoir einer andern. Beim alten Platz angekommen, fiel ihm die Ankündigung ‚Zu vermieten' in die Augen; er fühlte sich seltsam erleichtert, obwohl nun seine Hoffnung vereitelt war, Noel auch nur für zehn Minuten zu sehen, wofür er ein Jahr seines Lebens gegeben hätte. Er schickte den Wagen fort, überlegte, ob er läuten solle, und tat es erst, als das Gesicht eines Stubenmädchens am Fenster erschien. Mr. Pierson sei nicht zu Hause und die beiden jungen Damen nicht in London. Er erkundigte sich nach Mrs. Lairds Adresse und machte kehrt, wobei er Pierson fast in die Arme lief. Sie begrüßten einander steif und förmlich. ‚Weiß er, daß Leila abgereist ist?' fragte sich Fort. ‚Wenn ja, muß er mich für einen ganz gemeinen Kerl halten. Und bin ich es denn nicht wirklich?'

Als er wieder zu Hause war, setzte er sich an seinen Schreibtisch, um Leila zu antworten. Nachdem er eine Stunde lang das Papier angestarrt und die folgenden drei Zeilen geschrieben hatte:

‚Meine liebe Leila!

Ich kann Dir nicht schildern, was ich empfand, als ich Deinen Brief erhielt — —,'

zerriß er den Bogen. Keine Äußerung hätte der Situation entsprochen, nichts wäre passend gewesen. Mochte die tote Vergangenheit ihre Toten begraben — die tote Vergangenheit, die in seinem Herzen niemals lebendige Gegenwart gewesen war! Wozu lügen? Er hatte sein Möglichstes getan. Wozu lügen?

VIERTER TEIL

ERSTES KAPITEL

In der Familienpension, wo die Lairds immer noch wohnten, saß die alte Dame am Kamin und strickte wie gewöhnlich. Im Licht der sinkenden Sonne bewegte sich ihr Schatten im Takt der Nadeln spinnenhaft und grau auf der gelblich verfärbten Wand. Sie war eine sehr alte Dame — die älteste Dame der Welt, dachte Noel — und sie strickte ohne Unterlaß, ohne Atem zu schöpfen, so daß es dem jungen Mädchen oft zu Mute war, als müßte sie aufschreien. Des Abends, wenn George und Gratian nicht daheim waren, saß Noel öfters da, beobachtete, wie sich die Nadeln bewegten, und brütete über ihrer noch unentschiedenen Zukunft. Gelegentlich sah die alte Dame von der Arbeit auf über ihre Brille hinweg, verzog kaum merklich die Mundwinkel und senkte wieder den Blick. Sie hatte sich mit dem Schicksal verschworen: solange sie strickte, würde der Krieg nicht aufhören — so wenigstens hatte es sich Noel zurechtgelegt. Diese alte Frau strickte und strickte mit ihren klappernden Nadeln — ein Sinnbild menschlicher Ergebung; s i e hielt den Krieg im Gang, so gebrechlich sie auch war. ‚Wenn ich von hinten käme und ihre Ellbogen festhielte,' dachte das Mädchen oft, ‚würde sie wohl sterben. Ich glaube, ich sollte es tun, dann hätte der Krieg ein Ende. Und wenn der Krieg aus ist, wird es wieder Leben und Liebe geben.' Dann jedoch verdrängte der silberhelle, klappernde Rhythmus wieder alle Gedanken aus ihrem Kopf.

An diesem Abend lag auf Noels Schoß ein Brief ihres Vaters.

‚Meine liebste Nollie!

Ich freue mich, Dir mitteilen zu können, daß ich die Stelle eines Feldpredigers erhalten habe und bald nach Ägypten abreisen werde. Ich wäre gerne nach Frankreich gegangen; aber in meinem Alter muß man annehmen, was sich bietet, und ich fürchte auch, daß sie uns Grauköpfe dort nicht brauchen können. Es ist mir eine große Beruhigung, zu wissen, daß Gratian bei Dir ist, und sicher werdet Ihr bald ein Haus finden, so daß Ihr meinen kleinen Enkel zu Euch nehmen könnt. Ich habe von Deiner Tante soeben einen Brief bekommen, in dem sie höchst Erfreuliches über ihn schreibt. Mein liebes Kind, Du darfst nie wieder glauben, ich hätte Deinetwegen auf meine Stelle verzichtet. Das ist wirklich nicht der Fall. Du weißt ja wahrscheinlich, daß ich mich seit Ausbruch des Krieges darüber gekränkt habe, zu Hause sitzen zu müssen; mein Herz war bei den Jungens draußen und früher oder später wäre es bestimmt dazu gekommen, auch ohne äußeren Anlaß. Monsieur Lavendie war zweimal am Abend hier; er ist ein netter Mensch und er gefällt mir sehr gut trotz unserer verschiedenen Anschauungen. Er wollte mir die Skizze schenken, die er im Hydepark von Dir gemacht hat, aber was soll ich jetzt damit anfangen? Und um die Wahrheit zu sagen, sie gefällt mir auch nicht besser als das Ölbild. Es ist nicht Dein Gesicht, nicht so, wie ich es sehe. Hoffentlich habe ich ihn nicht beleidigt, Künstler sind so leicht verletzt. Übrigens habe ich Dir noch etwas Wichtiges mitzuteilen. Leila ist nach Südafrika zurückgekehrt. Eines Abends vor etwa vierzehn Tagen kam sie, um sich zu verabschieden. Sie war sehr tapfer, es muß ihr furchtbar schwer gefallen sein, sich loszureißen. Ich hoffe und bete, daß sie draußen Ruhe und Frieden finden möge. Dich aber, liebe Noel, bitte ich: versprich mir, Hauptmann Fort nicht wieder-

zusehen. Ich weiß, daß er Dich verehrt. Aber, abgesehen von seinem Verhalten Leila gegenüber, hat es auf mich den denkbar ungünstigsten Eindruck gemacht, daß er uns gleich am Tage ihrer Abreise besuchte. Das zeigt mir, daß er doch nicht der Mensch ist, zu dem ich Vertrauen haben könnte. Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß Du kein Interesse für ihn hast, fühle mich aber verpflichtet, Dich vor ihm zu warnen, ehe ich so weit fortreise. Ich wäre froh, Dich mit einem braven Mann verheiratet zu wissen; aber obwohl ich von niemandem etwas Schlechtes denken will, kann ich doch nicht glauben, daß Hauptmann Fort der Rechte für Dich ist.

Ich werde Euch besuchen, ehe ich abreise, vielleicht schon in kürzester Zeit. Ich küsse Dich und Gratian und sende George meine besten Grüße.

Dein Dich stets liebender Vater

Edward Pierson.'

Über diesen Brief hinweg, der auf ihrem Schoß lag, blickte Noel auf die spinnenartigen Bewegungen des Schattenbildes an der Wand. Strickte die alte Frau wirklich aus Ergebung, oder lehnte sie sich insgeheim auf gegen Tod und Vernichtung — war es nicht, als ob das graue Gespenst menschlichen Trotzes gegen das Schicksal sich zum Takte der klappernden Nadeln bewegte? Sie würde nicht nachgeben, diese älteste Frau der Welt, sie würde stricken und stricken, bis sie ins Grab sank. So war also Leila fort! Das kränkte Noel und doch war es ihr auch wieder angenehm. Ergebung — Auflehnung! Warum konnte es Daddy nicht lassen, für sie Schicksal zu spielen? Wie eigensinnig war er doch bei all seiner Sanftmut! Und warum weckte er immer das Verlangen in ihr, das Gegenteil zu tun? Die Sonnenstrahlen fielen nicht

mehr ins Zimmer und der Schatten der alten Frau verblaßte an der Wand, aber noch immer klapperten die Nadeln ihr eintöniges Lied. Da fragte Noel:

„Macht es Ihnen Vergnügen zu stricken, Mrs. Adam?"

Die alte Dame blickte sie über die Brille hinweg an.

„Vergnügen, meine Liebe? Es hilft die Zeit vertreiben."

„Aber wollen Sie denn die Zeit vertreiben?"

Die Antwort kam nicht gleich, und Noel dachte: ‚Wie taktlos von mir, so etwas zu sagen!'

„Eh?" fragte die alte Dame.

„Ich meinte, ist es nicht sehr ermüdend?"

„Nur wenn ich daran denke, meine Liebe."

„Woran denken Sie denn sonst?"

Die alte Dame kicherte leise.

„Je — nun!" sagte sie.

Und Noel dachte: ‚Es muß schrecklich sein, alt zu werden und sich die Zeit vertreiben zu müssen!'

Sie nahm den Brief ihres Vaters wieder zur Hand und hielt ihn nachdenklich gegen ihr Kinn. Wenn es nach i h m ginge, dann dürfte auch sie weder leben noch sich des Lebens freuen, sondern nur sich die Zeit vertreiben! Die Zeit vertreiben! Er selbst hatte jahrelang, soweit sie zurückdenken konnte, seit dem Tod ihrer Mutter nichts anderes getan. Er hatte freudlos die Zeit hingebracht, weil er nicht an dieses Leben glaubte, hatte überhaupt nicht gelebt, sich immer bloß auf das Jenseits vorbereitet, an das er glaubte; hatte sich alles versagt, was anregend und schön war, damit er dereinst rein und heilig in die andere Welt eingehen könne. Hauptmann Fort hielt er für keinen guten Menschen, weil er seine Zeit nicht trübselig vertan hatte und Leilas Lockungen erlegen war. Nun aber, da Leila weg war, fand er es sündhaft von Hauptmann Fort, eine andere zu lieben; er durfte sich bloß wieder die Zeit vertreiben. ‚Vater

glaubt nicht an dieses Leben,' dachte sie, ‚das hat Monsieur mit seinem Bild sagen wollen. Vater ist ein Heiliger. Aber ich will keine Heilige sein und ich will nicht meine Zeit vertrödeln. Es liegt ihm nichts daran, Menschen unglücklich zu machen, denn je schlechter es ihnen hienieden geht, desto mehr gewinnen sie im ewigen Leben. Aber ich ertrage es nicht, unglücklich zu sein oder andere unglücklich zu wissen. Ob ich es wohl fertigbrächte, mich zu opfern, um einem andern Leid zu ersparen — so wie Leila! Ich bewundere sie! O, ich bewundere sie! Sie tut es nicht, um ihre Seele zu retten, sondern nur weil sie es nicht ertragen könnte, ihn unglücklich zu machen. Wie sehr muß sie ihn lieben! Arme Leila! Und sie hat es aus eigenem Antrieb getan, ganz aus freien Stücken.' Das meinte auch George, als er von den Soldaten sprach: sie wußten nicht, warum sie Helden waren; gewiß nicht deshalb, weil man es ihnen befohlen hatte, oder weil sie etwa an ein Leben nach dem Tode glaubten. Sie waren heldenhaft aus einem innern Antrieb, um andere zu retten. ‚Und sie lieben das Leben genau so wie ich,' dachte sie. ‚Wie erbärmlich man sich ihnen gegenüber vorkommt!' Ach Gott, diese Stricknadeln! Auflehnung — Ergebung? Vielleicht beides. Die älteste Frau der Welt, deren Lippen sich leise bewegten und so vieles verschwiegen, hatte ihr Leben gelebt und wußte es. Wie schrecklich weiterzuleben, wenn man für keinen Menschen mehr etwas bedeutete und nichts mehr tun konnte, als sich die Zeit vertreiben und sterben! Aber um wie viel schrecklicher noch für sie, sich die Zeit vertreiben zu müssen, da sie doch jung und stark war und Leben und Liebe ihrer harrten! ‚Ich werde Daddy nicht antworten,' beschloß sie.

ZWEITES KAPITEL

Dem Dienstmädchen, das an einem Sonnabend im Juli Jimmy Fort die Tür öffnete, war der Name Laird ganz unbekannt, denn sie gehörte zu den vielen, die in die Fremdenpensionen der Orte, die Luftangriffen ausgesetzt waren, in ununterbrochener Aufeinanderfolge kamen und wieder gingen. Sie führte ihn in ein Empfangszimmer und sagte, sie werde Miß Hallow rufen. Während des Wartens blätterte er in einer illustrierten Zeitung, in der Abbildungen von Schönheiten der Gesellschaft, hungernden Serben, Schauspielerinnen mit hübschen Beinen, preisgekrönten Hunden, sinkenden Schiffen, königlichen Hoheiten, platzenden Bomben und Geistlichen, die bei Begräbnissen fungierten, ihm zwar einen Beweis für den vielseitigen Geschmack des lesenden Publikums lieferten, aber seinen Nerven keine Beruhigung brachten. Was sollte er tun, wenn ihre Adresse hier nicht bekannt war? Warum hatte er in seiner Angst, eine Entscheidung herbeizuführen, einen Monat verstreichen lassen? Eine alte Dame saß strickend am Kamin; man vernahm nur das Geräusch ihrer klappernden Nadeln und das Summen einer großen Biene, die gegen die Fensterscheibe flog. ‚Sie wird vielleicht etwas wissen,' dachte er, ‚sie sieht aus, als ob sie seit Menschengedenken hier säße.' Er trat näher und begann: „Ich kann Ihnen versichern, gnädige Frau, daß diese Socken draußen sehr geschätzt werden."

Die alte Frau hob mit einem Ruck den Kopf und sah ihn über ihre Brille hinweg an.

„Es vertreibt einem die Zeit," sagte sie.

„O, mehr als das; es trägt dazu bei, den Krieg zu gewinnen, gnädige Frau."

Die Mundwinkel der alten Dame zuckten; sie antwortete nicht. ‚Schwerhörig,' dachte er.

„Darf ich fragen, ob Ihnen meine Freunde bekannt sind, Dr. Laird und seine Frau und Miß Pierson?"

Die alte Dame kicherte leise.

„O ja, ein hübsches junges Mädchen; sieht aus wie das Leben. Sie pflegte hier bei mir zu sitzen. Es war ein Vergnügen, sie anzusehen; ganz große Augen hatte sie."

„Wo wohnen sie jetzt? Wissen Sie das vielleicht?"

„Nein, ich habe keine Ahnung."

Das wirkte auf ihn wie eine kalte Douche. Gern hätte er gesagt: ‚Bitte, hören Sie einen Augenblick zu stricken auf! Mein Leben hängt davon ab!' Aber die Nadeln klapperten unaufhörlich: ‚Mein Leben hängt davon ab, daß ich stricke.' Er wandte sich zum Fenster.

„Dort pflegte sie zu sitzen; ganz still, vollkommen still."

Fort blickte auf den Fenstersitz hinab. Hier hatte sie also gesessen, ganz still.

„Wie schrecklich dieser Krieg ist!" sagte die alte Dame. „Sind Sie an der Front gewesen?"

„Ja."

„Wenn man an all die armen jungen Mädchen denkt, die nie einen Mann bekommen werden — es ist einfach schrecklich."

„Ja," erwiderte Fort, „es ist schrecklich." Und dann sagte jemand von der Tür her:

„Sie wünschen die Adresse von Dr. Laird und seiner Frau, Sir? East Bungalow; das Haus liegt ein kleines Stück die Nordstraße hinauf. Jeder kann Ihnen den Weg zeigen."

Mit einem Seufzer der Erleichterung blickte Fort die alte

Dame dankbar an, die von Noel gesagt hatte, daß sie wie das Leben selbst aussehe. „Guten Tag, gnädige Frau!"

„Guten Tag!" Die Nadeln klapperten und um ihre Mundwinkel zuckte es ein wenig. Fort verließ das Zimmer. Er konnte keinen Wagen finden und mußte eine lange Strecke Wegs zu Fuß gehn. Das kleine Haus war häßlich, ein gelber Ziegelbau mit rotverputzten Fugen. Es lag etwa zwei Drittel des Weges zwischen der Hauptstraße und der Küste, hatte einen Steingarten und sah in der Nachmittagssonne funkelnagelneu aus. Er öffnete die Gartentür mit einem Stoßgebet, wie es Leuten, die sonst an nichts glauben, oft so leicht über die Lippen geht, sobald sie etwas brauchen. Als Antwort ließ sich das Weinen eines kleinen Kindes vernehmen, und verzückt dachte er: ‚Herrgott, sie ist wirklich hier!' Er durchschritt den Steingarten, und hinter dem Haus auf einem Rasen, im Schatten einer Stechpalme, sah er einen Kinderwagen und Noel — wirklich und wahrhaftig Noel! Er nahm sich zusammen und ging auf sie zu. Sie trug eine lilafarbene Helgoländer Haube und beugte sich über den Kinderwagen. Leise schritt er über den Rasen und war ihr ganz nahe, ehe sie ihn bemerkte. Er hatte sich auf die Begegnung nicht vorbereitet und streckte ihr wortlos die Hand entgegen. Das Kind bemerkte den Schatten, der über seinen Wagen fiel, und hörte zu weinen auf. Noel ergriff seine Hand. Mit der Haube, die ihr Haar verbarg, sah sie älter aus und recht blaß, als litte sie unter der Hitze. Er hatte nicht das Gefühl, daß sie sich über seinen Besuch freue.

„Wie geht es Ihnen? Haben Sie Gratian gesehn? Sie muß schon zu Hause sein."

„Ich bin nicht gekommen, um Ihre Schwester zu sehn; ich kam, um S i e zu sehen."

Noel wandte sich dem Kleinen zu.

„Das ist mein Kind."

Fort stand am Fußende des Wagens und betrachtete das Kind jenes andern Mannes. Als er in den Schatten des Wagendaches hinein über das von Rüschen aufgebauschte Kleidchen blickte, schien es ihm, als ob der Kleine mit dem Kopf abwärts läge. Er hatte seine Stumpfnase und seine runde Kinderstirn zerkratzt und starrte zu seiner Mutter mit blauen Augen empor, die aussahen, als hätten sie keine Lider, so pausbäckig war er.

„Ich möchte wissen, woran kleine Kinder denken," sagte Fort.

Noel ließ das Baby nach ihrem Finger greifen.

„Sie denken nur, wenn sie etwas haben wollen."

„Das ist sehr klug; aber seine Augen blicken Sie so gespannt an."

Noel lächelte; und ganz langsam öffneten sich die geschwungenen Lippen des Kindes und ließen die zahnlosen Kiefer sehen.

„Es ist so lieb!" sagte sie leise.

‚Du auch!' dachte er, ‚und ich wollte, ich hätte den Mut, es dir zu sagen.'

„Vater ist hier," bemerkte sie plötzlich, ohne aufzublicken. „Übermorgen schifft er sich nach Ägypten ein. Er mag Sie nicht."

Forts Herz tat ein paar schnelle Schläge. Warum erzählte sie ihm das, wenn sie nicht — ja, wenn sie nicht ein wenig auf seiner Seite stand?

„Das habe ich erwartet," sagte er. „Sie wissen ja, daß ich ein Sünder bin."

Noel blickte zu ihm auf. „Sünde!" wiederholte sie und beugte sich über das Baby. Dieses Wort, der Ton, in dem sie es sagte, rief den Gedanken in ihm wach: ‚Wenn dieses kleine

Geschöpf nicht wäre, hätte ich nicht die geringste Aussicht.' Er sagte: „Ich möchte Ihren Vater sprechen. Ist er drinnen?"

„Ich glaube ja."

„Darf ich morgen kommen?"

„Es ist Sonntag, und Daddys letzter Tag."

„Ah! Natürlich!" Er hatte nicht den Mut sich umzudrehen, um zu sehn, ob sie ihm nachblicke, aber er dachte: ‚Aussichten oder nicht, ich werde bis aufs Messer um sie kämpfen.'

Im Zimmer, das der Abendsonne wegen verdunkelt war, saß Pierson auf dem Sofa und las. Der Anblick dieser Gestalt in Uniform brachte Fort ein wenig aus der Fassung; auf diese Metamorphose war er nicht vorbereitet gewesen. Dem schmalen, jetzt glattrasierten Gesicht mit den tiefliegenden Augen und aufeinander gepreßten Lippen sah man den Priester mehr als je an, trotz der braunen Uniform. Seine Hoffnung sank plötzlich auf den Nullpunkt. Aber er wollte die Hürde im Galopp nehmen und begann unvermittelt:

„Ich bin gekommen, Sir, Sie um die Erlaubnis zu bitten, Noel zu heiraten, wenn sie mich nehmen will."

Er hatte geglaubt, Pierson habe ein sanftes Gesicht; jetzt war es durchaus nicht sanft. „So haben Sie also gewußt, Hauptmann Fort, daß ich hier bin?"

„Ich habe Noel im Garten gesprochen. Ihr habe ich natürlich nichts gesagt. Aber sie erwähnte, daß Sie morgen nach Ägypten abreisen, sodaß ich keine Gelegenheit mehr haben werde, mit Ihnen zu sprechen."

„Es tut mir leid, daß Sie gekommen sind. Mir steht natürlich kein Urteil zu, aber ich glaube nicht, daß Sie Noel glücklich machen würden."

„Darf ich fragen warum, Sir?"

„Hauptmann Fort, mein Urteil in derlei Dingen ist nicht

das Urteil der Welt; aber da Sie mich fragen, will ich Ihnen offen antworten. Sie haben eine Verpflichtung meiner Kusine Leila gegenüber; die müßten Sie bitten, Sie zu heiraten."

„Ich habe sie gebeten; sie hat mich abgewiesen."

„Ich weiß. Sie würde Sie nicht ein zweites Mal abweisen, wenn Sie ihr nach Afrika folgten."

„Ich bin hier durch meinen Dienst gebunden und kann nicht fort; überdies würde sie mich wieder abweisen. Sie weiß, daß ich sie nicht liebe und daß ich sie nie geliebt habe."

„Sie haben sie nie geliebt?"

„Nein."

„Wie konnten Sie dann — —?"

„Vermutlich weil ich ein Mann bin und ein Narr."

„Wenn es bloß deshalb war, ‚weil Sie ein Mann sind,' wie Sie es nennen, dann ist es klar, daß Sie sich in Ihren Handlungen weder von Grundsätzen noch vom Glauben leiten lassen. Und doch verlangen Sie von mir, daß ich Ihnen Noel gebe; meine arme Noel, die Schutz und Liebe eines braven Mannes, nicht ‚eines Mannes', braucht. Nein, Hauptmann Fort, nein!"

Fort biß sich auf die Lippen. „Ich bin gewiß kein braver Mann in Ihrem Sinne; aber ich liebe sie über alles und ich würde sie beschützen. Ich habe keine Ahnung, ob sie mich mag, und ich glaube es auch gar nicht. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich die Absicht habe, sie darum zu bitten und auf sie zu warten. Ich liebe sie so sehr, daß ich nicht anders kann."

„Ein Mann, der wahrhaft liebt, tut das, was für die geliebte Frau am besten ist." Fort neigte den Kopf; er hatte das Gefühl, wieder in der Schule zu sein und seinem Lehrer gegenüberzustehen.

„Das ist richtig," erwiderte er. „Und ich werde niemals

trachten, aus ihrer Lage Vorteil zu ziehen. Wenn sie jetzt oder späterhin nichts für mich fühlt, dann werde ich sie nicht weiter behelligen, dessen können Sie sicher sein. Sollte aber das Wunder geschehen, daß sie mich nehmen will, dann weiß ich, Sir, daß ich sie glücklich machen kann."

„Sie ist ein Kind."

„Nein, sie ist kein Kind," entgegnete Fort eigensinnig.

Pierson berührte die Aufschläge seines neuen Waffenrocks. „Hauptmann Fort, ich gehe weit weg von ihr und lasse sie schutzlos zurück. Ich verlasse mich auf Ihre Ritterlichkeit, daß Sie nicht um sie werben, ehe ich wieder hier bin."

Fort warf den Kopf zurück. „Nein, nein, das kann ich nicht versprechen. Ob Sie nun hier sind oder nicht, die Situation bleibt dieselbe. Entweder sie liebt mich, oder sie liebt mich nicht. Wenn sie mich liebt, dann wird sie mit mir glücklich sein; wenn nicht, dann ist die Sache erledigt."

Pierson kam langsam auf ihn zu. „Nach meiner Ansicht," erklärte er, „sind Sie an Leila gebunden, als wären Sie mit ihr verheiratet."

„Sie können von mir doch nicht erwarten, Sir, daß ich auf dem Standpunkt eines Priesters stehe."

Piersons Lippen bebten.

„Sie nennen es den Standpunkt eines Priesters; ich glaube, es ist nur der Standpunkt eines Ehrenmannes."

Fort errötete. „Das müssen Sie meinem Gewissen überlassen," erwiderte er eigensinnig. „Ich kann und werde Ihnen auch nicht sagen, wie diese Sache angefangen hat. Ich war ein Narr. Aber ich habe mein möglichstes getan, und ich weiß bestimmt, daß Leila mich nicht für gebunden hält; sonst wäre sie ja nicht weggegangen. Wenn kein Gefühl da ist — und auf meiner Seite war nie ein wirkliches Gefühl vorhanden —, dagegen ein so überwältigendes Gefühl für Noel besteht, ein

Gefühl, das ich nie gewünscht habe, das ich zu unterdrücken bemüht war, vor dem ich geflüchtet bin — —"

„Haben Sie das getan?"

„Ja. Die andere Sache fortzusetzen, wäre ehrlos gewesen. Das müßten Sie eigentlich einsehn, Sir; trotzdem h a b e ich sie fortgesetzt. Leila war es, die ein Ende machte."

„Leila hat edel gehandelt."

„Sie hat sich großartig benommen; aber daraus folgt doch nicht, daß ich ein Schuft bin."

Pierson wandte sich zum Fenster; er konnte Noel draußen sehen.

„Der Gedanke hat etwas Abstoßendes für mich," sagte er. „Soll sie denn nie zu einem reinen Leben kommen?"

„Soll sie denn nie zum Leben selbst kommen? Wenn es nach Ihnen ginge, Sir, wohl niemals. Ich bin nicht schlechter als andere, und ich liebe sie mehr, als andere sie lieben würden."

Pierson schwieg eine ganze Weile, dann sagte er: „Verzeihen Sie, wenn ich unfreundlich war; es geschah nicht mit Absicht. Ich liebe sie so sehr und will nur ihr Bestes. Aber ich habe mein ganzes Leben lang geglaubt, daß es für einen Mann nur eine einzige Frau gibt — und für eine Frau nur einen Mann."

„Dann, Sir," rief Fort entrüstet, „wünschen Sie ihr — —"

Pierson hatte seine Hand erhoben, als wollte er einen Schlag abwehren, und trotz seiner Erregung hielt Fort inne.

„Wir sind alle aus Fleisch und Blut," fügte er kalt hinzu, „und das scheinen Sie nicht zu berücksichtigen."

„Wir haben auch eine Seele, Hauptmann Fort." Piersons Stimme klang plötzlich so sanft, daß Forts Erregung wie weggeblasen war.

„Ich habe die größte Achtung vor Ihnen, Sir; aber meine

Liebe zu Noel ist noch größer, und nichts in der Welt kann mich davon abbringen, ihr mein Leben zu widmen."

Ein Lächeln huschte über Piersons Gesicht. „Dann kann ich nur beten, daß es Ihnen nicht gelingen möge."

Fort gab keine Antwort und verließ das Zimmer.

Langsam und mit gesenktem Kopf entfernte er sich; er war beleidigt, wütend — und doch erleichtert. Jetzt wußte er, woran er war; auch hatte er nicht das Gefühl, unterlegen zu sein, diese Hiebe hatten ihn nicht getroffen. Obwohl der Unmoral geziehen, fühlte er sich, wie das manchmal vorkommt, vor sich selbst gerechtfertigt. Nur in einem verborgenen Winkel seines Bewußtseins haftete eine beunruhigende Erinnerung, die sein Gegner weder entdeckt noch kritisiert hatte. Daß er Noel gekannt, ehe sein Verhältnis mit Leila begann, und daß er sich von Leila hatte überrumpeln lassen gerade an einem Abend, an dem er in Noels Gesellschaft gewesen war, das war das einzige, was er sich nicht verzieh. Das erfüllte ihn mit Abscheu vor sich selbst. Und während des ganzen Weges zur Station dachte er: ‚Wie konnte ich das nur tun? Ich verdiene es, sie zu verlieren. Trotzdem werde ich es noch einmal versuchen; aber nicht jetzt — noch nicht.' Und niedergedrückt stieg er in den Zug nach London ein.

DRITTES KAPITEL

An diesem letzten Tage standen die beiden Schwestern frühzeitig auf und gingen mit ihrem Vater zur Kommunion. Gratian hatte zu George gesagt: „Für mich hat das jetzt keine Bedeutung mehr, aber für ihn wird es dort draußen eine schöne Erinnerung an uns sein. Deshalb muß ich mitgehn." Und George hatte geantwortet: „Du hast ganz recht, meine Liebe. Seid heute beide so nett zu ihm, als ihr nur könnt. Ich werde mich fernhalten und erst ganz spät abends zurückkommen." Ihres Vaters Lächeln, als er sah, daß sie auf ihn warteten, schnitt ihnen beiden ins Herz. Es war ein wundervoller Tag, und die Luft hatte noch die Morgenkühle bewahrt, während sie zum Frühstück heimgingen. Die Schwestern hatten rechts und links die Hand unter seinen Arm geschoben. Noel hatte den lächerlichen Gedanken: ‚So wie Moses — oder war es Aaron?' Sie war ganz erfüllt von Erinnerungen an vergangene Zeiten. Die Sonntagnachmittage in der Kinderstube, die Geschichten, die er ihnen aus der großen, in Perlmutter gebundenen Bibel vorlas, mit den Stichen des Gelobten Landes: Palmen, Hügel, Ziegen und kleine orientalische Gestalten, und die komischen Schiffe auf dem See von Galiläa, und die Kamele — überall Kamele. Das Buch lag auf seinen Knien und sie saßen links und rechts auf der Sessellehne und warteten begierig darauf, daß er umblättern und ihnen ein neues Bild zeigen werde. Sie fühlten seine Bartstoppeln an ihren Wangen und schwelgten in den zauber-

haft klingenden alten Namen. Gratian liebte am meisten Josua, Daniel, Mardochai, Petrus; und Noel Absalom wegen seines Haares, Haman, weil ihr der Name zusagte, Ruth, weil sie schön war, und Johannes, weil er an Jesu Brust lag. Hiob und David mochten sie beide nicht, und Elias und Elisa haßten sie, weil ihnen der Name Elisa nicht gefiel. Und spätere Zeiten tauchten auf, wenn sie vor dem abendlichen Kirchgang im Wohnzimmer Kastanien im Kaminfeuer rösteten, dabei Gespenstergeschichten erzählten, und wenn sie den Vater überreden wollten, sein Teil zu essen. Und die Stunden neben ihm am Klavier, wenn jede ihre Lieblingshymne hören wollte — Gratian: ‚Streiter Gottes, zieht voran!', ‚Leucht' mir, o sanftes Licht', und ‚Gott, der du unsre Hilfe bist'; Noel: ‚Näher mein Gott zu dir', dann jenes Lied mit den ‚Heerscharen Midians' und dann das ‚Gebet für Seeleute in Gefahr'. Und die Weihnachtslieder! Ach, und die Chorknaben. Einen von ihnen hatte Noel heiß geliebt — das Wort ‚Chorknabe' war so bezaubernd; und dann stand ihm die weiße Kleidung so gut und sein Haar war nicht fett, sondern lose und glänzend. Sie hatte nie mit ihm gesprochen — nur von ferne zu ihm aufgeblickt, wie zu einem Stern. Und immer, immer war Daddy gut gewesen, manchmal wohl ärgerlich, aber immer gut. Und sie selbst und Gratian — waren es oft ganz und gar nicht gewesen. Und verwoben mit all dem war die Erinnerung an ihre Hunde und Katzen, den Papagei, die Gouvernanten, ihre roten Mäntel, die Hilfsprediger, die Kindervorstellungen, und ‚Peter Pan' und ‚Alice im Wunderland' — und Daddy, der in ihrer Mitte saß, so daß man sich an ihn schmiegen konnte; und später die Schule, das Hockeyspiel, die Auszeichnungen, die sie gewannen, und wie sie sich in seine Arme gestürzt hatten, wenn sie zu den Ferien heimkamen. Und dann alljährlich das große, wunder-

volle Ereignis weiter Sommerreisen, Fischen und Baden, Spaziergänge und Fahrten, Reiten und Bergsteigen — alles immer mit ihm. Und Konzerte und Shakespeare-Aufführungen während der Weihnachts- und Osterferien; und der Heimweg durch die damals noch hell erleuchteten Straßen — und sie beide immer an seiner Seite. Und das war jetzt das Ende! Sie bedienten ihn beim Frühstück und immer wieder blickten sie ihn verstohlen an, als wollten sie sich sein Bild einprägen. Gratian holte ihren photographischen Apparat und machte in der Morgensonne Aufnahmen von ihm, zusammen mit Noel, dann ohne Noel, dann mit dem Baby — trotz des Verbots, während des Kriegs zu photographieren. Noel schlug vor: „Daddy, wir wollen unsern Lunch mitnehmen, den ganzen Tag auf den Felsen an der Küste verbringen und den Krieg vergessen — wir drei allein."

Das war so leicht gesagt und so schwer getan, während man das Donnern der Kanonen aus der Ferne hörte, das sich in das Summen der Insekten im Grase mischte. Und doch — diese Geräusche des Sommers, diese tausendfältigen Stimmen winziger Wesen, die so zart waren wie ein Hauch und dabei doch so voller Leben wie sie selbst, denen ihr kurzes Dasein ebenso wichtig erschien wie ihnen das ihre; und die vereinzelten weißen Wölkchen, die langsam dahinschwebten, die weißen Kreidefelsen, die so keusch und unberührt erschienen — über all diesem Weiß und Grün und Blau auf Land und Meer lag Friede, und dieses eine Mal noch teilte er sich allmählich den drei Menschen mit, die hier allein mit der Natur waren, dieses letzte Mal — wer mochte wissen für wie lange Zeit? Sie sprachen, wie nach stillschweigender Verabredung, bloß von Dingen, die sich noch vor Kriegsbeginn ereignet hatten, während der flockige Samen des Löwenzahns vorbeitrieb. Pierson saß mit gekreuzten Beinen und ohne Mütze im

Grase, noch ein wenig behindert von der ungewohnten steifen Kleidung, und links und rechts von ihm lagen seine Töchter, die ihn bewunderten und kritisierten. Noel gefiel sein Kragen nicht.

„Wenn du einen weichen Kragen hättest, Daddy, wärest du wunderschön. Vielleicht wird man dir dort draußen erlauben, den da abzunehmen; es muß schrecklich heiß in Ägypten sein. O, ich wollte, ich könnte hingehn! O, ich wollte, ich könnte durch die ganze Welt reisen! Vielleicht später einmal!" Dann las er ihnen aus Murrays Übertragung des ‚Hippolytus' von Euripides vor und hie und da diskutierten er und Gratian über eine Stelle. Aber Noel lag schweigend daneben und blickte in den Himmel hinauf. Sobald er zu sprechen aufhörte, vernahm man den Gesang der Lerchen und ganz leise aus der Ferne die Stimmen der Kanonen.

Sie blieben bis nach sechs und dann war es Zeit, nach Hause zu gehen, um noch vor dem Abendgottesdienst den Tee zu nehmen. Diese Stunden in der Sonne hatten sie schlapp gemacht; den ganzen Abend waren sie still und melancholisch. Noel zog sich als erste in ihr Zimmer zurück. Sie ging, ohne Gute Nacht zu sagen — sie wußte, ihr Vater würde sie an diesem letzten Abend noch aufsuchen. George war noch nicht zurückgekommen und Gratian blieb mit Pierson allein im Wohnzimmer beim Schein einer Lampe, um die unablässig die Motten flatterten, obwohl die Vorhänge fest zugezogen waren. Sie setzte sich zu ihm aufs Sofa.

„Versprich mir, Dad, daß du dich Nollies wegen nicht beunruhigen wirst; wir werden für sie sorgen."

„Nur sie selbst kann für sich sorgen, Gracie. Wird sie es auch tun? Weißt du, daß Hauptmann Fort gestern hier war?"

„Sie hat es mir gesagt."

„Empfindet sie etwas für ihn?"

„Ich glaube, sie weiß es selbst nicht. Nollie ist immer

verträumt und tut dann plötzlich etwas Unerwartetes."

„Wenn man sie nur vor diesem Mann bewahren könnte!"

„Aber warum, Dad? George hat ihn gern und ich auch."

Eine große graue Motte flatterte gegen die Lampe. Pierson stand auf und fing sie in der hohlen Hand. „Armes Ding! Du bist so wie meine Nollie, so weich und verträumt, so unbekümmert und so ziellos." Er ging zum Vorhang, steckte die Hand hinaus und ließ die Motte davonfliegen.

„Dad!" sagte Gratian plötzlich, „wir alle müssen unsere Erfahrungen selber machen, sogar auf die Gefahr hin, daß wir uns dabei die Flügel versengen. Wir haben James' ‚Pragmatismus' gelesen. George behauptet, daß das einzige Kapitel, das wichtig wäre, fehlt, nämlich eines über Ethik, das beweisen müßte, daß unser Tun kein Unrecht ist, solange uns die Folgen nicht das Unrecht bewiesen haben. Ich glaube, zu diesem Kapitel fand James nicht den Mut."

Pierson lächelte, wie er immer tat, wenn er mit George disputierte; dieses Lächeln sagte: ‚Ah, George, das klingt ausgezeichnet, aber mir kannst du nichts vormachen.'

„Liebe Gratian," erklärte er, „es gibt keine gefährlichere Lehre als diese. Das überrascht mich von George."

„Ich glaube nicht, daß George in Gefahr ist, Dad."

„George ist ein Mann von Charakter, großer Erfahrung und reifer Urteilskraft; aber stelle dir vor, wie verhängnisvoll das für meine arme Nollie wäre, die wie eine Motte von jedem schwachen Windstoß in die Flamme getrieben werden kann."

„Trotz alledem," meinte Gratian eigensinnig, „glaube ich nicht, daß jemand gut oder wertvoll ist, wenn er nicht für sich selbst urteilen und etwas aufs Spiel setzen will."

Pierson trat nahe an sie heran; sein Gesicht bebte.

„Wir wollen an diesem letzten Abend nicht streiten; ich muß noch einen Augenblick zu Nollie hinauf und dann zu

Bett. Morgen werden wir uns nicht mehr sehen; du darfst nicht aufstehn; so fällt mir der Abschied leichter. Mein Zug geht um acht Uhr. Gott sei mit dir, Gracie! Grüße George von mir. Ich weiß es und hab' es immer gewußt, daß er ein braver Mensch ist, obwohl wir uns so oft in den Haaren lagen. Leb' wohl, mein Liebling."

Als er das Zimmer verließ, waren seine Wangen feucht von Gratians Tränen, und er blieb einen Augenblick im Eingang stehen, um seine Fassung wiederzugewinnen. Der plumpe Schatten des Hauses fiel wie dunkler Samt über den Steingarten. Eine Nachtschwalbe huschte vorüber, der schwirrende Laut berührte ihn seltsam. Der letzte Nachtvogel, den er in England hören würde. England! Welch eine Nacht zum Abschiednehmen! ‚Mein England!' dachte er, ‚mein wunderschönes Land!' Der Tau lag schon schwer und silbern auf dem kleinen Grasfleck — der letzte Tau, der letzte Duft einer Nacht in England. Ein Hornsignal tönte herüber. ‚England, Gott schütze dich!' betete er. Von der andern Seite des Rasens antwortete ein leises Geräusch, wie das Räuspern eines alten Mannes und das Rasseln und Klirren einer Kette. Dort, aus dem Schatten des Hauses tauchte ein Kopf auf; bärtig und gehörnt wie das Antlitz Pans, schien es ihn anzustarren. Verschwommen sah er die graue Gestalt einer Ziege, hörte sie an dem Pflock zerren, an den sie gebunden war, als wäre sie über das Eindringen eines Fremden in ihren Garten beunruhigt.

Er stieg die wenigen Stufen zu dem kleinen Stübchen empor, das Noel neben dem Kinderzimmer bewohnte. Auf sein Klopfen erhielt er keine Antwort. Es war finster im Zimmer, aber er konnte sie sehen, wie sie, den Kopf in die Hände gestützt, weit zum Fenster hinauslehnte.

„Nollie!"

Ohne sich umzuwenden, antwortete sie: „Was für eine wundervolle Nacht, Daddy! Komm und schau! Ich möchte die Ziege gern freilassen, doch sie würde die Pflanzen zwischen den Steinen fressen. Aber diese Nacht gehört eigentlich ihr, nicht wahr? Sie müßte frei herumspringen und sich austoben dürfen. Es ist schändlich, lebende Wesen anzubinden. Hast du niemals diesen Drang nach Freiheit empfunden, Daddy?"

„Immer, glaube ich; nur zu sehr, Nollie; es ist mir schwer gefallen, ihn zu zähmen."

Noel hängte sich in ihn ein. „Komm, wir wollen mit der Ziege zusammen über die Hügel wandern. Wenn wir nur ein Pfeifchen hätten! Hast du den Hornruf gehört? Das Horn und die Ziege!"

Pierson preßte ihre Hand an sich.

„Nollie, sei brav, während ich weg bin. Du kennst meine Wünsche; ich habe sie dir in meinem Brief mitgeteilt." Er blickte sie von der Seite an und wagte nicht weiterzusprechen. Sie hatte wieder diesen besessenen Blick.

„Fühlst du es nicht auch in solchen Nächten," sagte sie plötzlich, „daß alles, alle Dinge — auch die Sterne lebendig sind, Daddy? Und der Mond ist ein großes lebendes Wesen und auch die Schatten leben, die Motten und die Vögel, die Ziegen und die Bäume, die Blumen und wir alle — sind wir alle frei geworden? Ach Daddy, wozu müssen die Menschen Kriege führen? Und warum sind die Menschen so gefesselt und unglücklich? Sage nicht, daß Gott es so will — sag' das nicht!"

Pierson konnte nicht antworten. Ihm fiel der altgriechische Gesang ein, den er ihnen am Nachmittag vorgelesen hatte:

‚Ach könnt' ich im duftenden tauigen Wald
Mir schöpfen den Trunk aus erquickendem Quell,
Könnt' unter den schattigen Pappeln ich ruhn,
Auf blumiger Wiese die Glieder gestreckt.
O laßt mich hinaus, ins Gebirg, in den Tann,
Wo rassige Hunde die Fährte des Wilds
Mordgierig erspähn, wo der fleckige Hirsch
Entflieht, von der klaffenden Meute gehetzt.
Welche Lust, o ihr Götter, mit gellendem Ruf
Den tödlichen Pfeil vom Bogen zu schnellen,
Den Speer zu schleudern mit wuchtigem Wurf
Am braunen Gelock der Schläfe vorbei.'

Alles im Leben, was ihm fremd geblieben, Abenteuer und wilde Freiheit, alle Gefühle, die er unterdrückt, der flüchtige Pan, den er verleugnet hatte; die würzigen Früchte, die sengende Sonne, die dunklen Wasser, das unirdische Mondlicht — alles, was nicht Gottes war: all das kam über ihn im Rhythmus dieses alten Gesanges und beim Anblick von des Mädchens Gesicht. Und er bedeckte die Augen mit der Hand.

Noel zupfte ihn am Ärmel. „Ist Schönheit in der Natur nicht lebendig, wie ein schöner Mensch?" fragte sie leise. „Man möchte sie umarmen."

Seine Lippen fühlten sich wie versengt. „Es gibt eine Schönheit, die über all dem steht," sagte er eigensinnig.

„Welche?"

„Reinheit, Pflicht, Glaube. O meine geliebte Nollie!" Noels Hand jedoch schloß sich fester um seinen Arm.

„Weißt du, was ich gern möchte?" flüsterte sie. „Ich möchte Gott bei der Hand nehmen und Ihm die Welt zeigen. Ich bin überzeugt, daß Er noch nicht alles gesehn hat."

Ein Schauer durchfuhr Pierson, solch ein seltsamer Schauer, wie man ihn empfindet, wenn man in einer bekannten Stimme

einen fremden Ton vernimmt, wenn man plötzlich einen starken Duft spürt oder etwas Unerwartetes sieht.

„Liebling, was sprichst du da?"

„Aber es ist doch so, und es wäre Zeit, daß Er einmal alles sieht. Ganz heimlich würden wir überall hineingucken und Er würde endlich einmal alles sehen, wie Er es in Seinen Kirchen nicht zu sehen vermag. Daddy, ach Daddy! Ich kann es nicht länger ertragen, daß man in einer solchen Nacht Menschen tötet — immer mehr und mehr — und daß sie alles nie mehr wiedersehen werden, nie, nie mehr sehen werden!" Sie sank zu Boden und verbarg ihr Gesicht in den Armen.

„Ich kann nicht, ich kann nicht mehr! O, wenn doch diese Grausamkeit ein Ende hätte! Wozu diese Grausamkeit — warum die Sterne und die Blumen, wenn Gott sich nur so wenig darum kümmert?"

Tief betroffen beugte er sich über sie und streichelte ihr Haar. Doch er war gewohnt, Leidtragende zu trösten. „Sei vernünftig, Nollie! Dieses Leben ist ja nur ein kurzer Augenblick. Wir alle müssen sterben."

„Aber die draußen sind noch zu jung!" Sie umklammerte seine Knie und blickte zu ihm auf. „Daddy, ich will nicht, daß du fortgehst; versprich mir, daß du zurückkommst!"

Diese kindischen Worte gaben ihm sein Gleichgewicht wieder.

„Natürlich, mein geliebtes Kind! Komm, Nollie, steh auf. Die Sonne hat dir nicht gut getan."

Noel erhob sich und legte die Hände auf ihres Vaters Schultern. „Vergib mir alles Schlechte, das ich getan habe, und alles Schlechte, das ich noch tun werde, ganz besonders das Schlechte, das ich noch tun werde!"

Pierson lächelte. „Ich werde dir immer vergeben, Nollie. Aber du wirst — du darfst nichts Schlechtes mehr tun. Ich

bete zu Gott, daß er dich in seinen Schutz nehme und dich deiner Mutter ähnlich mache."

„Die Mutter hatte nie einen Teufel in sich, so wie du und ich."

Erstaunt schwieg er still. Woher wußte dieses Kind von dem Teufel, den er in sich trug, von den ungezügelten Gefühlen, gegen die er jahraus jahrein gekämpft, bis er sich nach langer Zeit ihrer erwehrt hatte!

Leise sprach sie weiter: „Ich hasse meinen Teufel nicht. Warum auch — er ist ja ein Teil meines Wesens. Jeden Tag, wenn die Sonne untergeht, werde ich an dich denken, Daddy; vielleicht machst du's genau so, dann werd' ich brav bleiben. Ich werde morgen nicht zur Bahn kommen, ich würde nur weinen. Und ich sage dir auch jetzt nicht Lebewohl. Das bringt Unglück."

Sie warf ihre Arme um seinen Hals, und halb erstickt von der leidenschaftlichen Umarmung, küßte er ihr Wangen und Haare. Als sie sich endlich losließen, stand er einen Augenblick still und sah sie im Mondlicht an.

„Ich kenne keinen liebevolleren Menschen als dich, Nollie!" sagte er ruhig. „Denke an meinen Brief. Gute Nacht, mein Liebling!" Da er fühlte, daß ihn seine Selbstbeherrschung verließ, ging er rasch aus dem kleinen dunklen Zimmer ...

Ein halbe Stunde später hörte George Laird, als er nach Hause kam, wie ihn eine leise Stimme rief: „George, George!" Er blickte empor und gewahrte am Fenster Noels verschwommenes Gesicht.

„George, laß die Ziege frei, bloß heute nacht, mir zuliebe."

Etwas in ihrer Stimme, in der Geste des ausgestreckten Arms berührte George ganz seltsam, obwohl er, wie Pierson einmal gesagt, keine Musik in seiner Seele hatte. Er ließ die Ziege frei.

VIERTES KAPITEL

I

Während der Wochen, die auf Piersons Abreise folgten, besprachen Gratian und George des öfteren Noels Betragen und Stellung vom pragmatischen Standpunkt aus. George behandelte natürlich die Angelegenheit als Mann der Wissenschaft. „Genau so," pflegte er seiner Frau zu sagen, „wie in der Natur Geschöpfe, die von der Norm abweichen, ihre andere Art im Kampf gegen die Umwelt behaupten oder untergehen müssen, so wird auch auf sittlichem Gebiet alles darauf ankommen, ob Nollie ihren tollen Streich wieder gutmachen kann. Gelingt es ihr und wächst sie dadurch an Kraft und Charakter, dann ist ohne weiteres alles in Ordnung, dann wird ihre Handlungsweise einen Vorteil bedeuten und die Welt bereichert haben. Ist dies aber nicht der Fall, dann wird die Welt durch das Mißlingen ihres Versuches, etwas wieder gutzumachen, nur ärmer werden und ihr toller Streich sich als Unrecht erweisen. Die orthodox und akademisch Denkenden," ereiferte sich George, „vergessen, daß der lebende Organismus anpassungsfähig ist, daß jede Handlung, die die Schranken des Alltäglichen durchbricht, auch alle künftigen Handlungen, Anschauungen und philosophischen Betrachtungen des Betreffenden unmerklich beeinflußt. Nollie," erklärte er, „war natürlich verrückt, doch als sie ihre Tat ausführte, da begann sie augenblicklich auch anders über Leben und Moral zu denken. Der tiefste uns innewohnende Instinkt lehrt uns, so zu handeln, wie wir handeln müssen, und das, was wir taten, dann auch für

richtig zu halten — es ist dies eben nichts anderes als der Selbsterhaltungstrieb. Wir sind zum Kampf geboren und fühlen es im innersten Mark, daß, wenn wir uns besiegt geben, wir auch besiegt sind; daß hingegen jeder Kampf, den wir gewinnen, vor allem, wenn es gegen eine Übermacht geht, unser Innerstes stählt. Ich persönlich glaube nicht, daß sie aus eigener Kraft ihre Tat wird gutmachen können."

Gratian, deren Pragmatismus noch nicht so gut fundiert war, erwiderte zweifelnd: „Nein, ich glaube, das kann sie nicht. Aber wenn sie es könnte, weiß ich gar nicht, ob es wünschenswert wäre. Findest du nicht auch, daß ‚Pragmatismus' ein abscheuliches Wort ist, George? Es klingt so hart und kalt."

„Ja, es ist schwer zu verdauen, und die Jugend macht verdammt leicht Arroganz und Egoismus daraus; doch bei Nollie ist das ausgeschlossen."

Sie wachten über dem Opfer ihrer Diskussion mit ehrlicher Besorgnis. Das Bewußtsein, daß Noel, zumindest bis zu ihrer Verheiratung, nie wieder so gut aufgehoben sein würde wie bei ihnen, hinderte sie beträchtlich, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob sie imstande wäre, Geschehenes wieder gutzumachen. Gratian, die schließlich ihre Schwester doch besser kannte als George, kam dann und wann der beunruhigende Gedanke, daß Noel alle augenblicklichen Urteile beider früher oder später fast gewiß ad absurdum führen würde, zu welchem Schluß sie auch gelangen mochten.

Drei Tage nach der Abreise ihres Vaters hatte Noel erklärt, Feldarbeit verrichten zu wollen. Dagegen hatte George sogleich Einsprache erhoben.

„Du bist noch nicht stark genug, liebe Nollie. Warte wenigstens, bis die Ernte beginnt, dann kannst du hier auf dem Bauernhof mithelfen. Wenn dir das nicht schaden wird, dann werden wir weitersehn."

Doch das Wetter war regnerisch, die Ernte kam spät, und Noel konnte nicht viel anderes tun als ihr Kind betreuen, das ohnedies von der Kinderfrau wohl behütet war, träumen und vor sich hinbrüten; ab und zu machte sie einen Eierkuchen oder verrichtete kleine Hausarbeiten, um ihr Gewissen zu beruhigen. Seit Gratian und George den ganzen Tag im Spital verbrachten, war sie sehr viel allein.

Des Abends hatte Gratian mehrmals versucht, ihre innersten Gedanken zu ergründen. Zweimal fühlte sie ihr Leilas wegen auf den Zahn. Zuerst antwortete Noel bloß: „Ja, sie ist ein famoser Kerl." Dann aber sagte sie: „Ich mag nicht an sie denken."

Doch unerbittlich fuhr Gratian fort: „Findest du es nicht sonderbar, daß wir nichts mehr von Hauptmann Fort gehört haben, seit er hier war?"

Noel erwiderte, so ruhig sie konnte: „Warum sollte er auch schreiben, nachdem er erfahren hatte, daß er nicht willkommen ist?"

„Wer sagte ihm das?"

„Ich erklärte ihm, Vater könne ihn nicht leiden; doch vermutlich hat Vater ihm noch weit Schlimmeres gesagt." Sie lachte kurz auf, dann fügte sie leise hinzu: „Vater ist doch großartig, nicht wahr?"

„Was meinst du?"

„Ich meine die Art, wie er einen dazu treibt, das Gegenteil zu tun. Hätte er sich meiner Heirat mit Cyril nicht widersetzt, so wäre das nicht geschehen, verstehst du; das allein war schuld daran. Es brachte mich so ganz und gar von Sinnen." Gratian starrte sie an, überrascht, daß sie so viel Selbsterkenntnis besaß.

Gegen Ende August erhielt sie einen Brief von Fort.

‚Verehrte Mrs. Laird!

Sie wissen zweifellos Bescheid über alles, was geschehen ist; nur was mir das Wichtigste ist, dürfte Ihnen nicht bekannt sein. Ich kann nicht so weiterleben, ohne die Gewißheit, ob ich bei Ihrer Schwester Aussichten habe. Ihr Vater hat ausdrücklich gewünscht, daß sie nichts mit mir zu tun haben solle, doch antwortete ich, ich könne und wolle nicht versprechen, sie nicht doch zu fragen. Ende dieses Monats erhalte ich meinen Urlaub und komme dann zu Ihnen, um eine Entscheidung herbeizuführen. Es bedeutet für mich mehr, als Sie sich vorstellen können.

In aller Ergebenheit

Ihr

James Fort.‘

Sie besprach den Brief mit George; sein Rat war: „Schicke eine höfliche, aber nichtssagende Antwort — und vor allem kein Wort davon zu Nollie. Ich glaube, es wäre eine sehr gute Lösung. Natürlich wäre er gewissermaßen Lückenbüßer — doppelt so alt wie sie; aber wenn auch keine blendende Persönlichkeit, ist er doch ein anständiger Mann.“

Gratian antwortete fast unfreundlich: „Ich habe stets nur das Beste für Nollie gewollt.“

George zog die Brauen über den stahlgrauen Augen hoch, als betrachte er einen Patienten, den er zu operieren habe.

„Gewiß,“ sagte er. „Doch bedenke, Gracie, daß sich Nollie aus einem Schwan in ein häßliches Entlein verwandelt hat. Sie hat zumindest fünfzig Prozent ihres gesellschaftlichen Wertes eingebüßt. Wir müssen eben die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind.“

„Vater will nichts davon wissen.“

George lächelte und war schon im Begriff zu sagen: ‚Dann muß es bestimmt etwas Gutes sein.' Doch unterdrückte er diese Regung.

„Ich gebe zu, daß uns seine Abwesenheit verpflichtet, die Angelegenheit nicht gerade zu fördern. Aber Nollie kennt ja seine Wünsche und es ist ihre Sache, ob sie sich danach richten will. Sie ist doch kein Kind mehr."

Sein Rat wurde befolgt. Aber dieser höfliche und nichtssagende Brief kostete Gratian eine schlaflose Nacht und zwei oder drei Stunden schriftstellerischer Betätigung. Sie war so gewissenhaft. Seit sie von dem bevorstehenden Besuch wußte, beobachtete sie ihre Schwester mit gesteigerter Besorgnis. Doch nur ein einziges Mal gelang es ihr, einen flüchtigen Blick in Noels Herz zu tun, als diese ihr einen Brief von Thirza zeigte, mit der Einladung, nach Kestrel zurückzukehren. In einer von Onkel Bob stammenden Nachschrift standen noch folgende Worte:

‚Wir versauern noch regelrecht hier draußen. Eve ist auch wieder fort. Wir vermissen Dich und den Kleinen. Komm wieder zu uns, Nollie — tu uns den Gefallen!'

„Es sind reizende Menschen," bemerkte Noel, „aber ich werde nicht hinfahren. Ich bin so unruhig seit Vaters Abreise; du ahnst gar nicht, wie unruhig ich bin. Und dieser Regen! Der macht mich ganz lebensüberdrüssig."

II

Am folgenden Tage besserte sich das Wetter und am Ende der Woche begann die Ernte. Noel erschien es als besonderer Glücksfall, daß die Bindemaschine des Bauern einen Defekt hatte und unmöglich auszubessern war, sodaß er jeden, den er nur bekommen konnte, als Garbenbinder beschäftigte. Am

ersten Tage auf den Feldern bekam sie Blasen an den Händen; Gesicht und Nacken waren sonnverbrannt und alle Knochen taten ihr weh; dennoch war dies der glücklichste Tag, den sie seit Wochen erlebt, der glücklichste vielleicht, seitdem Cyril Morland sie vor mehr als einem Jahr verlassen hatte. Kaum wieder zu Hause, nahm sie ein Bad und ging zu Bett.

Als sie so dalag, Schokolade knabbernd und eine Zigarette rauchend, schwelgte sie im Gefühl der Ermüdung, die ihre unerträgliche Rastlosigkeit beruhigt hatte. Sie blickte dem Rauch der Zigarette nach, der sich im goldenen Schein der hereinflutenden Abendsonne kräuselte, und dachte: ‚Ach könnt' ich doch jeden Tag so recht müde sein! Dann ginge es mir gut, dann würde ich endlich das Empfinden los, daß ich nicht weiß, was ich will, daß ich wie in einer großen Schachtel eingesperrt bin, deren Deckel zugeschlagen wurde und in der ich nun immerzu herumschwirre wie eine betäubte, heimwehkranke Biene in einem umgestürzten Wasserglas. Endlich wäre ich befreit von dem Gefühl, daß ich nur halb lebendig bin, daß ich einen lahmen Flügel habe, so daß ich nur ein klein wenig fliegen kann und gleich darauf wieder zu Boden sinke.'

Sie schlief diese Nacht wie ein Murmeltier. Aber die Arbeit des nächsten Tages war eine wahre Qual und die des dritten nicht viel besser; doch am Ende der Woche waren ihre Glieder schon gelenkiger.

Der Samstag war ein wolkenloser, strahlender Tag. Das Feld, in dem sie arbeitete, lag auf einem Hang. Es war das letzte, das gemäht werden sollte, und war mit dem schönsten Weizen bestanden; bräunlicher Schimmer lag auf den goldenen Ähren, die schwer und voll herabhingen. Sie war es nun gewohnt, die Last der Garben zu fühlen und das Strohseil durch

die Hand gleiten zu lassen, bis es das Bündel umgab, gerade unterhalb der Ähren, um zum Knoten geschlungen zu werden. Es lag darin kein neues Gefühlserlebnis mehr. Sie brauchte nur gleichmäßig, fast träumend die Arbeit zu verrichten, den ihr zugewiesenen Platz in der Reihe einzuhalten, während das Zischen der Mähmaschine herüberdrang oder der Ruf des Kutschers, wenn er die Pferde wendete. Und immer wieder hielt sie kurze Zeit inne, um sich zu strecken und ihren Rücken ausruhn zu lassen, um die Fliegen vom Kopf abzuschütteln oder am Finger zu saugen, der vom steten Gleichstoßen der Halmenden wund geworden war. So verstrichen die Stunden, heiß und mühevoll, und dennoch gaben sie ihr das Gefühl, daß etwas Gutes vollbracht wurde, daß eine Arbeit dem sicheren Ende entgegenging. Allmählich wurde der kornbestandene Fleck in der Mitte des Feldes kleiner, während langsam die Sonne unterging.

Als die Leute die Arbeit unterbrachen, um ihren Tee zu trinken, lief sie nicht wie sonst nach Hause, sondern trank ihn kalt aus einer Flasche, die sie mitgebracht hatte, aß ein Stück Kuchen und Schokolade und legte sich dann auf den Rücken, im Schatten der Hecke. Stets hielt sie sich abseits von ihren Arbeitskameraden, die dort um die Teekanne gelagert waren; die Frau des Bauern hatte sie herausgebracht. Es war ihr jetzt zur Gewohnheit geworden, die Menschen nach Möglichkeit zu meiden. Sie kannten ihr Geheimnis oder würden es bald erfahren, wenn sie ihnen Gelegenheit dazu gäbe. Unablässig mußte sie an ihren Ringfinger denken, erwartete es als etwas Selbstverständliches, daß jeder Blick darauf fallen müsse. Auf dem Gesicht liegend, paffte sie den Rauch ihrer Zigarette ins Gras und beobachtete einen Käfer, bis einer der Schäferhunde auf der Suche nach etwas Eßbarem zu ihr kam und sie ihn mit ihrem zweiten Stück Kuchen fütterte. Nach-

dem er damit fertig war, versuchte er auch den Käfer zu fressen, und als sie das Tierchen vor ihm in Sicherheit gebracht hatte, wandte er sich verächtlich ab, überzeugt, daß hier nichts mehr zu holen war, und trottete davon. Sie löschte das Zigarettenende im Grase aus und drehte sich um. Schon saß der Kutscher auf seinem winzigen Bock und sein Gefährte, dessen Aufgabe es war, das fallende Korn wegzuschaffen, schritt nebenher. Ss —ss! Die Arbeit hatte wieder begonnen. Sie stand auf, streckte sich und nahm ihren Platz in der Reihe ein. Bis zum Abend würde das Feld gemäht sein und sie würde herrlich ausruhn — den ganzen Sonntag! Gegen sieben Uhr war nur mehr ein schmaler Streifen übrig, kaum zwanzig Schritt breit. Diese letzte halbe Stunde fürchtete Noel am meisten. Heute war es noch schlimmer als sonst, denn der Bauer hatte keine Patronen mehr übrig und man jagte die Kaninchen mit Hetzgeschrei, mit Stöcken und Hunden. Gewiß, Kaninchen waren schädlich, verwüsteten die Felder und mußten umgebracht werden; außerdem schmeckten sie gut und wurden um zwei Shilling das Stück verkauft. Das wußte sie nur zu gut, aber immer wurde ihr ganz elend zu Mute, wenn sie mitansehen mußte, wie man über die armen, erschreckten Tierchen, die sich da hervorstahlen, herfiel, sie durch Geschrei scheu machte, sie jagte; wie dann große, flinke Hunde sie niederwarfen und die Knaben auf sie losgingen und sie töteten, und wie man dann ihre schlaffen grauen Körper kopfabwärts forttrug, so tot und weich und hilflos. Sie stand ganz still, bemüht, nichts zu hören und zu sehen. Da stahl sich ihr gegenüber aus dem Kornfeld ein Kaninchen hervor, kauerte sich zu Boden und lugte umher. ‚Ach!' dachte sie, ‚komm doch hier heraus, Karnickelchen! Ich lass' dich ganz bestimmt vorbei — siehst du's denn nicht? Es ist die einzige Rettung für dich. Komm doch heraus!'

Aber das Kaninchen duckte sich und schaute umher, den kleinen scheuen Kopf vorgestreckt, die Ohren flach angelegt; es wollte wohl herausfinden, ob das stille Wesen vor ihm genau so war wie die andern. Da fiel ihr ein: ‚Natürlich wird es nicht herauskommen, solange ich es ansehe,' und sie drehte den Kopf weg. Undeutlich nahm sie einen Mann wahr, der ein paar Schritt von ihnen entfernt stand. Das Kaninchen schoß hervor — nun würde er rufen und es zurückjagen. Doch er tat es nicht und das Kaninchen sprang an ihm vorbei und verschwand in der Hecke. Sie vernahm einen Ruf vom Ende der Treiberreihe, sah einen Hund in langen Sprüngen daherkommen. Zu spät! Hurra! Und die Hände zusammenschlagend, blickte sie nach dem Manne -- — es war Fort! Mit dem seltsamsten Gefühl — Staunen, Freude, Spannung, als gäbe es eine Verschwörung — sah sie ihn auf sich zukommen.

„Ich hab' so sehr gewünscht, daß das Kaninchen entwischen soll," stieß sie mit einem Seufzer hervor. „Ich habe es beobachtet und danke Ihnen."

Er blickte sie an. „Du meine Güte!" war alles, was er hervorbrachte.

Noel fuhr mit den Händen nach ihren Wangen. „Ja, ich weiß; ist meine Nase sehr rot?"

„Nein; Sie sind so schön wie Ruth, wenn sie überhaupt schön war."

Ss — ss! Die Mähmaschine kam vorüber. Noel wollte ihren Platz in der Reihe wieder einnehmen, doch er packte sie am Arm und sagte: „Nein, lassen Sie m i c h die Arbeit zu Ende führen. Seit der Krieg begonnen hat, hab' ich keinen Tag mehr mit Landarbeit verbracht. Erzählen Sie mir etwas, während ich Garben binde."

Sie sah ihm zu. Er knüpfte das Seil fester als sie und nahm größere Garben, sodaß sie etwas wie Neid empfand.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie in diesen Dingen bewandert sind."

„Aber ja, natürlich. Ich hatte einmal eine Farm draußen im Westen. Es geht nichts über die Feldarbeit, wenn man mit sich zufrieden sein will. Ich habe Ihnen zugesehn — Sie binden wirklich gut."

Noel stieß einen Seufzer der Befriedigung aus.

„Wo kommen Sie her?" fragte sie.

„Geradewegs vom Bahnhof. Ich hab' Urlaub." Er sah zu ihr auf und beide schwiegen.

Ss — ss! Die Mähmaschine kam wieder heran. Noel begann an dem einen Ende des Feldes, das man ihr zugeteilt hatte, zu binden, und Fort am andern. Sie arbeiteten einander entgegen und trafen sich, ehe die Mähmaschine ein drittes Mal vorbeikam.

„Wollen Sie zum Abendbrot zu uns kommen?"

„Herzlich gerne!"

„Dann wollen wir jetzt gehen. Ich will nicht noch mehr Kaninchen umkommen sehn."

Auf dem Heimweg sprachen sie nur wenig, aber sie fühlte die ganze Zeit hindurch seine Augen auf sich ruhen. Sie ließ ihn in Gesellschaft von George und Gratian, die eben nach Hause gekommen waren, und ging hinauf, um ein Bad zu nehmen.

Das Abendbrot war draußen in der Veranda aufgetragen worden, und es dunkelte fast, ehe sie fertig wurden. Mit dem Schwinden des Lichtes wurde Noel allmählich stiller und stiller. Als man ins Haus ging, lief sie zu ihrem Kind hinauf. Sie kam nicht mehr herunter, sondern stand am Fenster und beugte sich hinaus, genau so, wie an jenem Abend vor ihres Vaters Abreise. Es war eine dunkle Nacht, ohne Mond; beim Licht der Sterne konnte sie nur den dämmerigen Garten sehn,

in dem keine Ziege mehr graste. Nun, da die erste Erregung geschwunden war, erfüllte sie das plötzliche Wiedererscheinen Forts mit unruhiger Schwermut. Sie wußte ganz genau, warum er gekommen war, hatte es immer gewußt. Es war ihr nicht recht klar, was sie eigentlich wollte, wohl aber wußte sie, daß sie in den letzten Wochen zwischen seinem Einfluß und dem ihres Vaters hin- und hergeschwankt hatte, bald dem einen, bald dem andern nachgebend. Und seltsamerweise schienen sie die Wünsche eines jeden, anstatt sie vom andern wegzuziehen, gerade in die Arme des Gegners zu treiben. Sie fühlte, daß sie sich unter den Schutz des einen oder des andern stellen mußte, und der Gedanke demütigte sie, daß es auf der weiten Welt keinen andern Platz für sie gebe. Die eine leidenschaftliche Nacht in der alten Abtei schien für ihr ganzes künftiges Leben richtunggebend zu sein. Warum sollte diese eine Nacht, diese eine Tat solch unheimliche Kraft besitzen, sie auf diesen Weg oder auf jenen, in diese Arme oder in jene zu treiben? Mußte sie deshalb immer eines Schutzes bedürfen? Wie sie so im Finstern dastand, schien es ihr fast, als ständen die beiden hinter ihr und versuchten sie zu überreden; ein Schauer rann ihr über den Rücken. Gern hätte sie sich nach den beiden umgewandt und ihnen zugerufen: ‚Geht weg, o geht doch weg! Ich brauche keinen von euch. Ich will nur in Ruhe gelassen werden!' Dann berührte etwas ihren Hals — war's ein Nachtfalter? Sie rang nach Atem und erbebte. Wie dumm!

Sie hörte, daß jemand die Hintertür an der andern Seite des Hauses öffnete; eine leise Männerstimme drang aus dem Dunkel zu ihr herauf:

„Wer ist die junge Dame, die aufs Feld arbeiten geht?"

Eine andere Stimme — die einer Magd — antwortete:

„Die Schwester der gnädigen Frau."

„Ist's wahr, daß sie ein Kind hat?"

„Scher' dich nicht um das, was sie hat."

Noel vernahm das Lachen des Mannes. Es schien ihr das abscheulichste Lachen, das sie je gehört hatte. Sie dachte rasch, ohne sich zu besinnen: ‚Nur weg von all dem!' Das Fenster war nur ein paar Fuß über dem Boden. Sie kletterte auf das Sims, ließ sich hinunter und sprang ab. Ein Blumenbeet war unter ihr, ganz weich, das duftete nach Geranienblättern und Erde. Sie strich sich zurecht und auf den Zehenspitzen schritt sie über den Kies und den kleinen Rasenplatz zur Gartentür. Das Haus lag dunkel und schweigend da. Sie ging weiter, die Straße entlang. ‚Herrlich!' dachte sie. ‚Nacht für Nacht schlafen wir, ohne jemals die Nacht zu sehn, schlafen, bis man uns weckt, und sehen nie etwas. Wenn sie mich wieder einfangen wollen, werden sie sich beeilen müssen.' Und sie begann, in Abendkleid und Halbschuhen, mit bloßem Kopf die Straße hinunterzulaufen. Nach etwa dreihundert Schritten, am Waldrand, blieb sie stehn. Da drinnen war es herrlich dunkel und sie tastete sich von Stamm zu Stamm, voll Entzücken und doch erschreckt das Neue und das Abenteuer genießend. Endlich blieb sie neben einem schlanken Baum stehn, dessen Rinde matt schimmerte. Sie legte die Wange an den glatten Stamm — es war eine Birke; und die Arme um den Stamm geschlungen, stand sie regungslos. Wundervolle, zauberhafte Stille umgab sie, frisch, süß duftend und dunkel! Plötzlich bebte der kleine Baum in ihren Armen und sie vernahm das leise, ferne Rollen, das ihr nun schon so vertraut war — die Kanonen, die nie ruhten und die mordeten — Menschen mordeten, Bäume mordeten, kleine Bäume, vielleicht wie dieser da in ihren Armen, kleine zitternde Bäume! Dort draußen in der dunklen Nacht, dort sollte es keinen unverletzten Baum mehr geben so wie diesen glatten bebenden

Stamm, kein Kornfeld, nicht einmal Busch oder Grashalm, keine rauschenden, süßduftenden Blätter, weder Vögel noch die kleinen samtfüßigen Tiere der Nacht; bloß Ratten gab es wohl überall. Und sie schauderte und dachte an den belgischen Soldatenmaler. Den Baum fest umfangend, preßte sie den glatten Stamm an sich. Wieder stieg in ihr das hilflose, hoffnungslose Gefühl der Revolte und des Kummers auf, das die Ursache des leidenschaftlichen, kurzen Ausbruchs ihrem Vater gegenüber gewesen war, am Abend ehe er abreiste. ‚Getötet, zerrissen und zermalmt; versengt und getötet wie Cyril! Alles, was jung war, wie dieser kleine Baum.'

Schlag auf Schlag erdröhnte, immer wieder ging das Beben durch den Wald. Und sonst war alles so still, so still und lieblich; hell schimmerten die Sterne durch das Laub . . . ‚Ich kann es nicht ertragen,' dachte sie und preßte die Lippen, noch heiß von der Sonne des Tages, auf die seidige glatte Rinde. Doch der kleine Baum stand wie leblos in ihren Armen und bebte nur beim lang anhaltenden Rollen der Kanonen. Mit jedem dieser dumpfen Schläge erloschen Leben und Liebe gleich den Kerzenflammen am Weihnachtsbaum, wenn eine um die andere ausgeblasen wird. Für ihre Augen, die sich nun an die Dunkelheit gewöhnt hatten, schien der Wald allmählich lebendig zu werden, als belauere er sie wie ein Ungetüm mit hundert Gliedern und Augen — sie konnte es atmen hören. Der kleine Baum, der ihr so freundlich gegenüber gestanden, gewährte ihr plötzlich keinen Trost mehr und wurde ein Teil des lebendig gewordenen Waldes; unzugänglich und kalt starrte er sie an, diesen Eindringling, der der boshaften, der unheilvollen Brut angehörte, die jenen grollenden Donner auf Erden entfesselte. Noel ließ den Baum los und schrak zurück. Ein Zweig zerkratzte ihren Hals, ein paar Blätter schlugen ihr gegen die Augen; sie trat zur Seite,

strauchelte über eine Wurzel und fiel. Auch ein Ast hatte ihr einen Schlag versetzt und sie lag ein wenig betäubt und zitternd vor dieser feindseligen Dunkelheit. Sie hob die Hände vors Gesicht, nur um etwas Helleres zu sehen; es war dumm und kindisch, aber sie hatte Angst. Der Wald schien tausend feindliche Augen, tausend feindliche Arme zu haben, schien nur darauf zu warten, sie zu schlagen, niederzuwerfen und sie in seiner Dunkelheit gefangen zu halten, bis — —! Sie stand auf, tat einige Schritte und blieb wieder stehen — sie hatte vergessen, wo sie hergekommen war. Sie fürchtete sich, tiefer in den unfreundlichen Wald hineinzugehen, und sie wandte sich langsam um, bemüht den Weg zu finden, den sie einschlagen sollte. Doch rings umher starrte sie nur das Ungetüm an, mit den zahllosen Armen über dem Boden und in der Luft. ‚Irgendwie,' dachte sie, ‚werd' ich schon hinauskommen!' Und sie tastete vorwärts, die Hände schützend vors Gesicht gehoben. Es war albern und doch konnte sie des Gefühles der Entmutigung, des Verirrtseins nicht Herr werden, das denjenigen überkommt, der sich im Dickicht oder im Nebel verirrt hat. Wäre der Wald nur nicht so dunkel, so — lebendig gewesen! Einen Augenblick kam ihr der sinnlose, erschreckende Kindergedanke: ‚Wenn ich nun nie mehr hinauskann!' Dann lachte sie darüber und blieb wieder lauschend stehen. Kein Laut, der ihr die Richtung gewiesen hätte, alles totenstill; nichts als das leise, dumpfe Rollen, das nun von allen Seiten zu kommen schien, während die Bäume sie anstarrten. ‚Hu!' dachte sie, ‚dieser gräßliche Wald!' Sie erkannte jetzt, daß in seiner Finsternis mit den unheimlichen Gebilden und schlangengleichen Ästen Hexen und Riesen hausten. Wieder kletterte und tastete sie sich weiter, strauchelte von neuem und fiel mit der Stirn gegen einen Baumstamm. Der Schlag betäubte

und ernüchterte sie. ‚Zu dumm!‘ dachte sie, ‚wie ein Kind bin ich. Ich will recht langsam gehen, bis ich zur Straße komme. Ich weiß doch, daß der Wald nicht endlos ist.‘ Sie prüfte genau, nach welcher Richtung sie gehen solle, wählte ernsthaft diejenige, aus der der Kanonendonner zu kommen schien, und bewegte sich wieder langsam, mit ausgestreckten Händen vorwärts. Da raschelte es ganz nah im Unterholz und sie sah ein paar grüne Augen leuchten. Vor Schrecken stand ihr das Herz still. Das Geschöpf tat einen Sprung — Farne und Zweige rauschten — dann wieder Stille. Noel preßte die Hände an die Brust. Eine wildernde Katze! Und wieder schritt sie weiter. Doch sie hatte die Richtung verloren. ‚Ich geh' im Kreis,‘ dachte sie. ‚So ergeht es allen.‘ Und das Gefühl der Entmutigung, des Verirrtseins packte sie wieder. ‚Soll ich um Hilfe rufen?‘ überlegte sie. ‚Die Straße muß ganz nahe sein. Aber es ist so kindisch.‘ Wieder ging sie weiter. Ihr Fuß berührte etwas Weiches. Eine heisere Stimme stieß einen Fluch aus; eine Hand packte sie am Fußgelenk. Sie sprang empor, wand sich und riß sich los; wie irr vor Schrecken schrie sie auf und stürzte blindlings davon.

FÜNFTES KAPITEL

Jimmy Fort war fest davon überzeugt, daß Noel ihn bestenfalls als Rettungsanker betrachten würde. Während der Wochen nach der Unterredung mit ihrem Vater hatte ihn ihr Bild unablässig verfolgt und oft sagte er sich: ‚Es geht nicht — es wäre einfach unanständig von mir, dieses Kind gewinnen zu wollen, da ich doch nicht die geringsten Aussichten hätte, wenn sie nicht ins Unglück geraten wäre.' Er hatte von seinem Äußeren nie viel gehalten, jetzt aber erschien er sich geradezu lächerlich alt und ausgedörrt von diesem öden Großstadtleben. Er haßte die Büroarbeit, die man ihm zugewiesen, haßte den Amtsschimmel überhaupt. Wenn das noch ein Jahr so weiterging, würde er einschrumpfen wie ein alter Apfel! Jetzt, da er von Jugend und Schönheit träumte, begann er sich angstvoll zu beobachten, um festzustellen, was ihm an physischen Vorzügen geblieben war — würde er doch nächsten Monat vierzig sein, und sie war neunzehn Jahre alt! Allein manchmal schien es ihm auch, als ob er mit ihr noch einmal jung sein könnte, so jung wie ihr erster Geliebter. Er machte sich so wenig Hoffnung, daß ihre ‚Vergangenheit' ihn kalt ließ. Gab ihm nicht gerade diese Vergangenheit einen schwachen Hoffnungsschimmer? Zwei Dinge hatte er sich gelobt: Er würde niemals aus Noels Unglück Nutzen ziehen und, falls sie ihn am Ende doch erhören sollte, nie darauf anspielen, daß sie überhaupt eine Vergangenheit hatte.

Nachdem er Gratian geschrieben, verbrachte er die letzte

Woche vor Beginn seines Urlaubs mit Versuchen, seiner Erscheinung neue Jugendlichkeit zu verleihen, mit dem Erfolg, daß er sich noch älter, magerer, knochiger und brauner vorkam als gewöhnlich. Er stand früh auf, ritt selbst im Regen, nahm Dampfbäder und trieb allerlei gymnastische Übungen; er rauchte und trank nicht und ging zeitig schlafen, als müßte er sich auf ein Rennen vorbereiten. Als es am letzten Nachmittag endlich galt, die verhängnisvolle Pilgerfahrt anzutreten, besah er sein Spiegelbild mit einer Art Verzweiflung, so hager und lederfarben erschien ihm sein Gesicht, und er zählte fast ein Dutzend grauer Haare.

Nachdem er im Hause den Bescheid erhalten hatte, Noel arbeite im Feld, hatte er zum erstenmal die Empfindung, vom Schicksal begünstigt zu werden. Im Freien würde ihm das Wiedersehn viel leichter fallen! Sie bemerkte ihn erst, nachdem er sie minutenlang beobachtet hatte, wobei sein Herz heftiger schlug als je zuvor im Schützengraben; das neue zuversichtliche Gefühl blieb ihm treu während der Begrüßung, während des Abendessens, ja selbst dann noch, als Noel sich vom Tisch erhoben hatte, um ihr Zimmer aufzusuchen. Plötzlich schwand es so jäh, wie man einen Rolladen herunterläßt. Er blieb noch sitzen, versuchte sich am Gespräch zu beteiligen, wurde aber zusehends einsilbiger und zerstreuter.

„Die Arbeit ermüdet Nollie so sehr," sagte Gratian. Er wußte, sie meinte es gut, aber es erschien ihm von übelster Vorbedeutung, daß sie es überhaupt sagte. Endlich empfahl er sich, da alle Hoffnung, Noel an diesem Abend noch einmal zu sehen, geschwunden war und ihm auf einmal bewußt wurde, daß er Gratians letzte drei Fragen nur aufs Geratewohl beantwortet hatte.

Im Hauseingang sagte George: „Sie kommen doch morgen zum Lunch?"

„O danke, ich fürchte, Ihnen allen lästig zu fallen."

„Keine Spur. Nollie wird morgen sicherlich nicht so müde sein."

Auch er meinte es gut. Sie waren beide sehr liebenswürdig. Fort blieb an der Gartentür stehen, blickte zu den Fenstern empor und versuchte zu erraten, welches ihr Zimmer sein mochte, aber alles lag im Dunkeln. Nach ein paar Schritten auf der Straße blieb er stehn, um sich eine Zigarette anzuzünden; er lehnte sich gegen einen Zaun, sog den Rauch tief in seine Lungen ein und suchte den Schmerz in seinem Herzen zu betäuben. Die Sache war also aussichtslos! Noel hatte die erste, die allererste Gelegenheit benützt, ihm zu entwischen! Sie mußte wohl um seine Liebe wissen, denn Blick und Stimme hatten ihn trotz seiner Zurückhaltung stets verraten. Hätte sie auch nur das Allergeringste für ihn übrig gehabt, so wäre sie ihm gewiß heute am ersten Abend nicht ausgewichen. ‚Ich werde in diese öde Stadt zurückkehren,' dachte er; ‚ich werde nicht bitten und jammern, ich werde die Zähne zusammenbeißen und zurückkehren; ein wenig Stolz muß der Mensch doch haben. Warum zum Teufel hab' ich mich so verrannt? Könnte ich nur wieder nach Frankreich!' Doch da sah er im Geiste Noel, die sich über die fallenden Halme neigte. ‚Einen letzten Versuch will ich machen,' dachte er, ‚einen allerletzten — morgen werde ich mir irgendwie absolute Gewißheit verschaffen. Trifft mich dann dasselbe Schicksal wie Leila, so werde ich's wohl verdient haben. Arme Leila! Wo mag sie jetzt sein? Wieder in High Constantia?' Was war das? Ein Schrei — ein Angstschrei — in jenem Gehölz? Er schritt hinüber zum Waldrand und rief: ‚Hallo!' Dann stand er wartend und spähte in die Finsternis. Er hörte, wie jemand durchs Gebüsch brach, und stieß einen Pfiff aus. Eine Gestalt stürzte hervor, fast in seine Arme.

Er rief: „Hallo, was gibt's denn?"

Eine Stimme keuchte: „O, es ist — es ist nichts!"

Er erkannte Noel. Sie war zurückgewichen und stand einen Schritt weit von ihm entfernt. Undeutlich sah er, daß sie ihr Gesicht mit den Armen bedeckte, begriff instinktiv, daß sie ihre Furcht verbergen wollte, und sagte daher ruhig:

„Ein glücklicher Zufall, daß ich eben vorbeikam! Es ist furchtbar finster."

„Ich — ich hab' mich verirrt und ein Mann — packte meinen Fuß im Dickicht!"

Aus der Fassung gebracht durch ihre angstvollen, schluchzenden Atemzüge, trat er auf sie zu und legte die Hände auf ihre Schultern. Er stützte sie ganz leicht, ohne zu sprechen, aus Furcht, ihren Stolz zu kränken.

„Ich — ich hab' mich dort verirrt," keuchte sie, „und die Bäume — und ich bin über einen schlafenden Mann gestolpert, und er — —"

„Ja, ja, ich weiß schon," murmelte er beschwichtigend, wie zu einem Kind. Sie hatte jetzt die Arme sinken lassen, er konnte ihr Gesicht sehen mit den unnatürlich weit aufgerissenen Augen und den bebenden Lippen. Seine starke Bewegung riß alle Schranken in ihm nieder, er zog sie dicht an sich heran, so daß er das Pochen ihres Herzens fühlen konnte, und berührte ihre feuchte Stirn mit den Lippen. Sie schloß die Augen, unterdrückte einen Seufzer und vergrub ihr Gesicht in seinem Rock.

„Nur ruhig, ruhig, Liebling!" sagte er immer wieder und konnte fühlen, wie ihre Wange sich an seine Schulter schmiegte. Sie war sein geworden — sein! Jetzt würde sie sich ihm nicht wieder entziehen, davon war er so gut wie überzeugt. In seinem Staunen und seiner Begeisterung darüber erschienen ihm die Sterne in ihrem Lauf, die ganze Welt um sie her, ja selbst der Wald, der sie erschreckt hatte, als Wun-

der der Schönheit und der Harmonie. Durch einen Glücksfall, wie kein Mann ihn je zuvor erlebt, war sie sein geworden! Und immer wieder sagte er leise:

„Ich liebe dich!“ Sie lehnte regungslos an seiner Schulter und ihr Herz schlug allmählich ruhiger. Er konnte fühlen, wie sie ihr Gesicht an dem Wollstoff seines Anzugs rieb. Plötzlich schnupperte sie daran und flüsterte:

„Wie gut das riecht!“

SECHSTES KAPITEL

Wenn die heiße Sonne Ägyptens das ganze Land versengt, sehnt der Europäer stets den Abend herbei, dessen rosiger Schleier opalisierend im Grau der Hügelkette zerfließt und schillernd in das allmählich tiefer werdende Blau des Himmels übergeht. Im Garten des Kriegsspitals, unter einer kleinen Gruppe von Palmen und Bougainvillea, stand Pierson und blickte hinaus in die geheimnisvolle Wüste. Im Lied des Abends fehlte keine Stimme. Ein Grammophon in einem entfernten Flügel des Hauses plärrte einen Varieté-Schlager; von zwei Flugzeugen, die wie Raubvögel über der Wüste ihre Kreise zogen, drangen schwache surrende Geräusche zur Erde nieder; vom Araberdorf wurde der Klang metallischer Stimmen herübergeweht; die Räder der Brunnen knarrten, und ab und zu fuhr der Wüstenwind mit trockenem Rascheln durch die Palmblätter. Eine alte Straße führte hier vorbei, weithin kenntlich gemacht durch kleine, altertümliche Wachttürme. Seit vielen Jahrhunderten war die Menschheit wohl schon auf diesem Weg nach Ost und West gezogen! Seit undenklichen Zeiten waren braune Männer mit ihren Kamelen diesem Pfad quer durch die Wüste gefolgt, die Wüste, die Pierson immer mit andächtigem Staunen erfüllte, so unendlich still war sie, unendlich weit, unendlich einsam, und jeden Abend so herrlich schön! Bisweilen war es ihm, als könnte er ewig so verweilen, in Schauen versunken, als wäre die grausam-mystische Holdseligkeit dieser Landschaft seine eigentliche Heimat;

dennoch verursachte ihr Anblick ihm stets schmerzliches Heimweh.

Die neue Arbeit hatte ihn bisher den Herzen seiner Mitmenschen keinen Schritt näher gebracht, zumindest glaubte er das. Sowohl bei der Sammelstelle seines Regiments als auch hier im Krankenhaus, dem er nur vorübergehend zugeteilt war, während er auf den Transport nach Palästina wartete, war jedermann freundlich zu ihm gewesen, wohlwollend und gewissermaßen nachsichtig, etwa in der Art, wie Schulknaben einen gutmütig verträumten Lehrer, oder Kaufleute einen von harmlosem Idealismus beseelten Erfinder behandeln, der ihr Kontor aufsucht. Er hatte sogar die Empfindung, als sähen ihn die Soldaten gern bei sich, ebenso wie sie gern Talismane und Fahnen mit sich führten. Schlichte Kameradschaftlichkeit von Mensch zu Mensch jedoch schienen sie weder von ihm zu erwarten noch zu verlangen, so daß es ihm indiskret und zudringlich geschienen hätte, ihnen mit diesem Gefühl entgegenzukommen; er wußte auch gar nicht mehr, wie er das hätte anstellen sollen. Er fühlte sich sehr einsam. ‚Wenn ich erst einmal dem Tod Aug in Aug gegenüberstehe,' dachte er oft, ‚wird es anders werden. Der Tod macht uns alle zu Brüdern. Dann kann ich ihnen vielleicht wirklich helfen.'

Während er dem vielstimmigen Lied des Abends lauschte und in die alte Wüstenstraße hinaussah, überbrachte man ihm einen Brief.

‚East Bungalow.

Geliebter Dad!

Ich hoffe zuversichtlich, daß diese Nachricht Dich erreicht, ehe Du weiter nach Palästina reisest. In Deinem letzten Brief teiltest Du uns als Termin Ende September mit, sodaß unser Schreiben gerade noch rechtzeitig eintreffen wird. Ich habe

Dir eine große Neuigkeit zu melden, fürchte aber, daß sie Dich kränken und Dir Sorge machen wird: Nollie hat Jimmy Fort geheiratet. Sie wurden heute nachmittags hier getraut und sind soeben nach London gefahren, wo sie jetzt natürlich eine Wohnung suchen müssen. Nollie war ganz unstet, vereinsamt und unglücklich seit Deiner Abreise, und ich bin der festen Überzeugung, daß sie gut daran tat, zu heiraten. Sie scheint mir jetzt völlig verwandelt und ist verliebt bis über die Ohren. Die ganze Sache sieht Nollie ähnlich. Sie behauptet, sie hätte bis zur letzten Minute selbst nicht gewußt, was sie eigentlich wollte, jetzt aber könnte man meinen, sie hätte nie etwas anderes gewollt, als Jimmy Forts Frau zu werden.

Liebster Dad, Nollie hätte sich allein nie zurechtgefunden, es liegt nicht in ihrer Natur, und George und ich sind ganz überzeugt, daß es so am besten ist. Diese Lösung ist gewiß nicht ideal, da wir ihr doch das Allerschönste gewünscht hätten! Weil sie aber flügellahm war, Fort sie überdies auf Händen trägt, was Du vielleicht nicht für möglich hieltest und auch jetzt nicht glauben wirst, so müssen wir uns wohl damit zufriedengeben. Die Hauptsache bleibt, Noel glücklich und in guter Hut zu wissen. Sie ist großer Hingabe fähig, doch muß sie fest verankert sein. Zuletzt war sie vollkommen steuerlos und niemand kann sagen, welches Unheil sie in einer ihrer Stimmungen hätte anrichten können. Wollte Gott, Du würdest die Sache nicht tragisch nehmen! Nollie ängstigt sich ungemein über diesen Punkt. Ich begreife vollkommen, wie furchtbar es für Dich sein muß, eben jetzt so weit weg von uns zu weilen, vielleicht versuchst Du aber dennoch, der Sache eine freundliche Seite abzugewinnen ... Nollie ist außer Gefahr, ihre Situation war ja wirklich furchtbar. Auch für das Kind kann die Veränderung nur von Vorteil sein, und Noel schuldet ihm wohl alle Rücksicht. Meiner Meinung

nach sollte man die Dinge nehmen, wie sie eben sind, liebster Dad. Kein Mensch in der Welt hätte Nollies Flügel wieder heilen können. Sie ist keine Kampfnatur, deren Ehrgeiz es ist, eigene Wege zu gehen, oder eine von denen, die den Schleier nehmen. Es ist daher alles in Ordnung, lieber Dad! Sie schreibt Dir selbst. Ich glaube bestimmt, daß es nicht Leilas Absicht war, Jimmy Fort unglücklich zu machen, bloß weil er sie nicht lieben konnte; sonst wäre sie ja niemals fortgegangen. George läßt Dich bestens grüßen; es geht uns ausgezeichnet und Nollie sieht noch immer von der Erntearbeit herrlich aus. Viele herzliche Grüße von mir, liebster Dad. Sollen wir Dir irgendetwas besorgen und schicken? Gib nur gut acht auf Deine Gesundheit und sei nicht traurig Nollies wegen.

Gratian.'

Aus dem großen Brief flatterte ein Stück Papier zwischen die umherliegenden toten Palmblätter nieder. Pierson hob es auf.

‚Daddy-Liebling!

Ich hab's doch getan. Verzeih mir — ich bin so glücklich.

Deine Nollie.'

Die Wüste schimmerte, die Palmblätter raschelten und Pierson suchte der Erregung Herr zu werden, in welche die beiden Briefe ihn versetzt hatten. Er war nicht zornig, ja nicht einmal gereizt; er fühlte keine Trauer, nur eine so trostlose Verlassenheit, daß er nicht wußte, wie er sie ertragen sollte. Das letzte Bindeglied zwischen ihm und dem Leben schien gerissen. ‚Meine Kinder sind glücklich,' dachte er, ‚wenn ich es nicht bin — was liegt daran? Mein Glaube und meine Überzeugung bedeuten ihnen gar nichts — wie sollten sie danach handeln? Ich darf und will mich nicht so einsam

fühlen. Das Bewußtsein von Gottes Gegenwart und Führung sollte mir stets gegenwärtig sein. Verliere ich diese Zuversicht, wem kann ich dann noch nützlich sein? Den armen Jungen dort drinnen nicht, und überhaupt niemandem in der Welt.'

Ein alter Eingeborener ritt auf einem Esel vorbei und blies eine sudanesische Weise auf einer kleinen arabischen Holzflöte. Pierson summte die Melodie vor sich hin, während er ins Spital zurückging. Er begegnete einer Krankenschwester.

„Der arme Junge im letzten Bett von Abteilung A verfällt zusehends, Sir; ich glaube, er würde Sie gerne sehn."

Pierson betrat die Abteilung A und schritt die Betten entlang bis zum letzten Fenster an der Westseite, wo zwei Wandschirme aufgestellt waren, die das Lager einschlossen. Eine zweite Schwester, die dort saß, erhob sich sogleich.

„Er ist vollständig bei Bewußtsein," flüsterte sie, „er kann auch noch ein wenig sprechen. So ein lieber Mensch!" Eine Träne rollte über ihre Wange und die Schwester verschwand hinter dem Wandschirm. Pierson blickte auf den Jungen hinab, vielleicht war er schon zwanzig Jahre alt, aber der Flaum auf seinen Wangen war weich und beinahe farblos. Er hielt die Augen geschlossen, atmete gleichmäßig und schien keinen Schmerz zu fühlen, dennoch war er vom Tod gezeichnet; es lag über ihm wie ein Hauch von Ergebung, wie Grabesschatten. Das Fenster mit dem Moskitonetz stand weit offen, ein schmaler Sonnenstreifen blinzelte herein, fiel quer über das Fußende des Bettes, glitt langsam zurück über die Leintücher und den Körper des Jungen und wurde immer kürzer, je länger er dahinschlich. Grauweiß erschien alles ringsum im Bereich der kahlen Mauern, das Bett, das Gesicht des Kranken, nur der schwachgelbe Sonnenstreifen und der

rot-blaue Fleck einer kleinen Flagge an der Wand leuchteten hell auf. Zu dieser kühlen Abendstunde war der Saal hinter den Wandschirmen fast leer, sodaß nur leise Geräusche hereindrangen; hie und da raschelten draußen die Palmblätter. Pierson wartete schweigend und sah zu, wie die Sonne zur Neige ging. Wollte Gott den Jungen zu sich nehmen, ohne ihn noch einmal erwachen zu lassen — es wäre höchste Gnade! Plötzlich aber öffneten sich die Augen des Sterbenden, wunderbar klare Augen von jenem leuchtenden Grau, das dunkel umrändert erscheint; seine Lippen bewegten sich, und Pierson beugte sich zu ihm hinab, um ihn verstehen zu können.

„Ich geh' westwärts, Sir." Das Wispern hatte einen schwachen, summenden Beiklang; sein Mund zitterte; wie ein Kind, das sich kränkt, verzog er einen Augenblick lang das Gesicht.

Pierson durchzuckte der Wunsch: ‚O Gott, laß mich ihm Hilfe spenden!'

„Du gehst zu Gott, mein lieber Sohn!" sagte er.

Ein wunderliches Lächeln huschte wie eine ironische Frage über die Lippen des Jungen.

Zutiefst erschüttert, kniete Pierson nieder und begann leise und inbrünstig zu beten. Sein Flüstern vermischte sich mit dem Rascheln der Palmblätter, während der Sonnenstrahl noch einmal den Körper des Kranken streifte. Der ganze stoische Zweifel, der ganze stoische Gleichmut sprach aus dem Lächeln des Jungen. Es berührte Pierson wie eine unbewußte Herausforderung — es schien so wissend. Er ergriff die Hand, die auf der Decke lag. Die blassen Lippen bewegten sich, wie um zu danken. Der Kranke tat einen langen, schwachen Atemzug, als hätte er den letzten Strahl goldenen Sonnenlichts einsaugen wollen, und die Augen schlossen sich.

Pierson beugte sich über seine Hand. Als er aufsah, war der Junge tot. Er küßte seine Stirn und schritt leise hinaus.

Die Sonne war untergegangen, Pierson entfernte sich vom Spital, um auf einem Hügel jenseits der Straße, hart am Wüstensaum, die Abendröte zu betrachten. Die Sonne und der Knabe — zusammen waren sie nach Westen gewandert, hinein ins weite glühende Nichts.

Während er unaussprechlich einsam dort oben saß, erreichte ihn klar und scharf der Ruf des Muezzins, der im benachbarten Araberdorf zum Abendgebet rief. Warum nur hatte jenes Lächeln ihn so übermächtig ergriffen? Das Lächeln anderer Sterbender, die er gesehn, war dagegen wie das Lächeln des Abends gewesen auf den Hügeln der Wüste — purpurner Friede, himmlische Verheißung. Es war, als hätte ihm das Lächeln des Jungen gesagt: ‚Verschwende keinen Atemzug — du kannst mir doch nicht helfen. Wer weiß etwas — wer kann überhaupt etwas wissen? Ich habe weder Hoffnung noch Glauben, aber mutig gehe ich ins Ungewisse. Leb' wohl!' Armer Junge! Er hatte sich jedem Feind gestellt und ging jetzt ins Ungewisse — ohne Angst. War dies vielleicht die letzte Wahrheit, eine höhere Wahrheit noch als die des Glaubens? Doch erschauernd wich er vor dieser sonderbaren Vorstellung zurück. ‚Im Glauben habe ich gelebt, im Glauben will ich sterben!' dachte er. ‚Gott helfe mir!' Und ein Windstoß, der den Wüstensand aufwirbelte, trieb Sandkörner gegen die Flächen seiner Hände, die er ausgebreitet hielt über die warme Erde.

3 6655 00069272 3
PR6013.A5 S23
Galsworthy, John, 1/Heiliger :

PR 6013 .A5 S23
Galsworthy, John, 1867-1933
Ein Heiliger

PR 6013 .A5 S23
Galsworthy, John, 1867-1933
Ein Heiliger

DATE DUE	BORROWER'S NAME

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708